

Carl Gustaf Hultén



Carl Spitteler im Jahre 1915

Gemälde von Ferdinand Hodler
im Besitz von Fräulein Anna Spitteler in Luzern

CARL SPITTELER

Autobiographische
Schriften

*



ARTEMIS-VERLAG ZÜRICH

Mit achtzehn Bildern und zwei Handschriftproben

*

Der sechste Band wurde herausgegeben von

GOTTFRIED BOHNENBLUST

MEINE FRÜHESTEN ERLEBNISSE

HILFLOS UND SPRACHLOS

Die Träume des Kindes

Im Anfang ist der Schlaf, lehrt tausendjährige Beobachtung. Im Anfang war der Traum, ergänzt meine Erinnerung. Und kein Traum war jemals der erste, selbst der älteste besann sich auf einen Vorgänger.

Ich spreche vom Traum im Schläfe, von der nämlichen Erscheinung, die auch dem Erwachsenen geschieht: Stilles Erwachen der scheuen Seele, wenn die Aufpasser: der Geist, der Wille, die Sinne ermüdet ruhen, spielerische, launenhafte Verarbeitung der Themen, die das Auge bei Tage aus der Wirklichkeit geschöpft, freies Erschaffen und Erdichten von leuchtenden Bildern und Gemälden, unbefugtes Auftauchen unterdrückter Sehnsuchtswünsche unter falschem Antlitz und Namen.

Der letztere, der verräterische Sehnsuchts- und Wehmuttraum, ist ein Vorrecht des Erwachsenen. Die thematische Verarbeitung dagegen und das Dichten versteht der Traum des Kindes besser. Tausend kleine Dinge und Vorkommnisse des wachen Lebens, die den abgestumpften Erwachsenen gänzlich kalt lassen, die er nicht einmal mehr sieht und, wenn er sie sieht, nicht bemerkt, rühren dem Kinde, weil es noch frisch fühlt und weil ihm die Erdendinge neu sind, bis in die Seele und erzeugen Traumspiegelungen im Schläfe. Ich kann aus meiner Erfahrung berichten, daß mir ein Eisengitter um ein Haus, ein flüchtiger Blick in ein Kellergeschoß in der darauffolgenden Nacht ernste, tiefsinnige Träume verursachten, daß auf größere Neuigkeiten, zum Beispiel auf den erstmaligen Anblick strömenden Wassers, ein wahrer Traumsturm folgte. Und wie golden schon die Landschaftsbilder in den

Träumen des Erwachsenen leuchten mögen, die Landschaften, die der Traum des Kindes malt, sind noch viel seliger und süßer. Die Träume meiner zwei ersten Lebensjahre sind meine schönste Bildersammlung und mein liebstes Poesiebuch. Niemand wird mir zumuten, daß ich sie erzähle; denn Träume lassen sich ja überhaupt nicht erzählen; sie zerrinnen, wenn der nüchterne Verstand sie mit Worten anfaßt.

Von den Sehnsuchtsträumen kennt das Kind wenigstens den Liebestraum, jenen Traum, der über eine herzinnige Gegend den Seelenodem eines geliebten Menschen wie einen Schmelz hinaucht, während vielleicht die Gestalt des Geliebten in dem Gemälde gar nicht sichtbar wird. So erging es mir als Kind mit meiner Großmutter. Welche Märchenlandschaften immer der Traum mir vorzaubern mochte, unfehlbar schwebte der Geist meines Großmütterchens darüber.

Die Traumwelt ist ein Reich für sich, mit besonderer Landeshoheit und eigenem Verkehrswesen. Drahtlose Phantasie entführt auf geheimen Wegen den Träumenden blitzschnell an die entlegensten Stellen, zum Beispiel in die früheste Kindheit zurück, und läßt ihn dort wieder genau so schauen und fühlen, wie er einst geschaut und gefühlt hatte. Wenn ich aber im Traum die nämlichen Gefühle und Gesichte erlebe, ob ich zweijährig oder zwanzigjährig oder sechzigjährig bin, wenn ich darauf beim Erwachen es als eine Überraschung empfinde, daß ich das eine Mal mich als gesund, ein anderes Mal als krank verspüre, heute vor der Welt einen Buben vorstelle, den man maßregelt, morgen einen bärtigen Mann, vor welchem man den Hut zieht, so gelingt es mir nicht, nichts dabei zu denken. Folgendes muß ich denken: Inwendig im Menschen gibt es etwas, nenne man es Seele oder Ich oder wie man will, meinetwegen X, das von den Wandlungen des Leibes unabhängig ist, das sich nicht um den Zustand des Gehirns und um die Fassungskraft des Geistes kümmert, das nicht wächst und sich entwickelt, weil es von Anbeginn fertig da war, etwas,

das schon im Säugling wohnt und sich zeitlebens gleich bleibt. Sogar sprechen kann das X, ob auch nur leise. Es sagt, wenn ich seinen fremdländischen Dialekt recht verstehe: «Wir kommen von weitem her.»

Freilufttheater

Nicht die Bühne, der Zuschauer ist es, der in dem Theater, das ich meine, Andacht verdient. Zwar ein sonderbarer, kümmerlich gestalteter Zuschauer: ein hilfloses, zwerghaftes Geschöpf ohne Sprache, ohne Zähne, mit lächerlich kleinen Gliedern und einem unmäßig großen Kopf; aber aus dem Kopfe blicken zwei klare, kluge Augen, die, ob noch unerfahren, nicht wissend, was sie sehen, Nähe und Ferne nicht schlichtend, eifrig schauen, saugen und schöpfen; und hinter den Augen lauscht das Edelste, wovon wir Kunde haben: die lebendige Seele.

Sie ist noch fremd hiezulande—halt! wart! zeig! du hast ja ein Johannismwürmchen auf dem Ärmel! wo bist du denn gewesen?—und die Neuigkeiten der Erde, die ihr die Augen melden, erfüllen sie mit Staunen. «Was ist das für ein seltsamer harter Traum dort draußen, der sich nicht verflüchtigt, dessen Bilder bestehen, am hellen Tage, bei wachen Sinnen? Und ein strenger, feindlicher Ernst weht mir aus diesem Traum entgegen, wie von etwas, das anders ist als gut.»

Das ist nun lange her. Aus dem Zuschauer ist inzwischen ein Mitspieler geworden, ungefragt, ohne seine Einwilligung; und eine mühsame Rolle gab es zu lernen, ohne Hilfe eines Buches oder Lehrers, im harten Traum, an welchem man sich stößt und der einen grausam büßt, wenn man seine Rolle nicht weiß. Darüber hat die Seele das Staunen verlernt—es gab Dringlicheres zu tun—, und der Staub der Jahre hat die Urzeit in Vergessenheit begraben. Nur wie etwa aus Trümmerschutt Bruchstücke altehr-

würdiger geheimnisvoller Schriftdenkmäler, so leuchten noch vereinzelte Erinnerungsbilder an die Stunden nach, wo die Seele, noch Neuling auf Erden, als vermeintlich unbeteiligter Zuschauer in den Weltraum staunte. So entsinne ich mich, ergriffen wie vor einem ernsten, erhabenen Kunstwerk, wie und wo—ich könnte die Stellen zeigen—ich zum ersten Male meines Lebens einen Wald schaute, einen Regen im Freien erlebte, einen Fluß strömen sah, und ähnliches.

Kleinigkeiten, nicht wahr? So scheint es. Und doch für mich das Teuerste in meinem ganzen geistigen Besitztum. Was gelten mir zum Beispiel alle Reisen meines Lebens zusammengerechnet im Vergleich zu dem kurzen Viertelstündchen Weg, da ich eines Abends aus dem Acker des Großvaters dem Langen Hag entlang nach dem Steinenbrücklein getragen wurde? Der schwächste Schimmer eines Gedächtnisbildes aus der sprachlosen Zuschauerzeit ist mir wichtig und heilig wie dem Frommen die Bibel.

Warum so wichtig und heilig? Ich vermute, wegen des Johanniswürmchens auf dem Ärmel.

Die Großmutter

Tag und Nacht, immer von neuem Tag und Nacht—wozu? Auf allen Seiten ungeheuerlich viele Dinge, die einen nichts angehen—wofür? Doch aus dem wüsten Wirrsal taucht zu Zeiten ein holdes Gesicht, und so oft das Gesicht nahe kommt, wird einem wohl. Jetzt braucht man nicht mehr zu wissen, warum, fragt überhaupt nicht mehr nach etwas anderm. Dieses Gesicht wurde mir lieb, und mit der Zeit, als ich anfing, Worte zu verstehen und nachzulallen, lehrte man mich seinen Namen: «Großmutter».

Man kann heißer und leidenschaftlicher, aber nicht inniger und seliger lieben, als ich in meinem ersten Lebensjahre meine Großmutter liebte. Eine ruhige, stetige Liebe ohne Trübung, glücklachend, herzjauchzend, mit selbstverständlicher Gewißheit der Gegenliebe, eine Liebe, frei von Wünschen und Seufzern, von Werbung, Versteckspiel und Verschweigen. Lauter Gewinn: Trost, Labsal und Erquickung.

War die Großmutter leiblich zugegen, so liebteste ich sie. Doch nicht etwa mit Küssen—pfui! was haben nur die Großen ewig mit ihrem dummen Küssen!—, sondern mit zärtlichen Händen das traute Gesicht betastet, einerlei wohin, auf den Mund, auf Stirn und Augen, auf die unvergleichlichen runzligen Backen. Es kam vor, daß sie mürrisch dreinschauen, schmälern, schelten wollte. Warum nicht gar! Strenge aus diesem Munde? Das nahm ich gar nicht ernst, das lachte ich einfach weg.

Vielleicht noch glückstiftender wirkte die abwesende Großmutter. Ihr Name, der alles Gute enthielt, vergoldete meine Träume, versüßte mir Feld und Flur. Fremd und kalt glotzte mich die Umwelt an; ein Aufleuchten der Vorstellung von der Nähe der Großmutter, so war das Gelände entsühnt, gesegnet, verwandt.

Es war eine treue Liebe; zehn Jahre hat sie ungemindert vorgehalten, allmählich durch Hinzukunft der Sehnsucht sich sogar noch steigernd, und als sie später nachließ, lag die Ursache nicht an mir. Die größte Bedeutung aber hatte sie für mich am Lebensanfang. Denn in meinem ersten Jahre bedeutete mir die Großmutter mein Glück, meine Poesie, mein verklärtes Ich.

Wenn ich gegen Ende meines ersten Lebensjahres, also etwa nach meinem erstmaligen Ausflug nach dem Steinenbrücklein auf dem Arm der Großmutter, gestorben wäre, so würde ich dort, von wo ich herkam, während man in Liestal ein kleines Kind mehr begrub, den Mund zum Erzählen weit aufgemacht und nach einem langen tiefen Atemzug Unerschöpfliches davon zu berichten gewußt haben, was ich alles auf der Erde Erstaunliches

gesehen und erlebt. Und hätte man mich dann geheißt, den Inhalt meiner irdischen Erlebnisse zusammenzufassen, so würde ich gesagt haben: «Viel Gras und Liebe».

Ich zweifle, ob ich in meinem ganzen späteren Leben wesentlich Neues dazu erlebt habe.

Wenn mich aber jemand fragte: «Wann in deinem Leben warst du am meisten Ich? welches deiner Ich in den verschiedenen Lebensstufen geht dich am nächsten an? welches davon würdest du bekennen, falls du wählen müßtest?»—so würde ich antworten: «Das meiner frühesten Kindheit».

Wach in den scharfen Tag

Während ich in der Regel, um Luft zu schöpfen, nach des Großvaters Acker auf dem Hügel hinter dem Hause gebracht wurde, trug mich das Dienstmädchen einige Male in der Richtung nach dem Städtchen (Liestal), sei es vorn aus dem Hause auf der Landstraße bis zum Stadttor und hinten herum zurück oder in umgekehrter Folge: hinten hinaus und auf der Landstraße heim. An diese Ausflüge in städtischer Richtung knüpfen sich meine ältesten völlig klaren Erinnerungen aus dem nüchternen Tagesleben bei wachen Sinnen.

Ich spürte mich auf dem Arm von jemand herumgetragen, der mich schon früher herumgetragen hatte und der nicht meine Mutter war. Eine Unmenge Licht und Luft traf mein Gesicht. Nach welcher Seite ich die Augen wendete, erblickte ich unglaublich hohe lautlose Dinge, die ich deutlich sah, aber nicht begriff. Und von Zeit zu Zeit rückten ähnliche unmäßig hohe Undinge zu beiden Seiten heran. Diese stummen Ungeheerreihen gewahrte ich weder staunend noch ängstlich, bloß befremdet und ein wenig scheu. Allmählich, wie das so fort dauerte, wurde mir

trübselig zumute. Die ganze Geschichte begann mir zu verleiden. außen wie innen. Denken konnte ich noch nicht, nur fühlen, Mein Gefühl, in Gedanken übersetzt, würde gelaftet haben: «Ich mache nicht mehr mit.» Plötzlich, auf dem Rückwege, zwischen einem Zaun und einem Acker, blitzte mir ein Trost auf: «Die Dinge hier herum kenne ich, von hier geht es zu einem trauten Nestlein und wohlgesinnten Menschen hinunter.» Ob dieser Erkenntnis fiel auf den tröstlichen Fleck Erdboden ein schöner Schimmer, der ihn von der wüsten, weiten Welt auszeichnete. Der schöne Schimmer ist nie erloschen. Zeitlebens hat mir von damals her jenes schmale Weglein auf dem Hügel des Großvaters für den Urkern meiner Heimat gegolten.

Ein anderes Mal, als der Ausflug in umgekehrter Richtung geschah, zeigte auf dem Rückweg die Gestalt, die mich auf dem Arm hielt, mit eifriger Gebärde nach einer himmelhohen, kahlen, häßlichen Mauer. Und da ich dem Zeichen mit gleichgültigem Blick folgte, nicht begreifend, was man von mir begehrte, redete sie mit aufmunternden Locktönen auf mich ein, bis ich endlich mit Anstrengung aller Geisteskraft erriet, inwendig, hinter dieser häßlichen Mauer, wohnten die guten Menschen, die täglichen, die meinigen. Und jetzt wurde die häßliche Mauer schön, das heißt nein, sie blieb genau so häßlich wie vorher, nur war etwas wie ein durchsichtiger Schein darüber, wenn man an das dachte, was dahinter wohnte.

Später wurde ich einmal ins Städtchen selber getragen. Nachdem wir durch einen finstern Hausgang aus der Hauptstraße in eine Nebengasse gelangt waren, kamen wir vor ein enges Gäßlein, in welchem eine Reihe aufgebrachtener Weiber mit den Armen wütend in qualmenden Kesseln herumschlugen. Ganz in Dampf waren sie versteckt. Hoffentlich geht es nicht etwa durch dieses gefährliche Gäßlein! Doch wahrhaftig—warum denn? zum Ausweichen ist ja Platz genug—schwenkte meine Trägerin gerade dorthin. Nun wollte ich mich gewaltig fürchten. Allein, sonder-

bar, das Fürchten gelang mir nicht, es war mir zu schwierig. Ich konnte einzig die Augen aufreißen und den zornigen Weibern entgegenstarren. Diese aber, als ich dicht vor ihnen vorübergetragen wurde, taten mir nicht das mindeste zuleide. Im Gegenteil, sie lächelten mich lieblich an und nickten mir herzliche Grüße zu, wie die Großmutter. «Sind das nun fortan alles meine Großmütter?» fragte ich mich auf dem Heimwege. Und noch mehrere Tage nachher meinte ich jedesmal, wenn die Tür aufging, meine neuen Großmütter müßten hereinkommen. Vergebliche Hoffnung. Es blieb bei der einzigen Großmutter. Schade!

Kinderstubenprosa

Aus der Wiegen- und Kinderstube habe ich wenig Gutes behalten: verworrene Erinnerungen an mühseliges Dasein, verschönt mit Geplärr, versüßt mit Arzneiflaschen und dünnen Zwetschgen. Binde das Ganze zum Strauß, wickle ein Papier darum und schreibe darauf: «Prosa».

Freilich, wenn nichts mehr nützen wollte, gab es noch das Fenster. Darum vom Kindermädchen auf den Arm gehoben, auf- und niedergeschüttelt, an die Scheiben getrommelt und: «Tütütütü, sieh dort die Krähe!» Krähen gab es allerdings jederzeit zu sehen, drüben jenseits der Straße, in der unabsehbar großen Matte des Großvaters. Die bewegten sich, spazierten durchs Gras, flogen auf einen Baum, krächzten, schaukelten auf dem Wipfel oder auf den Zweigen—das war wenigstens etwas, obschon nicht viel. Immer das nämliche, keine Hoffnung auf Abwechslung. Als Vorspiel annehmbar, hingegen das Hauptstück, das man von ihnen erwartete, die besondere Überraschung, blieben sie einem schuldig. Besser schon, wenn es hieß: «Tütütütü, sieh dort den Storch!» Ja, dann spergte ich die Augen auf und wandte keinen Blick von dem



Spittelers Geburtshaus
Alte Brauerei Brodbeck Liestal

prächtigen Herrn, solange er auf der Matte stolzierte. Leider war der Storch kein täglicher Gast wie die Krähen, es gab sogar unendliche öde storchlose Zeiten. Warum ist die Matte so freigebig mit unnützen Krähen und so geizig mit den tröstlichen Störchen? Nein, von der trügerischen Matte will ich nichts mehr wissen! aufhören mit «tütütü»! weg vom Fenster! Also geplärrt, zornig mit den Beinen gestrampelt und mit den Armen um sich geschlagen.

Und erst, wenn es regnete! O Jammer! o Elend! o Verzweiflung! Ja, Verzweiflung, echte, abgrundtiefe, uferlose Verzweiflung. Das Kind kennt ja noch nicht die Vergänglichkeit aller Zustände. Es meint, weil es überall regnet und beständig regnet, werde es immer regnen. Die gepriesene Fähigkeit des Kindes, im Augenblick aufzugehen, hat eben auch ihre Kehrseite. Überhaupt: die Weltanschauung des Kindes! Doch halt! ich möchte nicht in die Philosophie geraten.

Zwei Erfahrungssätze aus meiner Kinderstubezeit darf ich mir aber nicht erlauben zu verschweigen: Man kommt nicht jung auf die Welt und wird allmählich älter, sondern umgekehrt: anfänglich fühlt man sich uralt und erst viel später jung. Es gibt, von innen gefühlt, gar keine Kinder; das ‚Kind‘ ist eine Erdichtung der Erwachsenen.

Gutes hinter den Bergen

Mein Vater wohnte in einem Anbau der Brauerei Gebrüder Brodbeck vor dem Obern Tor zur Miete. Im ersten Stock hatte er seine Familie – dort bin ich geboren –, im Erdgeschoß seine Kanzlei, zuerst als Statthalter (*préfet*), hierauf als Landschreiber (Kanzler).

In ältester Urzeit wurde ich eines Abends, als es schon finster

war, in die Kanzlei hinuntergetragen, wo zwei unbekannte Frauen saßen, die mir mit lockenden Tönen zur Begrüßung empfahlen wurden. Aus den Locktönen erriet ich, daß es sich um freundliche Gestalten handelte. Mehr begriff ich nicht; ich war noch nicht fähig, Worte und Namen zu verstehen und mir fremde Gesichtszüge zu merken. Sehen zwar konnte ich jede ihrer Bewegungen, aber ich sah sie wie eine Pantomime. Auch wußte ich noch gar nicht, was das ist, will und bedeutet: sprechen, reden, sich unterhalten. Ich sah wohl die Lippen sich bewegen, hörte deutlich alle Stimmen, unterschied sie sogar voneinander, doch wozu die Töne geschahen, war mir rätselhaft. Und wie nun folgend von den Anwesenden einige von den Stühlen sich erhoben, den Platz wechselten, sich anders paarten, bald mit diesem, bald mit jenem in der Kanzlei auf- und abschritten, wurde mir vor dem erstaunlichen Anblick unheimlich. Scheu sah ich dem unverständlichen Vorgang zu.

Dann klingelte ein Fuhrwerk vors Haus, die eine der Frauen gab allen die Hand und fuhr gegen das Städtchen in die Nacht hinein. Gleich darauf erschien ein zweiter Wagen, und die übrige, von Papa vor die Haustür begleitet (ich höre noch seine Stimme, wie er sie verabschiedete), reiste nach der entgegengesetzten Seite in die Nacht davon.

Durch diese zwifache nächtliche Abreise gewann ich die Ahnung, daß irgendwo, weit, weit von hier, in dunkeln Gegenden hinter den Bergen, wohlgesinnte Menschen hausten. In der Folgezeit zeichneten sich diese in meiner Vorstellung nach und nach deutlicher ab. Mein Ohr begann einige Namen zu erfassen und zu behalten: Urgroßmutter, Base, Tante, Tantegotte, Langenbruck, Waldenburg. Da jedoch meine Fähigkeit, Verwandtschaftsverhältnisse auseinanderzulesen, äußerst gering war, wurde zur Erleichterung des Verständnisses alles, was Gutes in der Ferne wohnte, ‚Base‘ getauft. Also ‚Base Urgroßmutter‘, ‚Base Salome‘, ‚Base Tantegotte‘ und so weiter.

Leibhaftig bekam ich diese Basen nicht zu Gesicht. Dagegen machten sie sich hin und wieder durch leckere Überraschungen lieblich bemerkbar. Bald kamen Rosinchen, bald Schenkeli zum Vorschein, andere Male gab es einen ‚Bhaltis‘ (Aufbehaltenes) von einer Hochzeit oder einem Geburtstag oder einem Leichenschmaus. Es nützte nichts, daß man mir den Namen des zweibeinigen Osterhasen jeweilen zum dankbaren Gedächtnis mitteilte, mein Gehirn schaffte immer Verwirrung; bis man schließlich die Basen nach ihren Lieblingsgeschenken unterschied, also zum Beispiel ‚Rosinenbase‘, ‚Schenkelibase‘ und so weiter. Diese Verwandtschaftsgründe begriff ich.

Die Lebensgewohnheiten der unsichtbaren Basen dachte ich mir, das war meine Logik, ihren Sendungen gemäß zurecht. Die eine köcherte jahraus, jahrein heimlich Schenkeli, eine andere, hinter einem Busch versteckt, Leckerli. Von Zeit zu Zeit, wenn die Lustigkeit sie übernahm, besuchten sie einander hinter den Bergen und kamen von allen Seiten bei der Urgroßmutter oben in Langenbruck zusammen auf einer runden Wiese zwischen den Bäumen, klatschten in die Hände, lachten, sprangen und tanzten miteinander. Dann gab es einen Bhaltis.

Unerwartet fügte sich dann, daß ich mit einer der Basen traulich bekannt wurde. Und zwar gerade mit jener, von welcher am seltensten die Rede war, mit der Tante Gotte in Basel.

IN BASEL

Das erste Reischen

Meine Großmutter war schwer erkrankt, meine Mutter widmete sich ihrer Pflege. Um sie zu entlasten, erbot sich die Schwester meines Vaters, die Tante Gotte (so genannt, weil ihr Mann mein Götti, das heißt mein Pate war), mich so lange zu sich nach Basel zu nehmen, bis die Großmutter genesen wäre. Der Großvater, der ohnehin in Basel zu tun hatte (Schweinchen kaufen), sollte mich ihr bringen.

So wurde ich denn eines Morgens als ein lebendiges Päcklein neben den Großvater auf ein Bauernwägelein gesetzt, ohne im mindesten zu begreifen, warum und wozu. Mir war bloß aufgefallen, daß ich im ganzen Hause herumgeboten wurde, wobei jeder der Reihe nach mich herzte und mit ungewöhnlicher Stimme eifrig auf mich einsprach. Das alles ließ ich unverstandenermaßen geduldig mit mir geschehen, war ichs doch gewohnt, nach anderer Leute Belieben vom Boden aufgehoben und fortgetragen zu werden. Von Reiseumut oder Reisenuegier kein Anflug, ich erfaßte ja noch nicht einmal, was das ist, eine Reise.

Die Fahrt ging auf der Landstraße durch die Wirklichkeit, an unendlich vielen unnützen Dingen vorbei, immer neuen. Nach einer langwierigen Fahrt, wie wir um die Ecke einen Rain hinabfuhren, zeigte der Großvater mit der Geißel vorwärts in die Weite. «Sieh dort, das ist Basel», verkündete er. Das sagte mir gar nichts. Was heißt das: ‚Basel‘? Auch war mein Auge noch nicht reif, eine Fernsicht zu lesen. Dagegen der Anblick in der Nähe, ein mit langen, hohen, magern Bäumen umstandener Fluß, machte mir einen tiefen Eindruck. Das war das erste Mal meines Lebens, daß



Carl Spitteler im Alter von einem Jahr

Aquarell von K.Völlmy

ich eine Gruppe von landschaftlichen Dingen als Einheit zusammenzufassen und Stimmung daraus zu schöpfen verstand. Der Eindruck jener Flußlandschaft ist denn auch zeitlebens in meinem Herzen lebendig geblieben.

In Basel angekommen, entdeckte ich anfänglich nichts Sehenswerthes: lange Reihen gleichförmiger Häuser mit Gittern vor den Fenstern. Doch sieh! o Entzücken! In einem niedrigen, netzgespannten Pferch neben der Straße eine Menge kleiner, herziger Schweinchen! O wenn ich hier weilen dürfte! Wohl mir, der Wagen hielt an, und der Großvater stieg richtig ab, um mit den Schweinchen zu spielen. Aber warum nahm er mich denn nicht mit und ließ mich sitzen? Das fand ich ungerecht. Neidisch schaute ich ihm nach, wie er sich den Tierchen näherte. Zuerst tat er gar nichts, sondern sah nur immer die Schweinchen an und redete mit den Mannsleuten, die um den Pferch herumstanden und ebenfalls hineinguckten. Plötzlich bog er sich über das Geländer und riß ein Ferkel an den Hinterbeinen grausam in die Höhe, so daß es mörderlich schrie und quiekte. Und gleich darauf ein zweites und drittes. Pfui, was für ein abscheuliches Spiel! Nein, das hätte ich von meinem guten, sanften Großvater nicht erwartet. Ganz empört und verstimmt wurde ich darob. Nachdem er das häßliche Spiel eine Weile getrieben hatte, stieg er wieder auf und fuhr mit mir weiter. Aber ich war irr an ihm geworden; mir kam vor, ich könnte ihn gar nicht mehr recht gerne haben.

Bald nachher kamen wir zu einem freien Platz, wo es ein Gewimmel und einen Lärm gab, daß einem schwindlig davon wurde. Eine Unmasse von Menschen, Mannsvolk und Weibervolk durcheinander, rufend und schreiend, dazwischen Pferde, Hunde und Bauernwägelein, Körbe, Haufen von unbekanntem Dingen—man wußte gar nicht, was man eigentlich sah. Und der ganze Wirrwarr bewegte sich unaufhörlich hin und her und im Kreise herum. In dieses Gedränge hinein lenkte der Großvater

unser Wägelein, langsam, langsam, um die Ecken, ohne Gasse, ich begriff nicht, wie er es fertig brachte, sich hier durchzuzwängen. Mitten in dem Getümmel machte er halt, stieg aus und sprach eine lange Zeit mit allerlei Leuten um ihn herum. Dann sagte er zu mir, er gehe jetzt fort, ich brauche jedoch keine Angst zu haben, er komme bald zurück, ich solle unterdessen nur ruhig sitzen bleiben. Darauf verschwand er. Gehorsam blieb ich sitzen und rührte mich nicht. Allmählich aber kam mir vor, es dauere merkwürdig lange, bis er zurückkehre. Und immer länger dauerte es, und nie kehrte er zurück. Und wehe, wie böse mich alle die fremden Menschen ansahen und wie grimmig die Pferde! Wohin ich blickte, nirgends etwas Freundliches, ringsum Feindesgefahr. Wann wird er endlich kommen und mich retten? Nach unendlichem, ungeduldigem Warten packte mich jählings die Angst. Half mir jemand auf den Boden, oder saß ich vielleicht überhaupt nicht mehr im Wagen? Das weiß ich nicht mehr, ich weiß bloß noch, daß ich mich aufmachte, den Großvater zu suchen. Kaum hatte ich ein paar Schritte getan, blindlings und törricht in die Irre, so faßte mich jemand an der Hand. Er wisse, wo der Großvater sei, tröstete er, ganz in der Nähe, er wolle mich zu ihm führen. In einem engen, rauchigen, mit Menschen überfüllten Stübchen fand ich ihn, an einem Tisch sitzend, vor einem Teller und einem Glase, hoch erstaunt über mein Erscheinen. «Ich habe dir doch gesagt, ich komme bald wieder.»

Hernach überlieferte er mich der Tante Gotte. «Tut es dir denn gar nicht leid», redete sie mich nach der ersten Begrüßung an, «spürst du denn gar nichts dabei, daß die Großmutter krank ist?» Vergebens strengte ich mich an, herauszubekommen, warum mir das leid tun sollte. Wenn die Großmutter krank sein sollte, so wird sie wohl selber am besten wissen, warum. Überhaupt, was heißt das: ‚krank‘? Immerhin erriet ich aus dem Tonfall, daß ich etwas Unrechtes müsse begangen haben, ob ich schon keine Ahnung hatte, was. Darum schämte ich mich, der Spur nach, wie

ein Hund, wenn man im Tone des Vorwurfs zu ihm redet. Darauf verzog sich der Großvater, und ich verblieb in der Gewalt der Tante Gotte.

Ein wohnliches Gäßlein

Am folgenden Tage, während die übrigen beim Mittagessen saßen und ich ihnen zuschaute, überkam mich plötzlich das Bewußtsein, daß ich nicht mehr in Liestal sei und daß das gesamte bisherige Leben der Vergangenheit angehöre. Beim Aufschein dieses Gedankens drehte sich etwas Leuchtendes, Schönfarbiges, das jedoch nicht Bildgestalt annahm, in mir herum, mich seltsam und tief erregend und ein Nachgefühl der Gehobenheit hinterlassend. Mir war zumute, als ob dadurch, daß ich solch einen erstaunlichen Lebenswechsel erfuhr, mein Ich gewachsen wäre. Aber freute ich mich denn eigentlich darüber, daß ich in Basel war? oder freute ich mich nicht? Nun, das ist einmal so, laß sehen, was für Abenteuer es im Hause der Tante Gotte gibt.

Das vergnüglichste war die Treppe. Die konnte mirs. Eine Ringeltreppe von der Haustür bis oben, und vor jedem Stockwerk war die Treppe wie ein Stall von einem niederen Türchen abgesperrt, kaum höher als ich, so daß die Tante Gotte mit mehr als ihrer Hälfte darüber wegschauen konnte. Diese sonderbare, lustige Ringeltreppe wurde mein Lieblingsaufenthalt, dort schneckte ich auf und nieder. Hatte ich genug davon und wollte ins Zimmer, so mußte ich rufen. Dann kam etwas Weibliches zum Vorschein, öffnete mir das Türchen und ließ mich wie ein Hündchen ein.

Bald wurde mir aber ein noch viel besserer Spielplatz gestattet. Neben dem Hause, unmittelbar vor der Haustüre, lief ein enges, steiles Stapfelgäßlein, Fuhrwerken unzugänglich, von Fußgängern selten benützt. In diesem Gäßlein nun durfte ich mich auf-

halten wie in einer Wohnstube. Offenbar traute man mir nicht die Kraft zu, mich unversehens zu entfernen. Zum Überfluß wurde mir eingeschärft, mich weder bis zur Straße hinunter, noch bis zum Bächlein hinauf zu vergehen. In der ersten Zeit erschienen alle Augenblicke Gesichter oben an den Fenstern, die nach mir sahen und mir freundlich zunickten. Die Gesichter kamen nach und nach seltener zum Vorschein; schließlich blieb ich längere Zeit unbehelligt. Man hatte mich beobachtet, mich brav und weise befunden, man war beruhigt.

In der Tat begehrte ich auch gar nichts anderes, als in dem stillen, wohnlichen Gäßlein zu bleiben. Schon das gedämpfte Licht zwischen den hohen Mauern sagte mir zu, ich mochte nicht das laute Geschrei der rohen Tageshelligkeit. Es brauchte daher nicht erst der Warnung vor der Straße unterhalb des Gäßleins; das Getümmel der vielen Menschen, die dort im grellen Sonnenlicht hin und her rannten, hatte keinen Reiz für mich, schreckte mich vielmehr ab. Dann das Bewußtsein, im Freien zu weilen, unter einem Dach von Himmel, statt in der geschlossenen Stube, ferner das stolze Gefühl der Unabhängigkeit, da ich mich nach eigenem Belieben, ohne dem Zug einer fremden Hand zu folgen, umdrehen und hin und her bewegen durfte. Auf eigenen Beinen krabbeln, ob schwankend und stolpernd, das schmeckt. Endlich: ich verstand, allein zu sein, brauchte niemand, falls es Neuigkeiten zu schnuppern gab. Und Neuigkeiten gab es in dem traulichen Gäßlein. Hunderte von Steinchen, wohin man nur blickte; eines neben dem andern, dazwischen hie und da ein Büschel Gras, und ab und zu eine Mücke oder Spinne zu Gast. Dann die Steinbänder der Stapeln, niedrig, kaum über die Steinchen hervorragend, so daß ich sie zu überwinden imstande war. Bergsteigen, das beweist Kraft. Den muffigen Geruch aber, der vom Bächlein herunterhauchte, an sich eher unanmutig, deutete ich als Wohnlichkeit, der gehörte scheint's zu dem heimeligen Gäßlein. Das alles genügte vollkommen zu meiner Zufriedenheit. Unersättlich klet-

terte ich die ergötzlichen Stapfeln auf und nieder. «Daß du mir nur ja nicht etwa zum Bächlein hinaufgehst!» mahnte von oben die besorgte Stimme der Tante Gotte. Bewahre! was brauchte ich das Bächlein!

Das verlorene Kind

Und so stand ich denn richtig oben am Bächlein. Ganz von selber, ich hatte es gar nicht beabsichtigt, wahrscheinlich war es von sich aus zu mir gekommen. Oh, das lustige Wasserlein mit seinen glitschigen Wellen! Was wohl alles darin leben mag? Und die vielen köstlichen Bretter, Brücklein, Läubchen über dem Bach! Und das herrliche Durcheinander von Mäuerchen, Gärtchen gegenüber! Brav sein, mahnte das Gewissen, nicht auf die Brücklein, das ist gefährlich! Ich war brav, trat nicht auf die Brücklein, wie sehr sie mich lockten, erlaubte mir nur, zum Versuchen, ein bißchen dem Wasser entlang, vorsichtig, nicht weit, gleich wieder zurück, und noch ein paarmal hin und zurück, bis mir auf einmal einfiel, daß ja hier oben verbotene Gegend war. Also gehorsam umgedreht, und ohne Verzug heim. Allein von wo war ich denn eigentlich hergekommen? Unglaublich, wie verändert mich jetzt plötzlich alle Dinge anstarrten: fremd, unheimlich, strenge, vorwurfsvoll. Und das heimelige Stapfelgäßlein, das ich soeben erst verlassen, war wie weggeblasen. Ich kann mich doch unmöglich in so kurzer Zeit verirrt haben. Das Gäßlein muß ganz nahe sein.

Nachdem ich, ein wenig aufgeregt, aufs Geratewohl nach beiden entgegengesetzten Richtungen ein Versuchslaufen angestellt, geriet ich durch Zufall, o Freude, unvermutet in den gesuchten engen Abstieg. Doch merkwürdig, die Stapfen waren verschwunden. Unglaublich, unmöglich, aber sie waren halt einfach fort. Und die Haustür, o Schreck, war ebenfalls nicht mehr da. Sie

muß aber da sein, ich weiß sogar genau wo, in der Mitte des Gäßleins, und hier ist die Mitte des Gäßleins, also. Trotzdem war sie eben nicht da. Was ist denn jetzt das? Wäre es wirklich möglich, daß Stapeln und Haustüren nur so verschwinden? In Liestal gewiß nicht, aber vielleicht, wer weiß, in Basel? Wahrscheinlich zur Strafe, weil ich ans Bächlein gegangen bin.—Ein abscheulicher Einfall! Wenn die Haustür nicht wiederkommt, gelange ich nie zur Tante Gotte. Ob diesem Gedanken überfiel mich die bleiche Angst. Weinend taumelte ich fortwährend um die Stelle der Mauer, wo früher die Haustür gewesen war.—Ein Hoffnungsstrahl: vielleicht täuscht dich dein Gedächtnis, möglicherweise war sie weiter unten. In fieberhafter Aufregung floh ich abwärts. Da sprang mit einem Satze das Gäßlein auseinander: statt an die Haustür, gelangte ich in den weiten Sonnenrachen der Straße, umschwirrt von wilden Menschen, welche wie unsinnig hin und her rannten. Verloren! endgültig verloren! Aus diesem wilden Gewühl, aus dieser gelben, gleißenden Tageswüste finde ich mich nie mehr zur Tante Gotte zurecht.

Jemand hielt mich an und stellte mich. Andere Leute kamen herzu und umringten mich. Wer ich sei, wie ich heiße, wo ich wohne, fragten sie. «Tante Gotte», jammerte ich. «Ja, wie heißt sie denn, deine Tante Gotte, wo wohnt sie?» «Tante Gotte.» Mehr als dieses einzige Wort wußte ich nicht zu sagen. Das hätte noch lange wahren können. Da kamen zwei Frauen in angstvoller Hast dahergestürzt, die eine von oben, vom Gäßlein, die andere von unten auf der Straße. Und—o Erlösung!—die eine war die leibhaftige Tante Gotte!

Auf dem Heimwege erklärte sich mir meine Verirrung: ich war in ein zweites bergablaufendes Gäßlein geraten, das dem heimischen zum Verwechseln gleichsah. Aber von Stund an war es aus mit dem wohnlichen Gäßlein.

Allerlei Basel

Die Tante Gotte hatte den ganzen geschlagenen Tag für mich übrig, weil tagsüber ihr Mann auf dem Bureau, ihre beiden Kinder in der Schule waren. Da es mit dem Gäblein nichts mehr war, führte sie mich manchmal aus dem Hause. Mir auch recht. Zunächst über die Straße an die jenseitige Ecke, wo eine alte Jungfer namens Beggli (schreibe Böcklin) in einem dunklen, unerfreulichen Tuchladen hauste. Die Jungfer Beggli wartete jedesmal, bis man sich genug gelangweilt hatte, nachher langte sie einem aus einer geheimen Schublade schmunzelnd etwas Leckeres hervor. Mit dieser Jungfer Beggli schloß ich Freundschaft, so daß ich sie auch später, in meinen Schuljahren, so oft ich nach Basel kam, flüchtig besuchte. Dann erzählte sie mir mit Stolz von ihrem Neffen, dem Arnold, der auch so gern zeichne wie ich; er wolle Künstler werden, damit er täglich zeichnen dürfe, und sei gegenwärtig in Rom.

Weniger freuten mich die Spaziergänge in der Stadt herum. Ich konnte diesem sogenannten Basel keinen Geschmack abgewinnen. Nichts als unvernünftig viele Häuser und fremde Menschen. Was fange ich damit an? Nicht einmal die Kaufläden vermochten mich zu reizen, dafür war ich noch zu klein, auch zu verwirrt von dem Gewühl der Straße. Immerhin mit Ausnahmen: Einmal erblickte ich im Vorübergehen zufällig durch ein Fensterchen eine unterirdische Wohnung. Das machte mir einen großen Eindruck, ich träumte mehrmals in der Nacht davon, sogar noch später, als ich schon wieder nach Liestal zurückgekehrt war. Basel bedeutete fortan für mich die Stadt, wo die Menschen unterirdisch wohnen. Ein anderes Mal kamen wir, nachdem wir mitten in der Stadt einen Berg bestiegen hatten, plötzlich zu Bäumen und Bänken. Das war mir erstaunlich, und meine Träume erzählten davon.

In Basel wohnten mir außer der Tante Gotte noch andere Ver-

wandte: eine Schwester meiner Großmutter mit Sprößlingen. Mit diesen wurde ein Spaziergang verabredet. Die Tante Gotte mit mir kam von der einen Seite, die Großtante mit einem Herrn und einer Frau von der andern Seite zusammen. Bei der Begrüßung schenkte mir die Großtante etwas Süßes in einem Schächtelchen, was ich ihr nicht vergessen habe. Dann pilgerten wir gemeinschaftlich auf einem langwierigen Wege nach einer Stelle, wo es hieß, das wäre die französische Eisenbahn. Die andern machten ein gewaltiges Aufheben davon, ich dagegen vermochte hier nichts zu erblicken als ein ungeheueres schwarzes Loch in einer Mauer und davor ein paar eiserne Stangen auf dem Boden. Was hieran Merkwürdiges und Wichtiges sei, konnte ich nicht begreifen. Aber der Traum malte mir nachher ein paar Bildaufnahmen von der Strecke unterwegs nach der Eisenbahn.

Mit den nämlichen Verwandten erlebte ich noch etwas Französisches, diesmal ohne die Tante Gotte. Wir fuhren zusammen in einem zweispännigen Wagen bei Regenwetter nach Frankreich. In Frankreich angekommen, schwenkten wir links ab, in einen Garten, und tranken in einem Häuschen Kaffee. So wenigstens behauptete meine Erinnerung. Sie behauptete keine Unwahrheit. Die Großtante hatte einen Garten nahe der französischen Grenze, dorthin fuhren wir. Unterwegs mag von Frankreich die Rede gewesen sein; das vermischte meine Verwechslungskunst.

Einen unseligen Ausflug vollführte die Tante Gotte mit ihrem Mann und mir an einem Sonntagnachmittag: über Birsfelden in die Hardt, ich weiß nicht mehr, ob zu Fuß oder im Kinderwagen, ich glaube fast, zu Fuß. Jedenfalls in der Hardt wurde ich genötigt, eine Strecke weit zu Fuß zu gehen. Die Sonne brannte unbarmherzig herab, und ich war so müde und erschöpft, daß man mich auf den Arm retten mußte. Überhaupt, die Sonntagnachmittags-Spaziergänge mit Kindern! Doch das gehört in meine Schulzeit, nicht hierher.

Wonne

Dann wurde ich krank, und die Tante Gotte pflegte mich. Pfliegte mich so treu, so hingebend, so sanft, daß sie mein Herz gewann.

Als ich schon fast wieder gesund war, erlebte ich einen seligen Augenblick. Ich hatte geschlafen und lag noch im Schlummer. Ehe ich völlig aufgewacht war, trat jemand an mein Bett, das schönste, größte Bett in der ganzen Wohnung, im Hauptzimmer, und wie ich die Augen aufschlug, um zu erfahren, was da käme, lächelte mir das Gesicht der Tante Gotte zu, während mich gleichzeitig das ruhige, milde, durchsonnte Nachmittagslicht traf. Es war ein Tagschlaf gewesen.

Bei diesem Augenaufschlag mit dem Blick in ein vom schönen Tag umspieltes Freundesgesicht durchströmte mich ein wunderbares Gefühl, das ich nicht anders zu benennen weiß als mit dem Namen: Wonne. Was bedeutet eigentlich, genau gedacht, Wonne? Ich schlage meinen Sanders auf und lese: « Wonne: Seelenweide. » Ja, richtig, Seelenweide, das ist es, aber übereinstimmt mit körperlichem Glück, wie es sich aus Gesundheitsgefühl, Lebensfrische nach erquickendem Schlaf, Begrüßung durch das farbige Tageslicht zusammensetzt. Tageslicht und Farbe scheinen mir für das Entstehen der Wonne wesentlich zu sein, wenigstens nach meiner Erfahrung. Ich habe später das Wonnegefühl noch mehrere Male erlebt, und immer geschah es beim Aufwachen aus dem Tagesschlummer, am vollkommensten, wenn das Freundesgesicht durch einen farbigen Vorhang grüßte. Seit diesem wonnigen Augenblick war ich der Tante Gotte völlig ergeben. Ich gehörte ihr, und zwar ihr allein, sie war mir eins und alles, ich bedurfte und wollte keinen anderen Menschen.

Da erschien in Hut und Schal eine junge fremde Frau im Zimmer. Ich meinte, es wäre irgendein Besuch, da war es meine

Mutter, die mich heimholen kam. Ich hatte nach zweiwöchentlicher Abwesenheit meine Mutter nicht wiedererkannt!

Ungerne trennte ich mich von der Tante Gotte, konnte auch gar nicht begreifen, warum ich von ihr fort müsse und was ich in Liestal solle.

Von der Heimfahrt ist mir ein einziges Erinnerungsbild geblieben: wie der Großvater nach einem Streifen Häuser deutete, die wie zusammengebacken beieinander standen. «Sieh dort, Liestal!» meldete er im Ton der Freude, zutunlich, in der Meinung, mich aufzuheitern. Allein was ging mich Liestal an? So weit vermochte mein Heimatbewußtsein noch nicht zu spannen, um ein ganzes Städtchen zu umfassen. Die Wohnstube und die Kanzlei, dahin gehöre ich. Und die Großmutter muß dabei sein. Alles übrige ist gleichgültige Welt.

IM REICHE DER GROSSELTERN

Hinter dem Hause

Sobald ich mich auf meinen Beinen leidlich sicher fühlte, geriet ich so natürlich aus der Wohnstube ins Freie hinunter wie ein flügger Sperling aus dem Nest. Unten befand ich mich im Reiche meiner Großeltern, denn alles weit und breit war Eigentum des Großvaters und seines Bruders, des ‚Götti‘. Die beiden Brüder waren über Tag meistens abwesend, der Götti, der Bierbrauer, mit seinen Knechten im Brauhause, der Großvater, der Gärtner und Landbauer, auf dem Felde. Zu Hause schaltete unterdessen die Großmutter; ihrem Schutze durfte man mich getrost überlassen. Ihre Aufsicht über mich war um so erwünschter, als meine Mutter mit meinem neugeborenen Brüderchen genug zu tun hatte.

Vorn hinaus auf die Straße mich zu vergehen, war strengstens untersagt. Mit Recht, denn zu viele Fuhrwerke machten damals, wo es noch keine Eisenbahn gab und der Verkehr von Basel nach der Innenschweiz am Hause vorbeiführte, die Straße unsicher. Aus diesem Grunde bin ich auch nie in die Wiese jenseits der Straße gekommen. Also hinten hinaus, in den Hof, in den Garten, auf den Kegelplatz, an den Rain des Hügels. Dort drohte keine Gefahr, da Zaun und Tor einen sichern Abschluß gegen die Straße bildeten.

Der Hof war geräumig, aber unerfreulich, nämlich leer und düster. Nach links und rechts ermangelte er des Abschlusses. Links ging es zum Kegelplatz und Garten, rechts zu dem nichts weniger als lieblichen Hinterhause der Wirtschaft ‚Zur Kanonenkugel‘. Der sonderbare Name wollte daran erinnern, daß vom

Überfall der Basler her noch eine Kanonenkugel in der Mauer steckte. Die eine Langseite des Hofes wurde vom Wohnhause der Brüder Brodbeck, der sogenannten Brauerei, und von den Wagenschuppen, Scheunen, Ställen und so weiter eingenommen, die gegenüberliegende von dem gewaltigen, finstern Brauhause, das mir damals noch nichts sagte. So diente mir der Hof hauptsächlich nur als Durchgang. Trotz seiner Häßlichkeit erhielt später in Bern, wenn ich mich nach Liestal zurücksehnte, auch dieser Hof einen heimatlichen Gefühlston; ich konnte kein Hofbild von Ludwig Richter ansehen, ohne dadurch an den Hof der Großeltern zwischen der Brauerei und dem Brauhause erinnert zu werden. Und an die zwei Bäumchen im Hofe knüpft sich eine anmutige Erinnerung aus der Kinderzeit meiner Mutter. Wenn der Wind die Zweige schüttelte, meinte sie: «Ach, wenn doch nur die einfältigen Bäumchen nicht daständen, damit der abscheuliche Wind nicht wäre!» Sie glaubte, die Zweige verursachten den Wind, ähnlich wie ein Fächer.

Mit dem Garten wußte ich auch nicht viel anzufangen. Die Blumen durfte ich nicht abrupfen, die Beete nicht betreten; was tue ich in den langen, einförmigen Wegen, auf welchen nichts zu finden ist, nicht einmal Gras? Und wenn je zur Seltenheit sich etwas Ergötzliches im Garten ereignete, etwa ein Pferd, das durch die Beete galoppierte, so lief alles eilends herbei, um dem Vergnügen ein Ende zu bereiten.

Dagegen der Rain des Hügels benahm sich freundlicher; der lud einen zur Schneckenjagd ein. Und es gab der Schnecken eine Menge, welche einem bereitwillig ihre Kunststücke zum besten gaben, die Hörner vorstreckten, sich ins Gehäuse verkrochen, kurz alles, was sie wußten und konnten. Nur wurde man leider immer bald vom Rain zurückgerufen; entweder hieß es, das Gras wäre zu naß, oder man zertrete die schöne Matte, oder ich verstieg mich zu hoch hinauf. Auf diesem Rain war es, daß meine Mutter als Kind meinte, oben am Hügelsaume gehe es in den

Himmel («Er ist so nah, sieh, wie er aus dem Grase guckt dort oben»).

So verblieb als Hauptbühne zur Verlostigung der Kegelplatz und der freie Raum daneben. Dort stolzierte ich herum, einen zweispitzigen Obersthut auf dem Kopfe, den mir die Großmutter aus Zeitungspapier zurechtgefaltet hatte. Sie verstand das wie niemand sonst, aus Papier einen Obersthut zurechtzuklappen. Eins, zwei, drei war der Hut fertig. Leider ging er auch eins, zwei, drei in Fetzen, so daß ich dutzendmale im Tage zur Großmutter laufen mußte, um einen frischen Hut zu beziehen. Kamen Nachbarkinder zu Gast, so wurde mit kriegerischen Gesängen in Reih und Glied marschiert. Eines der Lieder schloß mit der Drohung: «Wenn nur der Wolf nicht kommt!» Beim Namen Wolf stob alles auseinander. Eigentlich tat es uns ein bißchen leid, daß er nicht kam, der Wolf. Wir hätten ihn gerne über den Hügelsaum heruntergucken sehen, die Schnauze leckend und mit dem Schwanz wedelnd, vorausgesetzt, daß er aus Kartenpapier gewesen wäre. Gab es Unfälle, ein Umpurzeln auf den Boden oder was sonst, so wurde eilends zur Küche oder Wirtschaft der Großmutter gelaufen. Etwas Weibliches war dort jederzeit zu finden, wenn nicht die Großmutter selber, die große Therese, die Kellnerin, oder die Köchin. Die bliesen einem den Schmerz mit einem Segenssprüchlein weg; wenn sie aber versicherten «jetzt, tuts dem Büblein nicht mehr weh» und es mir trotzdem noch weh tat, erboste ich.

Das Ende des Kriegsspiels war meistens eine gewisse Enttäuschung. Ich beobachtete nämlich gar wohl, daß die Leute, die auf der Straße vorbeizogen, meinen stolzen Obersthut nicht ernst nahmen, wie keck ich auch marschierte und krächte. Man möchte aber ernst genommen werden. Um ernst genommen zu werden, ersehnt das Büblein den Bart.

In der Wirtsstube

Der Götti, der Bierbrauer, hatte im alten Hause der Brauerei ein Wirtsstübchen eingerichtet, unten an der Straße. Weil er lange Zeit ledig blieb und nachher eine kränkliche Frau heiratete, die früh an Schwindsucht starb, fiel meiner Großmutter neben der Leitung des eigenen Haushaltes auch der Haushalt des Götti und die Führung der Wirtschaft zu.

In früheren Zeiten, in der Kindheit meiner Mutter, war es in dieser Wirtsstube kriegerisch hergegangen, es war ein Revolutionsstübchen. Eines Morgens kehrten die Basler mit Trommeln und Trompeten, Flinten und Säbeln bei der Großmutter ein, während unterdessen ihr Mann und der Götti von den Flühen gegen die Basler knallten und ihre Kinder, hastig in finsterner Nacht in den Kanton Solothurn hinüber gerettet, unter freiem Himmel auf einem Bauernwägelein wohnten. Die Basler taten der Großmutter nichts zuleide, bezahlten sogar Speise und Trank, dagegen schossen sie beiläufig hinten auf dem Kegelplatz ein harmloses, blödes Männlein, den Dalang Micheli, durchs Bein, wahrscheinlich unabsichtlich. Den Dalang Micheli legte man dann in der Brauerei aufs Bett, und das Großmütterchen verband und pflegte ihn.

Allmählich versammelten sich dann mehr und mehr die revolutionären Flüchtlinge aus aller Herren Ländern in Göttis Wirtsstube. Übrigens in friedlicher Angelegenheit: als Kostgänger, weil die Großmutter vorzüglich kochte. Einzig mit dem Munde wurde zwischen Fleisch und Gemüse gegen die Fürsten, Pfaffen und Aristokraten gefochten. Von diesen Flüchtlingen wußte meine Mutter viel zu erzählen. Zum Beispiel von einem gewissen Doktor Fein, der von sich zu rühmen pflegte: «Fein bleibt fein» und den die frommen Weiber mit den Besenstielen totzuschlagen drohten, weil er nicht an Gott glaubte. Oder von einer Polin, die in Mannskleidern umherging und Pulver in ihren Branntwein

schüttete, damit er weniger schal schmecke. Die hielt dann, als die Revolutionszeit der dreißiger Jahre vorbei war, friedlich eine Kinderschule. Eines Tages führte sie ihre Schülerinnen nach Freiburg im Breisgau. Dort verschwand sie mit dem Gelde und ließ die Mädchen sitzen, die man dann am andern Tage zurückholen mußte. Eines der Mädchen war meine Mutter.

Zu meiner Kinderzeit war es ein stilles, ruhiges Stübchen, das vom Wirten nicht viel anderes mehr behalten hatte als den Namen. Selten verirrte sich ein vereinzelter Gast herein, etwa ein vorüberziehender Fuhrmann, den ich dann als Eindringling herzlich verabscheute. Tatsächlich diente jetzt die sogenannte Wirtsstube den vereinten Familien des Götti und des Großvaters zur Wohnstube und Eßstube. Weil aber die Großmutter dort zu finden war, wurde es auch meine Wohnstube, wohin ich mich verzog, wenn der Aufenthalt im Freien nicht gedieh. Also bei Regenwetter und zur Winterszeit. Es regnet aber oft, sogar in dem sonnigen Baselland, und der Winter ist lang. Und einen gesunden Buben in einer Stube zu beruhigen, dazu braucht es Geduld. Nun, die Großmutter hatte Geduld, unendliche Geduld.

Auch der Großvater. Er war sanft und gutmütig, nur war er eben ein Mann, und eines Mannes Geduld, wenn es nicht mehr zum Aushalten ist, nimmt schließlich ein Ende. Wenn er alles versucht hatte, mich auf den Knien geschaukelt, mir die Geißel in die Hand gegeben, mir seine Lieder vorgesagt, vom Joggeli, der nicht Birnen schütteln wollte, und vom Kopf, den man an die Mauer stoßen solle, und ich trotz allem noch unausstehlich blieb, übernahm ihn der Jähzorn, der Jähzorn der sanften Leute. Dann nötigte er mich, zur Strafe einen Satz aufzusagen, den er mir vorsprach und der mein Kennzeichen enthielt. «Was bist du?» fragte er mich, und ich sollte antworten: «Ein verdrossener, störrischer, widriger, unausstehlicher Bub.» Das Sprüchlein sagte ich herzlich mit lauter Stimme auf, ohne Zaudern noch Widerstreben, rein sachlich, aus Wahrheitsgründen, und das offene Geständnis

schaffte ihm für gewöhnlich Erleichterung. Es kam aber auch vor, daß er aufsprang und mich den Schweinen zum Fressen vorzuwerfen drohte, wenn ich nicht artig würde. Und wirklich übermannte ihn eines Tages der Jähzorn dermaßen, daß er mich auf den Arm lud und mit mir zum Schweinekoben lief. Bah, dachte ich, das ist blindes Bangemachen, er wird schon beizeiten umkehren. Als er jedoch wahrhaftig das Guckloch öffnete und die scheußlichen Ungetüme mit greulichem Gebrüll gegen mich emporjuckten, da wurde mir tüchtig angst, so daß ich mörderlich zu schreien anfang. Geholfen hat diese Kur freilich nichts.

Was schließlich half, und gründlich half, waren die Märchen, die mir die Großmutter erzählte. Nachdem ich von dieser Kost geschmeckt hatte, verlangte ich nach nichts andrem. Nur immer und ewig erzählen, meinewegen stets das nämliche, die Geschichte von den Geißlein und dem Wolf, von der Kohle und dem Strohalm; ob ich das schon auswendig wußte, ich mochte es immer von neuem hören, und zwar von der Großmutter, von niemand anders. War der Märchenschatz der Großmutter zu Ende, und er war nicht groß, so heischte ich die Geschichte von der Krähe. Das war eine höchst einfache Geschichte: eine Krähe fiel vom Baum und brach sich das Bein; bekam ich es von jemand anders erzählt, so rümpfte ich verächtlich die Lippen, erzählte es aber die Großmutter, so wirkte es auf mich durch ihre Stimme wie ein Märchen.

So wurde mir durch die Großmutter eine ungemütliche, von Fuhrknechten heimgesuchte Wirtsstube zur Märchenstube.

An dieser Wirtsstube haften meine meisten Erinnerungen aus dem zweiten Lebensjahr, wie ich ja auch in Wirklichkeit, nachdem ich einmal gehen gelernt hatte, die meiste Zeit des Tages dort zubrachte. Ich wußte nichts anderes, als daß ich dorthin gehörte. Weil aber erst im zweiten oder dritten Lebensjahr des Menschen der Wachzustand über den Schlafzustand das Übergewicht gewinnt, empfand mein Bewußtsein die Wirtsstube als

die Geburtsstätte meines Ich und das ganze frühere Wiegen- und Wohnstubenleben als unvordenkliche Vergangenheit. Wenn ich daher am Mittag zum Essen und am Abend zum Schlafen aus der Wirtsstube der Großmutter in die Wohnung meiner Eltern hinaufstieg, so überkam mich ein Gefühl, als begäbe ich mich aus der Gegenwart in längst überwundene Urzeiten zurück.

Der Götti

Der Pate (Götti) und Oheim meiner Mutter, von aller Welt kurz der Götti genannt, war der Schrecken der Familie. Wenn es hieß: «Der Götti kommt», wurde jedermann vor Bangigkeit nervös. Er sah auch wirklich fürchterlich aus: eine wuchtige Gestalt, ein Gesicht wie ein Menschenfresser, eine pockennarbige Haut, blutunterlaufene rollende Augen, Arme und Fäuste, um einen Ochsen totzuschlagen. So schaute er im Frieden drein-wessen mußte man sich nicht versehen, wenn er in Zorn geriet! Ein zorniger Götti! Bei dieser bloßen Vorstellung zitterten die Herzen. Und schreckliche Dinge erzählte man sich von seiner Gewalttätigkeit. Ein in Basel wohnender Verwandter, der Schwager der Großmutter, wagte sich, weil baslerischer Gesinnung verdächtig, wegen des Götti nur heimlich in finsterner Nacht in die Brauerei; man mußte ihn verstecken wie einen Verbrecher. Einen Berliner Schwätzer, der die Trommelkunst des öffentlichen Ausrufers abfällig beurteilte, nötigte er, seine eigene Trommelkunst vorzuweisen, und als das kläglich ausfiel, schlug er ihn windelweich. Das war seine Logik.

Hinter dem schrecklichen Äußern steckte jedoch ein achtbarer und keineswegs böser Mensch. Fürs erste war er ehrlich, und das ist schon nicht wenig; ferner war er außerordentlich fleißig und tüchtig in seinem Geschäft, der Bierbrauerei, so daß er das ge-

meinsame Heimwesen gedeihlich emporbrachte. Mit seiner Gewalttätigkeit stand es auch nicht so schlimm, wie die Sage lautete. Es blieb meistens bei der Drohung. Während in der Schule und auch mancherorts in den Familien kräftig geprügelt wurde, waren pädagogische Schläge in Göttis Familie unbekannt. Er war gütig gegen seine kranke Frau und gnädig gegen seine Kinder, und, was ihm besonders zur Ehre gereicht, er war unparteiisch gerecht, in solchem Maße gerecht, daß er seinen Neffen um des Fleißes willen vor seinem eigenen, etwas arbeitscheuen Ältesten bevorzugte. Und merkwürdig, der schreckliche Mensch mit der Ungeheuerstimme war ein guter Sänger und fand beim Singen angenehme Töne.

Er litt selber darunter, daß ihn die Natur mit so fürchterlichen Eigenschaften bedacht hatte. «Ich meins ja nicht böse», pflegte er zu brüllen. Er meinte es wirklich nicht böse. Übrigens kam ihm seine Stärke in seinem Brauerberufe und auch in seinem Wirtsgeschäfte zustatten, wenn es zur Seltenheit eine Rauferei gab. Immerhin, so stark wie mein Vater war der Götti doch nicht. Wurde der Götti im Streit nicht mehr Meister, so holte man meinen Vater aus der Kanzlei, sperrte die Fenster auf und warf Matratzen auf die Straße. In Kürze flog einer nach dem andern aus den Fenstern. So wurde erzählt. Doch das waren andere Zeiten. Mitangesehen habe ichs nicht, überhaupt niemals einen Streit in der Wirtsstube erlebt.

Uns Kindern hat der Götti niemals das mindeste zuleid getan, nicht einmal ein böses Wort gegeben. Wir bewegten uns daher um den Götti ohne jede Befangenheit, wie die Maus im Löwenkäfig. Nur mußte man schleunig den Platz räumen, wenn der Götti mit seinen Brauknechten zum Mittagessen einbrach. Falls man sich da nicht rechtzeitig rettete, so geriet man im Hausgang zwischen ein Dutzend wildstampfender gestiefler Beine, daß man besorgte, aus Versehen zertreten zu werden wie ein Frosch auf dem Exerzierfeld. Nachher, wenn die wilden Knechte mit dem

Essen fertig waren, und das geschah sputig, wurde es in der Wirtsstube wieder geheuer.

Zuwachs und Nachkommenschaft

Sowohl der Großvater wie der Götti hatten mehrere Kinder. Des Großvaters Ältesten, den ‚Onkel Henri‘, bekam ich erst in späteren Jahren zu Gesicht; damals wohnte er als angehender Kaufmann in Bordeaux, was er hauptsächlich meinem Vater verdankte, der in der Brauerei den guten Geist spielte, indem er nach Kräften verhinderte, daß sämtliche Kinder verbauerten. Ich wußte von Onkel Henri nur das, daß jedesmal, wenn ich eine schöne Zeichnung bewunderte, es hieß: «Das hat der Onkel Henri gezeichnet.» Der zweite Sohn, namens Karl, war zu Hause, ging aber noch zur Schule. Weil er noch so jung war, wurde er zum Unterschied von Onkel Henri der kleine Onkel, der Ünggeli, genannt. Vom Götti waren ebenfalls zwei Söhne im Hause, die auch noch in die Schule gingen, Adolf und Karl. Es lebten also zwei Karl Brodbeck und mit mir drei Karl, mit meinem Vater sogar vier Karl in der Brauerei.

Die drei Schulbuben nun, der Ünggeli, der Adolf und der Karl, begannen, nachdem einmal die Wirtsstube mein täglicher Aufenthalt geworden war, sich angenehm bemerkbar zu machen. Sie halfen, wenn sie von der Schule heimkamen, mich unterhalten, luden mich auf ihre Achseln, was weder die Großmutter, noch die lange Therese konnte, gaben mir eine Art Zeichenunterricht, indem sie mir die Hand führten. Ein Strich mit etwas Wolle darüber ergab einen Baum; ein Punkt mit einem Schnabel davor und Wolle dahinter ein Huhn oder eine Krähe, nach Belieben. Ich hatte sie alle drei gleich lieb, und sie waren mir sämtlich gleich zugetan.

Und eines Tages lernte ich sie begeistert bewundern. Die Großmutter war wieder einmal mit mir zum Steinenbrücklein gegangen. Während wir von dort nach dem unheimlichen Bache in den gefährlichen Abgrund hinunterblickten, erschienen wahrhaftig unten, mitten im Wasser, drei tapfere Burschen, die furchtlos im Bache umhersprangen und mit Stangen in den Uferbäumen herumschlugen (wahrscheinlich gab es dort Haselnüsse). Und wie sie näher kamen, waren es der Ünggeli und der Adolf und der Karl. Jene Stunde lernte ich die Bewunderung kennen. Helden! Von da an war ich stolz auf die drei, mein Herz jauchzte ihnen zu. In der Folge, in meiner Berner Zeit, wenn ich nach Liestal in die Ferien durfte, wurden die drei sogar die Hauptpersonen.

Übrigens war noch ein zweiter Adolf da. Ein kleines Geschöpf, von dem man behauptete, er wäre mein Bruder, von dem ich aber nicht begriff, wozu er nützlich sei; noch weniger, weswegen man solch ein Wesen aus ihm mache wie von mir selber. Ich genügte für mein Bedürfnis, was brauchte ich einen Bruder? Und nicht bloß unnütz war er, sondern mitunter sogar hinderlich. Wenn ich die Großmutter belästigte, wollte er sie ebenfalls belästigen; wenn ich im Kinderwagen gefahren wurde, saß er gegenüber und nahm mir die Hälfte Platz weg, so daß wir uns mit den Füßen bekriegten. Hingegen als er dann auf die Beine stand, so daß er zum Spielkameraden taugte, ließ ich ihn mir gefallen, also zum Beispiel bei der Schneckenjagd. Und eine geradezu erbauliche Szene brüderlicher Eintracht führten wir einmal im Hofe auf. Die Großmutter hatte eine mit Wasser gefüllte Badewanne im Hof aufgestellt, damit der Sonnenschein das Wasser wärme. In diese Badewanne wurden wir beide gleichzeitig hineingesetzt. Nichtsdestoweniger erfolgte jetzt—unglaublich!—kein Zank und kein Platzneid, im Gegenteil, wir jauchzten, patschten und spritzten um die Wette, friedlich, mit vereinten Kräften. Zur eigentlichen, bewußten Bruderliebe jedoch kam es erst in den Schuljahren.

Auf dem Felde

Ein reines, ruhiges, seliges Stücklein Leben ließ mich eines Morgens die Güte des Großvaters genießen. Ich danke ihm heute noch. Er nahm mich auf ein Mättelein jenseits der Gestad-eckbrücke mit. Dort arbeitete er irgend etwas, einen Korb mit Eßwaren neben sich; mich ließ er derweilen im Grase herumstoffeln, wohin ich mochte und konnte. Keine Gefahr, daß ich ihm entlaufe, denn mit meinem Alleingehen sah es noch schwach aus. Das saftige Mättelein behagte mir, es war wie eine Insel abgeschlossen, hinten durch einen Weg, vorn durch ein winziges schmales Bächlein, und hinter dem Bächlein schaute das Städtlein Liestal zu uns herunter. Während ich so zufrieden am Rande des Bächleins nach Neuigkeiten schnupperte, ereignete sich ein wundersames Abenteuer. Ein richtiger, echter, lebendiger Storch gesellte sich zu uns, in meiner nächsten Nähe spazierte er im Grase umher, als ob er zu uns gehörte; ich konnte ihn fast mit den Händen greifen. Es war unaussprechlich schön. Und eine lange, lange Zeit dauerte die Wonne, immer von neuem blieb er wieder da. Schade, schließlich flog er doch davon, aufs Kirchdach. Und wir reisten nach Hause, in den gemeinen Alltag. Aber unsäglich schön war es gewesen.

Ein anderes Zufriedenheitsglück verschafften mir meine drei heldenhaften Freunde, die Buben aus der Brauerei. Auf einem Acker des Großvaters, das Gitterli genannt, wurde ich unter einen hohen, schlanken Baum gesetzt, der mir außerordentlich wohl gefiel. Man erblickte nämlich durch den Baum den glänzenden Himmel, und an den Zweigen hingen unzählige Büschel von lieblichen kugelrunden roten Beeren. Siehe, da erschienen der Ünggeli und die beiden Buben des Götti, stellten eine Leiter an den Baum und kletterten in schwindelhaften Höhen mutig darin herum. Erstaunlich und unterhaltlich anzusehen. Das Beste aber kam erst noch. Sie brachten mir von den Beeren herunter, häng-

ten mir sie um die Ohren und ermunterten mich, sie zu essen. Und wahrhaftig, sie schmeckten; schmeckten ausgezeichnet, besser als Zucker. Ein Baum, der einem Süßigkeiten spendet wie eine Urgroßmutter; wenn das nicht ein Wunder ist!

Von jener Stunde her hat mein Herz dem Kirschbaum eine besondere Zärtlichkeit aufbewahrt.

Überhaupt schafft es ja ein ganz anderes Gemütsverhältnis zur ‚Natur‘, das will sagen zu den irdischen Dingen unter freiem Himmel, wenn man sie im frühesten Kindesalter erlebt, als wenn man sie erst nachträglich durch Spaziergänge und Ausflüge kennenlernt. Vollends wenn ihre erste Bekanntschaft auf dem Grund und Boden des Familieneigentums geschlossen wird, entsteht etwas wie Seelenverwandtschaft mit den Dingen. Die trauten Gestalten der Angehörigen färben auf das Gefilde ab. Aus diesem Grunde, ich meine, weil ich als kleines Kind die ‚Natur‘, also die Landschaften der Erdoberfläche, nie anders als in Gesellschaft der Meinigen gesehen habe, wird mir das, was andere ihr Naturgefühl nennen, zum Heimatgefühl. Der Kirschbaum der Aphrodite, der Nußbaum der Pandora, das Gras des Baldur, das Korn der Mittagsfrau sind auf den Feldern meines Großvaters gewachsen. Das Versetzen haben sie gut vertragen, sogar bis auf den Olymp.

Die Betzeitglocke

Als mein Brüderchen so weit war, daß er nachts keiner Pflege mehr bedurfte, wurde uns Kindern ein besonderes Schlafstübchen angewiesen, hinten hinaus gegen das Läublein, den Hof und das Brauhaus. Ich erinnere mich noch genau, wie ich am ersten Abend nach dem Umzug verwundert durchs Fenster das düstere Brauhaus musterte und in Gedanken zu mir sagte: «So! angesichts dieses finsternen Ungeheuers wird also fortan dein Leben

dahinlaufen. Merkwürdig, sonderbar. Eigentlich nicht schön, das Brauhaus, und außer ihm sieht man ja nichts.»

In diesem neuen Schlafstüblein nun gab es jeden Abend beim Auskleiden ein ausgelassenes Freuden- und Freundschaftslustspiel mit Jauchzen, Lachen und Strampeln. Nämlich zum Auskleide- und Waschgeschäft vereinigten sich um uns die drei Liebsten aller Lieben: die Großmutter, Mama und Agathe. Agathe hieß unser Dienst- und Kindermädchen. Die stammte aus dem badischen Schwarzwald, war ein hübsches, stattliches Geschöpf und uns Kindern treu zugetan. Nach der zärtlichen, ich möchte fast sagen, jubelnden Anhänglichkeit zu schließen, die sie uns einflößte, muß sie ein ganz außerordentlich treffliches Kindermädchen gewesen sein. Agathe war uns unentbehrlich, bedeutete uns für sich allein eine ganze Heimat. Galt es in der Folge einen Wohnungswechsel oder eine Auswanderung, so genügte der eine Satz: «Agathe kommt mit», um uns mit der Veränderung zufriedenzustellen.

Der Freudensturm beim Auskleiden und Waschen mag wohl zum Teil körperliche Ursachen gehabt haben: überschüssiges Gesundheitsgefühl, gereizt durch die Nacktheit und das Wasserplatschen; Hauptsache war indessen das dreifache Freundschaftsglück, die Liebesversammlung.

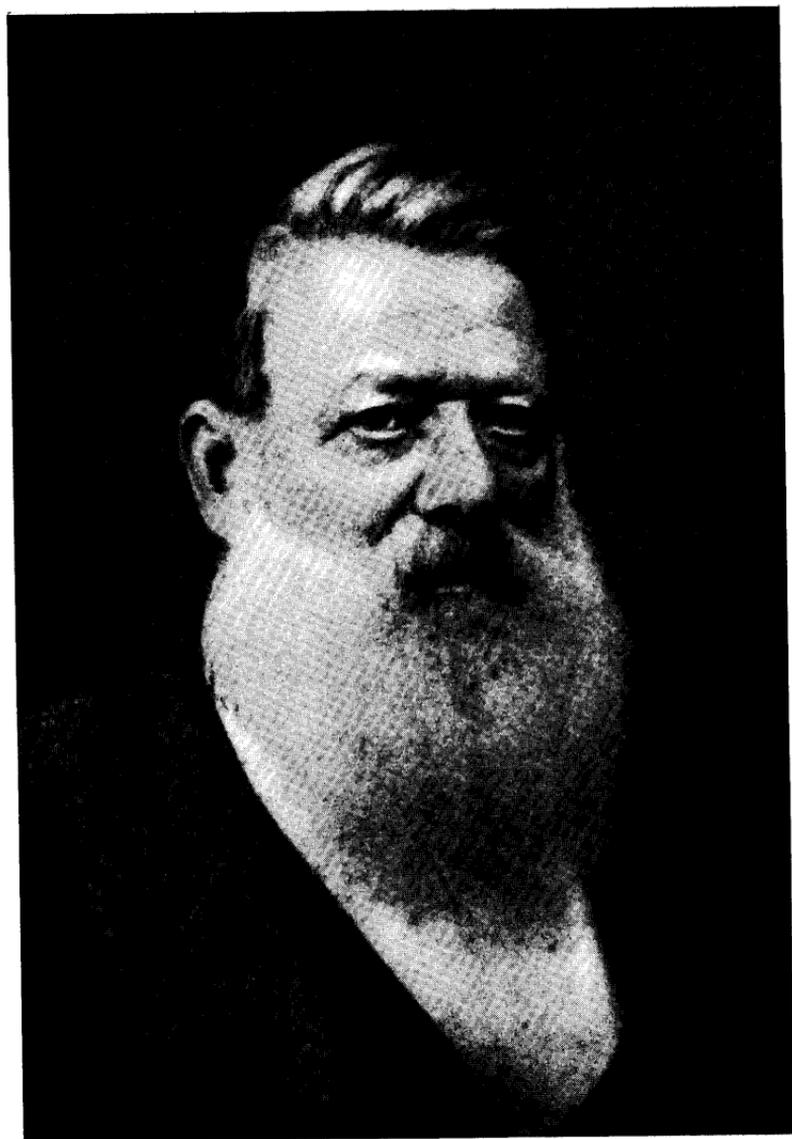
Unterdessen lag schon der Schlaf in den Betten, uns erwartend. Und kaum waren wir zur Ruhe gelegt, so senkten sich die Lider. Aber nachdem Agathe sich entfernt, die Mutter uns sorgsam zugebettet und mit Gruß und Kuß gesegnet hatte, unersättlich, zu immer neuen Malen, geschah zuweilen noch ein Nachspiel, indem die Großmutter ins Stübchen zurückgeschlichen kam und den bereits halb Schlafenden ein frommes Sprüchlein vormurmelte, das wir ihr nachsprechen sollten. Es kam vor, daß im nämlichen Augenblick die ferne Betzeitglocke leise ertönte. Ihr Ton ist nie in meinem Herzen verklungen, weil er zum Abendsprüchlein der Großmutter das Schlummerlied sang.

Der Vater tritt auf

In der Kinderstube wußte weder der Vater mit uns, noch wir mit ihm viel anzufangen. Anders, als wir sprechen und gehen konnten und männliche, kriegerische Anwandlungen bekundeten. Da hatte er Freude an seinen ‚gesunden, urwüchsigen Buben‘ und wir an ihm. Erstens trug er, wie sich gehört, einen Schnurrbart. Ein Mensch muß einen Schnurrbart haben; fertig. Sodann begeisterte uns seine Stärke, die allerdings außerordentlich, sogar berühmt war. Dann hatte er in seiner Kanzlei Säbel, Flinten, Sporen, das ging noch über die Geißeln des Großvaters. Endlich offenbarte er soldatische Liebhabereien und Kenntnisse, und das war der Gipfel.

War anständiges Wetter, so führte er uns in den Hof und ermunterte uns zum Taktschritt, wozu er kommandierte und durch die Fäuste einen Trompetermarsch blies, alles eingeleitet, abgeschlossen und unterbrochen mit vergnügtem, lautschallendem Lachen. Dem sah einmal der Oberst Sulzberger, ein Freund meines Vaters, zu, hatte sein Ergötzen daran, schenkte mir seine besondere Gunst, setzte mich auf seine Knie und gewährte mir jede Art Spaß und Neckerei, die mir einfiel. Daraus entspann sich ein gegenseitiges Freundschaftsverhältnis, er erkor mich zu seinem Liebling und ich ihn zu meinem Vorbild. Wenn mich jemand fragte: «Was willst du einmal werden, wenn du groß bist?», so antwortete ich bestimmt, mit fester Stimme: «Ein Oberst Sulzberger.» Durch die Gunst des Oberst Sulzberger fühlte ich mich dem eiteln Soldatenspielen enthoben und unter die ernsthaften Soldaten eingereiht. Denn der Oberst Sulzberger war ein echter Oberst, dem die wirklichen, erwachsenen Soldaten gehorchten, und nicht bloß das, er war der Höchstkommmandierende des ganzen Kantons.

Überdies vergönnte uns Papa ein über alle Begriffe herrliches Kunststück, das er eigens für uns ersonnen hatte. Er stellte sich



Des Dichters Vater Karl Spitteler

1809–1878



auf das Läubchen, das hinter unserer Wohnung im ersten Stock über den Hof ragte, schickte uns in den Hof hinab und ließ sich vom Ünggeli Bohnenstangen hinaufreichen, während wir schon vor Freuden zappelten. Unter den Bohnenstangen wählte er die längste und stärkste aus, indem er sie der Reihe nach mit den Händen auf ihre Festigkeit prüfte. Die ausgewählte Stange reichte er mir in den Hof hinunter, während er das obere Ende behielt. «Jetzt faß an! fest! aber fest!» Nachdem ich mich mit Armen und Beinen an der Stange festgeklammert hatte, zog er mich durch die Luft zu sich hinauf, indem er stetig mit den Händen tiefer griff; oben angelangt, pflückte er mich auf das Läubchen. Nachher tat er das nämliche mit dem kleinen Adolf, trotz dem ängstlichen Abmahnen der umstehenden Zuschauer. Diese Luftfahrt verschaffte uns solch ein Vergnügen, daß er sie noch oft wiederholen mußte.

So trat der Vater auf. Leider war es nur ein kurzes Gastspiel. Denn diesen nämlichen Sommer verreiste er im Auftrag der Regierung nach Bern. Und blieb so lange in Bern, daß wir ihn fast ganz wieder vergaßen.

IN WALDENBURG

Salomelis erstaunliches Kunstwerk

In Waldenburg lebte eine Schwester meiner Großmutter, die verwitwete Tante Tschopp, mit zwei Töchtern, der damals etwa zwanzigjährigen Salome, allgemein ‚das Salomeli‘ geheißen, und Marie, die noch in die Schule ging. Als Verwandte kam das Salomeli manchmal zu Besuch nach Liestal, half gern meiner Mutter in der Kinderpflege nach, und da wir uns so gut verstanden, nahm sie mich einmal mit heim nach Waldenburg, zu ihrem und meinem Vergnügen.

Auf der Fahrt nach Waldenburg machte mir, ähnlich wie einst während der Baslerfahrt, ein Landschaftsbild den nachhaltigsten Eindruck; und wieder war es wie damals ein Flußufer. Hinter dem sogenannten Bubendorfer Bad zweigt ein Seitenweg über eine Brücke nach dem Dorfe Bubendorf ab. Beim Vorüberfahren ist weder der Bach unter der Brücke, noch der Talboden und Bubendorf selber zu sehen, die Besonderheit des Lichtes jedoch flüstert von geheimnisvollen Gegenden im unsichtbaren Hintergrund. Beim Anblick dieses Brückenbildes verspürte ich so neue und befremdende, so weit vom Verstande entfernte Gefühle, daß ich mich ihrer schämte. Ich meinte nämlich, Regungen, die sich so tief innen im Dunkel versteckt hielten, müßten etwas Unerlaubtes oder Lächerliches sein. Weil man mich gelehrt hatte, einiges an mir als schändlich zu verbergen, schloß ich, was sich in mir verberge, wäre schändlich. Kurz, ich erlitt bei diesem Anlaß zum ersten Male die seelische Schamhaftigkeit.

In Waldenburg angekommen, hielten wir mitten im Städtchen und stiegen aus; denn dort war das Häuschen der Tante (eigentlich Großtante) Tschopp. Zur Haustür ging es auf ein paar Stu-

fen. Stufen mochte ich gerne, seit ich imstande war, sie ohne Schwanken zu ersteigen; sie gaben mir das Bewußtsein der Kraft. Im Hausgang öffnete das Salomeli eine Tür, ein Tuchlädelein kam zum Vorschein, darin stand, mit einer Kundin redend, die Tante Tschopp, anzusehen wie ein zweites Großmütterchen. Die Ähnlichkeit gewann ihr sogleich mein Herz. Zum Willkomm langte sie mir aus einer Schublade Rosinchen hervor. Das fängt gut an. Beiläufig: wem ist nicht auch schon aufgefallen, daß alle guten Menschen ein Tuchlädelein haben mit Rosinchen in einer Schublade? Mich wenigstens brachten die Jungfer Beggli in Basel, die Tante Tschopp in Waldenburg, die Urgroßmutter in Langenbruck zu dieser Überzeugung. Das Lädelein der Tante Tschopp war aber das schönste von allen. Erstens hingen Geißeln darin, und dann gab es dort ein lustiges unsichtbares Glöcklein, das von Zeit zu Zeit plötzlich klingelte, ohne daß man wußte, wo und wieso. Schon bei unserm Eintritt hatte ich gemeint, so etwas zu hören; jetzt, als die Kundin den Laden verließ, klingelte es deutlich zum zweiten Male. Halb aus eigener Klugheit, halb aus dem schlaun Lächeln des Salomeli bekam ich heraus, daß das fröhliche Glöcklein irgend etwas mit der Tür mußte zu tun haben. Richtig, dort oben hinter der Tür höckelte es im Versteck, und jedesmal, wenn man die Tür auf- und zumachte, begann es zu klingeln. Die gewonnene Einsicht setzte ich sogleich ins Werk, indem ich ewig zur Tür aus- und einging, um das Glöcklein spielen zu hören.

«Komm jetzt; du kannst nachher noch oft mit dem Glöcklein spielen», mahnte das Salomeli, worauf sie mich eine Treppe hinauf in die Wohnstube führte. Während sie auf einen Augenblick nebenan im Schlafzimmer verschwand, um ihre Überkleider abzulegen, was entdeckte ich unterdessen in der Wohnstube? Auf der Kommode, unter einer Glasglocke, ein Wunderwerk, daß mir vor Entzücken der Atem ausgegangen wäre, wenn ich nicht unaufhörlich Ah und Oh geseufzt hätte: ein blauer See, mit einem schwimmenden Schwan darauf, hinter dem See eine jäh Fels-

wand, mit Moos und Gebüsch und Bäumen darüber. In den Bäumen stand eine Kapelle; aus der Kapelle kam ein Kapuziner eine steile Treppe nach dem See heruntergestiegen. Von diesem Schaustück war ich gar nicht wegzubringen. Und als ich vollends vernahm, das Salomeli selber hätte das Wunderwerk mit eigenen Händen zusammengekünstelt, überschlug sich mein andächtiges Staunen in heiligen bewundernden Unglauben.

«Jetzt kommt dann bald das Marieli aus der Schule heim», hieß es. Das Marieli kam und mit ihr eine neue Überraschung, eine in ihrem Gesicht. «Du hast glänzige Äuglein und goldige Sternlein», lautete meine frohe Begrüßung. Dieses Sprüchlein blieb zeitlebens am Marieli hängen, sogar als sie schon Großmutter geworden war und ihre armen verkümmerten Augen längst nicht mehr glänzten. Auch den Namen ‚Schwesterlein‘, den ich ihr damals erteilte, mochte sie im Alter gerne wiederholen, und so oft ich ihn aussprach, glänzten wahrhaftig trotz allem die goldenen Sternlein aufs neue.

Das war die Einleitung. Die Folge glich der Einleitung. Ich bin nachmals noch oft in meinem Leben glücklich gewesen, anhaltend glücklich sogar; ob ich jedoch jemals wieder so durch und durch bis in die kleine Zehe wunschlos selig gewesen bin wie damals in Waldenburg, frage ich mich. Ich frage mich, die Antwort aber darauf zu geben hüte ich mich, um nicht ein ernsteres, dunkleres Glück auf höherer Stufe zu beleidigen. Also ohne Vergleich sei gemeldet, daß mir der Waldenburger Aufenthalt wie ein Schmuckkästlein vorkommt, das man ohne Einbuße aus meinem übrigen Kindesleben herausnehmen und beiseite stellen kann; es strahlt für sich und hat keine Zusammenhänge über seinen eigenen Rahmen hinaus. Wie innig die Seligkeit war, läßt sich daraus erraten, daß noch ein halbes Jahrhundert später mein Dankgefühl eines meiner Bücher (den «Gustav») in Waldenburg spielen ließ. So nachhaltig leuchtete in meinem Herzen das Glück, das ich als kaum zweiundeinhalbjähriges Bublein dort genossen.

Der Wasserfall

Gleich am folgenden Morgen, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, jedenfalls am Morgen eines der ersten Tage führte mich das Salomeli in ein geheimnisvolles, dämmerdüsteres, doch keineswegs finsternes Waldverließ hinter dem Städtchen. Nicht Schlucht, denn der Raum weitete sich frei behaglich wie ein Saal, nicht Grotte, denn da gab es weder Höhlen noch Felszacken, halt etwas Besonderes für sich, das sich mir unter keinen gewöhnlichen Namen fügen will. Die Waldenburger nennen es ‚das Münsterli‘ (nicht ‚Fensterli‘, wie ich im «Gustav» irrtümlich schrieb). Das Münsterli, mein Münsterli, sieht folgendermaßen aus: Links und rechts steile Waldhänge; hinten eine gewaltige, jähe, glatte Steinwand, wie eine Mauer emporsteigend; von der Steinwand herunter plätschert ein bescheidener, frommer Wasserfall schnurgerade in ein seichtes natürliches Wasserbecken, und hoch oben über dem Wasserfall wächst ein von jenseits, aus unsichtbaren Lichtquellen durchleuchteter Wald. Das flache Erdgeschoß diesseits des Wasserfalles, also der Saal vor dem Wasserbecken, eben wie ein Zimmerboden, war damals mit sonderbaren, handtellerförmigen Blattpflanzen wie mit einem Teppich bekleidet, mit hohen Bäumen spärlich bestanden, deren Kronen, ob schon nicht üppig, genügten, um ein gemeinsames Dach zu bilden, von Abflußbächlein und Weglein durchkreuzt. Wahrscheinlich hatte der reiche Leuenwirt Jöri, dessen Ziergärtlein oben an das Münsterli grenzte, hier unten ein bißchen Ordnung geschafft. Gegenwärtig ist das Münsterli verwildert, weglos, von nassem sumpfigen Gras überwuchert; wenigstens habe ich es vor drei Jahren so gefunden.

In diesem Münsterli nun durfte ich mit dem Salomeli eine unabhnbare, ewige Seligkeit lang verweilen, Stunde um Stunde, in unbeschränkter Freiheit, durfte Entdeckungsreisen anstellen, wohin ich wollte, sei es an den Rand des Beckens unter dem Wasser-

fall, sei es über den Blätterteppich, mitten zwischen die Pflanzen hinein, sei es am Ufer eines der Abzugbächlein, durfte Steinchen aufheben, Blätter abrupfen—ein unerschöpflicher Reichtum der Güte. Und wohlbemerkt: das Salomeli folgte mir nicht etwa auf Schritt und Tritt ängstlich nach, sondern saß abseits auf einem Wachtposten am Rande eines Abhangs und schaffte an einer Arbeit, als ob sie mich nicht sähe. Und dazu sang der Wasserfall sein ruhiges, leises Lied; außer ihm war nichts zu hören. Hier wurde mir wunschlos wohl, hier hätte ich ewig bleiben mögen; diese Stelle erwählte mein Herz zu seiner landschaftlichen Heimat. Kein anderer Fleck Erde hat mir jemals wieder eine solche innige Zustimmung abgewonnen wie das Münsterli unter der Obhut des Salomeli.

Endlich—«wir müssen jetzt alsgemach heim zum Mittagessen»—mußte vom Münsterli geschieden werden. Heimzu machte aber das Salomeli mit mir einen kleinen Umweg, an steilem, gefährlich aussehendem Abhang gegen Jöris Gärtlein hinauf, auf einem jetzt nicht mehr bestehenden Pfade, dann an dem Pfortlein des Gärtleins vorbei in eine dichte, aber durchleuchtete Buschwildnis, wo einem die Zweige fast den Durchgang sperrten, während von oben der blaue Himmel hereinsah. Wie mich dieser Lichtwechsel und die Szenenverwandlung beglückte, verrät meine Schilderung des ‚Fensterli‘ im «Gustav». Und unerwartet gab es noch eine zweite Verwandlung: plötzlich, wie mit einem Zauberschlag, kamen wir aus dem Gebüsch in den strahlenden Tag, in eine weite, ungeahnte Welt, auf eine grüne Wiese hoch oben über einem Tal. Das, was ich bei dieser doppelten Verwandlung empfand, zuerst aus dem Duster des Münsterli in das durchleuchtete Waldgebüsch und dann aus dem Zwielight des Gebüsches in den freien sonnigen Gau, möchte ich Theaterglück nennen; aber ein edleres Theaterglück, eines, das nicht täuscht und nicht entschwindet, sondern unverlöschlich nachleuchtet, weil es vom wahrhaftigen Tagessonnenschein entzündet wurde. Da, wo der Wiesenpfad zur

schlangenförmigen Landstraße (Langenbrucker Straße) hinabsteigt, im Winkel diese treffend, wollte ich am Straßenbord verweilen, denn diese Stelle gefiel mir ganz außerordentlich. Daß ich von dieser hohen köstlichen Straßenschleife in die Tiefe hinunter mußte, konnte ich fast nicht verwinden. Losreißen mußte ich mich. Aber nun höre und staune, hernach lobpreise Waldenburg. Stundenweit glaubte ich von dem unsichtbaren Waldenburg entfernt zu sein. Eine Kleinigkeit, so waren wir zu Hause, mitten im Städtlein. Wer außer Waldenburg beschert einem solch eine vergnügliche Überraschung?

Das glückspendende Höflein

Mitten im Hause oder, genauer gesagt, hinten zwischen dem Wohnhause und den Holzschopfen und den verwaisten Hühnerställen befand sich ein weltabgeschlossenes, einsames, stilles Höflein, und innerhalb des Höfleins ein zweites, kleineres, noch einsameres und stilleres. Da war nichts von der Außenwelt zu hören, auch nichts anderes zu sehen als zerfallene Bretterwände, Treppchen, Türen, Läubchen und dergleichen, und oben darüber ein Ausschnitt Himmel. Ein Geruch von moderndem Holz grüßte einen beim Eintritt.

Dieses zweite Höflein in vermindertem Format, das Urbild der vielen Höflein, die ich in meinen Schriften, namentlich im «Gustav», geschildert, wurde nun täglich und stündlich mein Lieblingsaufenthalt. Ihm vor allem verdanke ich meine unvergeßliche Waldenburger Seligkeit. Ein kleines, stumpfes Beil und eine Anzahl Nägel wurden mir überreicht, dann ließ man mich allein, und ich durfte mit dem Beil an den Holzstufen eines Treppchens beliebig zimmern, die Nägel einschlagen, wohin ich wollte; alles rundherum war dermaßen schadhaf, daß ich nichts beschädigen konnte. Warum verschaffte mir nun das Nägeleinschlagen solch

eine innige Befriedigung, daß ich dieses Geschäft unersättlich Tag für Tag von neuem betreiben mochte, während ich der Spiele immer bald überdrüssig wurde, so daß ich nach Abwechslung, nach Gesellschaft, nach Anleitung verlangte? Weil ich mit Anstrengung zielmäßig arbeitete, und weil ich etwas Sichtbares und Haltbares leistete. Ich konnte am folgenden Tage darauf zurückblicken, was ich am Tage vorher gezimmert, und durfte das Werk fortsetzen. Ich kostete jetzt zum ersten Mal statt des bisherigen luftigen, trügerischen Spielglückes ein echteres, ernsthafteres: das Handwerkerglück. Weil ich aber nicht unter fremder Anleitung, sondern frei nach eigener Erfindung die Nägel einschlug, war es zugleich Schöpferglück. Darum vermochte mich die mühsame Arbeit so nachhaltig zu befriedigen. Vom berühmten Spielglück des Kindes, beiläufig bemerkt, halte ich nach meiner Erfahrung nicht viel. Die gähnende Kluft zwischen der Wirklichkeit und den Phantasieträumen beim Spielen kommt nämlich dem Kinde gar wohl zu Bewußtsein. Ich hatte es bald gelernt, daß die Bleisoldaten und irdenen Schäflein und Rößlein, die ich aufstellte, wieder in die Schachtel zurück müssen und daß sie einen trotz dem schönen Traumleben, das man ihnen leiht, stumm und dumm anglotzen. Das Spiel hat einen glücklichen Auftakt, aber die Fortsetzung langweilt, weil sie der Erwartung keine Antwort bringt; darum bedarf es des ewigen Wechsels, um immer von neuem den Auftakt zu gewinnen. Das Spiel beruht auf Täuschung, darum endet es mit Enttäuschung. Dagegen das Nägeleinschlagen, ha, das ist etwas anderes; das dauert, das überlebt, das hinterläßt bleibende Werke.

Wenn sich die Zahl der Worte nach der Bedeutung des Gegenstandes zu richten hätte, so müßte ich dem glückspendenden Höflein viele Seiten widmen. Da das aber nicht der Fall ist, und da sich Glück überhaupt nicht erzählen läßt, weil es zum Wesen des Glückes gehört, daß nichts geschieht, nehme ich hiermit von meinem lieben Waldenburger Höflein Abschied.

Gesegneter Abendfriede

Um die Dämmerstunde begann Tante Tschopp zu spinnen, unten im Stübchen gegenüber dem Lädlein. Sie spannen alle, die von Langenbruck stammten, auch die Großmutter und die Urgroßmutter. Eine von ihnen, ich weiß nicht mehr welche, stand sogar im Rufe einer vorzüglichen Spinnerin. Eigene Beobachtung dagegen brachte mich zu der Überzeugung: Spinnen heißt, wenn immer der Faden abreißt oder am Rädchen etwas fehlt.

War es völlig dunkel geworden, so begab man sich in die Schlafstube hinauf und zündete die Kerze an. Dort lehrte mich das ‚Schwesterlein‘ die Kunst, zusammengeknickte Spielkarten als Kapuziner hintereinander aufzustellen und anzublasen, so daß die ganze Reihe auf einmal umpurzelte. Das Salomeli aber künstelte mit der Schere aus Papier die wunderbarsten Figuren, Blumenkörbe, Vögel, Menschen. Das hatte ich freilich von der Großmutter schon hundertmal gesehen, allein das Salomeli verstand es noch besser. Hernach wurde mir ein großes Bilderbuch vorgelegt. Darin war unter anderm eine Riesenschlange zu sehen, die von einem Baum herunterhing und der ein nackter Wilder mit dem Messer den Bauch aufschlitzte. Noch weckten die Bilder nicht meine Phantasie zu selbständiger Spielgeschäftigkeit; die abenteuerlichen Bilder genügten mir für sich; bloß Inhalterklärungen dazu heischte ich. Höchstens daß unbestimmte wolkige Gemütswallungen oder Gedankenwandlungen über die Bilder hinweg in die von der Kerze unzulänglich erleuchtete Nacht sich verloren, erzeugt von der Ahnung, daß irgendwo in der Ferne außerhalb der Waldenburger Wahrheit noch eine andere Welt wahr sein könnte.

Und niemals die mindeste Zurechtweisung oder ein ermahnendes, erzieherisches Wörtlein, geschweige denn ein Schmälen. Wie von Engelein fühlte ich mich von dem Salomeli und dem Schwesterlein behütet.

Horch, das Betzeitglöcklein! Das tönte hier anders als das großmütterliche Betzeitglöcklein in Liestal. Aber wie, das habe ich leider vergessen. «Möchte wissen, wie es tönte.»

Warum ich das alles so im einzelnen aufzähle? Das sind doch, wird man vielleicht unwillig ausrufen, lauter Kleinigkeiten und Alltäglichkeiten. Ich bin anderer Meinung: Glückseligkeit ist weder eine Kleinigkeit noch etwas Alltägliches.

Ein ergötzliches Städtchen

Schon am ersten Tage geleitete mich das Salomeli abends, als es dunkel wurde, durch das Höfchen zwischen verlassenen Hühnerställen und Schweinekoben, wo es scharf roch, durch eine finstere Tür. Draußen war man plötzlich in einer Nebengasse voller Misthaufen, Hühner und alter Weiblein, die einen wie Bekannte grüßten. Durch die Nebengasse etwas bergauf ziehend, gelangten wir vor ein Tor, das sich von den anderen Toren, die ich bisher gesehen hatte, dem Liestaler Obern Tor und dem Sankt Albantor in Basel, vorteilhaft unterschied. Der Turm sperrte nicht den Weg, sondern stand seitwärts von der Straße, den Vorüberziehenden zuschauend, müßig, die Hände in den Hosentaschen. Diesem vergnüglichen Tor sagte ich sofort Freundschaft an. Herwärts des Tores bogen wir links um die Ecke, stiegen tapfer ohne Unfall ein paar Steinstufen hinab—ah! Stufen! meine Lieblinge!—wendeten noch einmal links, und unversehens hielten wir mitten im Städtchen vor der Haustür. Die ganze Runde war nur wie um ein Haus herum. Schon durch diesen ersten Gang hatte mich Waldenburg gewonnen. Ein freundlicher Traum wiederholte mir in der Nacht das ergötzliche Städtchen, wo das Tor auf einer erhöhten Warte nebenab von der Straße steht, wo man aus der Hintergasse

zur Hauptgasse eine Treppe hinuntersteigt, wo man, hinten hinaus fortwandernd, im Augenblick wieder vorn vor der Haustüre steht.

Überhaupt hatte das Städtchen just das richtige Maß, als wäre es für meinen Körper eigens zugemessen worden. Das obere und das untere Ende berührten sich fast mit den Ellenbogen; kaum daß man an einem Ort hineinging, war man gegenüber schon wieder draußen. Welch eine Erquickung nach dem unabsehbar großen Liestal! Von den endlosen Steinhaufen Basels gar nicht zu reden. Und wie alle Leute einen kennen und einem freundlich zunicken!

Die Hauptherrlichkeit Waldenburgs lernte ich dann an einem der folgenden Tage kennen: Mitten im Städtchen, nur um eine Ecke herum, unten in der Nähe der Kirche, kam man an einen Bach, und in dem Bache schwammen, ruderten, watschelten Enten. Enten, muß man wissen, sind wundervolle Vögel mit prachtvollen, metallschillernden, in allen Farben glänzenden Hälsen. Für sich allein eine ganze Farbenwelt. Und, erstaunlich, unglaublich, in jedem Augenblick andere Farben. Die Enten Waldenburgs, überhaupt das Städtchen habe ich in einer meiner Schriften so genau und überzeugt geschildert, daß ich es hier nicht wiederholen will; alles, was ich heute darüber berichtete, wäre bloß ein schwächerer, minderwertiger Auszug. Man kann gewisse Dinge nur ein einziges Mal erschöpfend sagen.

Wenn man von den Enten unten bei der Kirche bachaufwärts wanderte, so gelangte man längs dem von einem steilen Waldberg überschatteten Wasser an einem wirren Haufen von Hinterhäusern, Höfchen, Gärtchen und Hühnerställen vorüber. Dem Erwachsenen wird dort nicht geheuer, ihm bangt für seine Schuhe und seine Nase. Einem Kinde dagegen wird an einer solchen Stelle entdeckungswohl, wie einem wohlherzogenen Schoßhund vor einem Kehrichtkübel. Ist es nicht sauber, so ist es dafür vielerlei.

Auch außerhalb des Städtchens gab es Schönes. Unten vor dem Städtchen, in der Gegend der heutigen Eisenbahnstation, aber auf der andern Seite des Baches, erhob sich die Statthaltereier, also das Haus, welches die Tante Tschopp bewohnt hatte, als ihr Mann, der Statthalter, noch lebte; das Haus, in welches meine Mutter in ihrer Schulzeit mitunter während der Ferien zu Besuch kam. Es war das einzige einigermaßen herrschaftliche Haus Waldenburgs; ein parkähnlicher Baumgang zeichnete es aus, nicht so stolz und groß wie der Baumgang meiner Patin, der Frau Rosenmund in Liestal, den ich bewunderte, immerhin ein Baumgang, der nicht bäurisch, sondern herrschaftlich aussah. Oben hinaus, auf der Langenbrucker Seite, neben der Papiermühle, besaß die Familie Thommen, die im Städtchen einen Tuchladen hatte, ein merkwürdiges, abenteuerliches, farbiges Gartenhaus; allerlei fröhliche Launen verwirklichten sich dort; die Einzelheiten habe ich vergessen, nur den Gesamteindruck eines farbenlustigen, glänzenden, schmucken Häuschens und Gärtchens behalten.

Je kleiner ein Städtchen, um so höckeriger die Einwohner. Das Salomeli schleppte mich nicht in die Weite spazieren, wie einst die Tante Gotte in Basel, sondern ließ mich ruhig und friedlich mit meinem Beil im Höfchen. Und das trug ebenfalls zu meinem völligen Behagen bei.

Die geräuschfrohe Base

Ob ich mitkommen wolle zu der Base Soundso (den Namen habe ich vergessen), fragte mich das Salomeli und stieg mit mir durch einen brückenförmigen Gang nach dem Hinterhause über den Ställen. Schon von weitem hörte ich ein sonderbares, stetiges Gepolter, pumps und ritsch und rätsch, daß einem davon die Ohren vertaubten. Und mit jedem Schritt wurde das schreckliche

Rasseln stärker. Doch das Salomeli beruhigte mich. Die Base lärmte nicht vor Zorn, belehrte sie mich, sondern sei ein ganz friedliches, gutes Weiblein, ich solle nur ruhig mitkommen, ich werde dann schon sehen. Und überredete mich, in die schauerliche Wütereie einzutreten.

Dort tobte ein ungeheuerlich großes, das ganze Stübchen ausfüllendes Spielwerk wie wahnsinnig mit den Armen und Beinen, immer auf und ab, auf und ab. Spulen und Fäden tanzten darin herum, und etwas Lebhaftes schloß wie der Blitz ewig hin und her, so schnell, daß man es kaum sehen konnte. Und die Wände donnerten, und der Fußboden zitterte. Ganz schwindlig wurde einem von dem Geschütz und Gedonner; gut, daß das Salomeli mich fest an der Hand hielt.

Da guckte hinter dem Geschütz ein Weiberkopf um die Ecke, und augenblicklich hörte der ganze Lärm auf, und das zappelnde Spielwerk stand still. Und wie ein gewöhnliches, friedfertiges Weiblein kam jetzt die Base freundlich auf uns zu, begrüßte mich und erklärte mir, daß sie es wäre, welche zusammen mit dem Spielwerk den Lärm vollführe, und daß sie, so oft sie wolle, den Graus anstiften und wieder abstellen könne. Was sie mir durch wiederholte Proben bewies. Nachdem ich das begriffen, war ich mit einmal entzückt von der lustigen, geräuschfrohen Base und konnte nie genug von dem mutigen Rasselspiel bekommen. Je stärker es donnerte, desto glücklicher war ich. Ganz verträumt stand ich dabei, wollüstig das Getöse einschlüpfend. Ungern verließ ich das wundersame Rasselstübchen, erhielt übrigens die Erlaubnis, wiederzukommen, so oft ich wollte.

Auf dem Rückwege erteilte mir das Salomeli Aufschluß über das Erlebnis. Die Base spinne, sagte sie, das wäre aber eine besondere Art des Spinnens, die nenne man bosamenten. Aber o weh, die Fremdwörter! Wenn schon das Salomeli wie alles Volk statt passementerie ‚bosamenten‘ aussprach, wie sollte ich das schwierige Wort behalten, geschweige verstehen! Ich verwechselte das

‚bosa‘ mit Base und nannte den Lärm, den die geräuschfrohe Base vollführte, ‚basespinnen‘ oder, wenn das Salomeli über den Irrtum lachte, ‚basementen‘. Indessen, ob ‚spinnen‘ oder ‚menten‘, eines blieb sich gleich: immer von neuem begehrte ich in das Rasselstübchen zu der guten, freundlichen Base hinauf, um sie ‚menten‘ oder ‚basespinnen‘ zu hören. Und als ich ein paar Jahre später in einem Märchenbuch (Bechstein, mit Zeichnungen von Ludwig Richter) ein Bild schaute, wo beim Mondenschein im Tannenwalde ein Weib spinnet, dachte ich dabei nicht an die spinnenden Tanten und echten Basen, sondern an das fremde posamentierende Weiblein oben über den Hühnerställen in Waldenburg, die den Namen Base bloß wegen ihres Alters und ihrer Freundlichkeit führte.

Bei Herrn Meyer im Himmel

In Waldenburg, mitten im Städtchen, aber in der gegenüberliegenden Häuserreihe, wohnte damals ein Junggeselle namens Meyer, der für einen mürrischen, halbnärrischen Menschenfeind galt. Dieser Herr Meyer bezeigte mir eine besondere Gewogenheit, sprächelte mit mir, lud mich sogar ein, zu ihm aufs Bänklein vor dem Hause zu sitzen, was allgemeine Verwunderung erregte. Mir wieder ward zutraulich zumute in seiner Gesellschaft, und so blieben wir gewöhnlich in der Abenddämmerung lange Zeit wie Kameraden nebeneinander sitzen. Schließlich begehrte ich selber zu ihm hinüber, so oft ich ihn auf dem Bänklein vor seinem Hause sitzen sah.

Eines Abends, wie wir wieder so beisammen saßen, lud er mich mit geheimnisvoller Miene ein, ihm in den Hausgang zu folgen. Zuhinterst im Hausgang schwenkte er links ab in ein Gemach, das keine Wohnstube war, sondern etwas wie ein Raum zum Auf-

bewahren von unnützen Gegenständen. Zunächst gewahrte ich dort nichts Merkwürdiges. Plötzlich aber entdeckte ich mit namenlosem Entzücken, daß er mich in den Himmel geführt hatte: goldene Fische schwammen dort im Wasser herum, sei es in einem Glase oder, wie meine Erinnerung glaubt, in einem Teiche am Boden. Vom Himmel hatte ich aus dem Munde der Großmutter oft gehört, wenn sie uns den Abendsegen betete. Freilich, wo der war, hatte ich mir nicht vorstellen können, jetzt aber wußte ich: in Waldenburg beim Herrn Meyer in einer Hinterstube. Und keine Möglichkeit, mir das abzustreiten, ich hatte ja doch die goldenen Fische klar und deutlich mit eigenen Augen gesehen.

Das war indessen noch nicht einmal alles. Er zeigte mir noch etwas Himmlisches, hinter dem Hause, neben dem Entenbach, wo die Gärtlein und Hühnerställe und Kehrlichthaufen der Waldenburger sind: Kaninchen mit blauen Hälsen und roten Schwänzen und Ohren, Hühner mit weißen und grünen Beinen; ich glaube, sogar bunte Schweinchen waren dabei. Auch das behauptete ich mit eigenen Augen gesehen zu haben und ließ es mir nicht nehmen, solange ich ein Kind war. Später freilich sah ich die Unmöglichkeit ein, daß ich dergleichen in Wirklichkeit gesehen haben könnte, weshalb ich dieses Geschichtlein ins Traumreich verwies. Dort blieb es liegen, bis mich vor ein paar Jahren das ‚Schwesterli‘ belehrte, daß meine Erinnerung doch recht hatte. Nämlich der Herr Meyer betrieb neben anderen Narreteien auch diese, seine Kaninchen und Hühner mit Farben anzu streichen.

Solche himmlische Dinge gab es im Waldenburg des Salomeli zu genießen. Aber nun sehe einer die Bosheit der Menschen: das Salomeli habe ein häßliches Gesicht, wollte man mir einreden. Empörend lügnerisch! Und obendrein noch einfältig! Sie meinen immer, sie wären so gescheit, die Erwachsenen. Und wissen noch nicht einmal, daß die Salomeli und Tante Gotten, die Großmütter und Urgroßmütter die schönsten aller Menschen sind.

IM NEUEN HAUSE

Papa baut ein Häuschen

Mein Vater vertrug sich auf die Länge nicht mit dem Götti, dem einen der beiden Hauseigentümer, bei denen er zu Miete wohnte. Darum wollte er aus der Brauerei fort. Außerdem war es schon lange sein Wunsch gewesen, ein eigenes Häuschen zu besitzen, sei es noch so klein und bescheiden. Allein woher das Geld dazu nehmen? Denn er hatte nichts als seinen kargen Beamtenlohn. Mit ihm verglichen waren der Götti und der Großvater reiche Leute. Schließlich fand sich mit vereintem guten Willen von allen Seiten doch ein Mittel. Zunächst fiel die Sorge um den Baugrund weg, indem der Götti und der Großvater sich bereit erklärten, ihm gegen geringes Entgelt einen Eckzipfel ihrer großen Matte jenseits der Straße abzutreten. Das Sümmchen Geld für den bescheidenen Bau liehen ihm zu glimpflichen Bedingungen einige Basler Herren, die sich schon früher des Waisenkindes angenommen und ihm ihre Gewogenheit trotz seiner Teilnahme an der Schlacht gegen die Basler nicht gänzlich entzogen hatten. Ein junger angehender Basler Architekt entwarf überdies kostenlos den Hausplan, der selbstverständlich so einfach als möglich gehalten werden mußte. Etwas aus Stein mit einem Dach darüber und ein paar Zimmerchen darin, drei im Erdgeschoß und drei im ersten Stock, das war die Aufgabe. Ein Häuschen wie ein Spielzeug für Kinder. Aber es stand nach allen vier Seiten frei, und das war die Hauptsache.

Sobald die obrigkeitliche Baubewilligung eingelaufen war, im Sommer 1846, wurde der Bau in Angriff genommen. Der wirkte natürlich auf mich wie ein gewaltiges Ereignis, das sich als tief

und nachhaltig erwies. Jedesmal wenn in meinen Schriften von einem Hausbau die Rede ist, habe ich die Gemütsfarben dazu aus dem Hausbau meines Vaters bezogen.

Ein Festvergnügen war es schon für mich, zu sehen, wie jenseits in der Matte die Schollen ausgebrochen und die Höhlen der Kellerräume gegraben wurden. Allein obgleich ein schützendes Geländer um die Abgründe lief, durfte ich nicht in die Nähe. Nur ausnahmsweise führte mich Papa vorsichtig an der Hand hinzu, und selbst an seiner Hand nicht bis dicht an das Geländer. Wie dann die Mauern emporwuchsen, ging es mir viel zu langsam. Die winterliche Unterbrechung schaffte zunächst Ungeduld, hernach Gleichgültigkeit und Vergessen. Eines Morgens aber im Frühling grüßte mich ein entzückender Anblick: eine feuerzündrote Haustür! Doch Papa dämpfte meinen Jubel. Das wäre bloß die Untermalung, belehrte er mich, die Haustür würde später grün werden. O Enttäuschung! Und unbegreiflich! Wie mochte jemand etwas grün haben wollen, wenn er es rot haben konnte!... Auch der buntbewimpelte Tannenbaum, der eines Tages auf dem Dachfirst erschien, war eine falsche Vorspiegelung: er verschwand wieder. Zur Entschädigung dafür habe ich ihn später auf die Jubelhalle des Zeus gepflanzt.

Glücklicherweise hielt der Hauptschmuck des Häuschens besser Wort: eine kreisrunde Verzierung vorn in der Mauer unter der Dachspitze. Der Kreis war ringelrund, ohne den mindesten Buckel, was ich zu schätzen wußte, da meine eigenen Kreise Kartoffeln oder Rüben glichen, und in dem Wunderkreise der Vollkommenheit lächelte eine Blume. In diese Verzierung verliebte ich mich geradezu. Ich war stolz darauf, ein solches Häuschen unser nennen zu dürfen, das einen so unvergleichlichen, fehlerlosen Kreis in der Mauer aufwies. Beides, die Blume und der Ring darum, bestehen noch heute. Aber ob wirklich eine Blume in dem Kreise ist, oder was sonst, weiß ich, obschon ich erst letztes Jahr wieder davor gestanden habe, von neuem nicht. Ich weiß

besser, wie einst dem entzückten Kinde die Phantasie die Verzierungen vorspiegelte, als wie neulich meine nüchternen Augen es sahen. Vorausgesetzt, daß ich überhaupt nüchterne Augen habe.

Als der Hausbau schon unter Dach und nahezu vollendet war, mußte mein Vater alles im Stich lassen und verreisen. Er war nämlich von der Regierung zum zweiten Gesandten an die eidgenössische Tagsatzung in Bern ernannt worden. Im Spätherbst, während seiner Abwesenheit, wurde der Umzug in das inwendig noch unfertige Häuschen bewerkstelligt. Nicht auf einmal, sondern ganz allmählich: heute wurde dieses, morgen jenes Stück Hausrat über die Straße getragen, wie man gerade Zeit hatte und was einem zunächst in die Finger gelangte. Beim Zusammenkramen und Einpacken kam unter anderm eine prächtige rote Weste mit goldglänzenden Knöpfen zum Vorschein, zu einer Fastnachtverkleidung gehörend. Damit wollte ich mich flugs schmücken und darin herumstolzieren. Doch Mama vertröstete mich auf die Zukunft: «Nicht jetzt; an der Fastnacht dann.» Die Großmutter half natürlich beim Umzug mit, und der Ünggeli auch. Ich habe noch deutlich im Sinn, wie die Großmutter eines Abends, als sie aus dem Neubau zurückkehrte, vor der Scheune der Brauerei die Klage ausstieß: «Das sind doch wirklich entsetzliche Zeiten, in denen wir leben! Das ist ja schrecklich, was alles geschieht!» Was sie damit meinte, davon hatte ich natürlich keinen Begriff. Sie meinte aber jedenfalls den Sonderbundskrieg oder die Zurüstungen dazu.

Als letztes Umzugsstück beförderte man eines Abends um die Dämmerzeit auch mich, der bis dahin bei der Großmutter geblieben war, in das neue Haus hinüber. Um mich mit dem fremden, noch recht leer aussehenden Wohnzimmer zu versöhnen und mir überhaupt den Tausch schmackhaft zu machen, überließ man mir ein Stück Papier und einen Bleistift. Das Papier legte ich auf den Fenstersims und begann kniend zu zeichnen. Und hier in der ersten Stunde im neuen Hause leistete ich meine erste künst-

lerische Komposition. Während ich nämlich bisher nur immer je einen einzigen Gegenstand gezeichnet hatte, einen Baum oder einen Vogel, geschah mir jetzt, zu meinem eigenen großen Erstaunen, ein leuchtender Einfall: den Baum und den Vogel auf einen nämlichen, gemeinsamen Erdboden zu stellen und dadurch beide miteinander zu einer Geschichte zu verbinden. Rechts auf einer Höhe entstand ein Baum, in der Mitte klappte ein Abgrund, links, auf einem zweiten Hügel, guckte ein Vogel über den Abgrund nach dem Baum hinüber und der Baum wieder zu ihm. Als ich das vollendet hatte, überkam mich ein stolzes Gefühl, wie wenn ich etwas Wichtiges erfunden hätte. Es war auch in der Tat etwas Wichtiges, nur nicht eine Erfindung, sondern eine Eroberung: ich stieg dadurch, daß ich mehrere Gegenstände zu einem gemeinsamen Bilde vereinigte, aus dem Nichts auf eine Kunststufe, die denkbar niedrigste und lächerlichste zwar, immerhin eine Kunststufe.

Und in der darauffolgenden Nacht erfuhr ich einen Traum, der wie ein wichtiges und abenteuerliches Erlebnis auf mein Gemüt wirkte: ich sah mich im Traum durch ein eisernes Gitter wie in einer Festung von der Welt abgesperrt. Ob damals das Haus tatsächlich mit einem Eisengitter abgesperrt war, weiß ich nicht mehr; aber den Traum, der mirs zeigte, und den tiefen Eindruck, den mir der Traum verursachte, habe ich nicht vergessen.

Liedlein singen

Um sich die neue Wohnung anzusehen, erschienen in den nächsten Tagen nach dem Einzug Besucherinnen; darunter Mamas beste Schulfreundin, meine Patin, Frau Rosenmund, die schon drüben in der Brauerei fast jeden Abend meiner Mutter Gesellschaft geleistet hatte. Während die Gäste im Haus herum-

geleitet wurden, durfte ich mich anschließen, wobei ich, durch die bewundernden Ausrufe aufmerksam gemacht, alle Dinge deutlicher als vorher wahrnahm. Blank, sauber, frisch mutete das ganze Häuschen an. Von überall kam Licht herein, nirgends ein dunkler Raum. Im Erdgeschoß freilich sah es leer aus. Die meisten und schönsten Möbel waren nämlich im oberen Stock untergebracht worden, den man hoffte vermieten zu können.

So oft eine Besucherin sich empfahl, wurde ich unten im Ausgang auf den Arm gehoben und mußte ihr zum Abschied meine beiden Liedlein vorsingen, die mich Mama kürzlich gelehrt hatte. Das eine pries die Lustigkeit des Eisenbahnfahrens, das andere die Wonne des Polkatanzes. Für meine Gesangsvorträge hatte ich dankbare Zuhörer, mit Beifall wurde nicht gekargt. Den Haupterfolg erzielte ich durch ein Mißverständnis, das mir in dem Polkaliedlein jedesmal begegnete. Darin kam der Satz vor: «Hüpft das Herz nicht froher dir?» Statt dessen sang ich: «Hüpft das Herz nicht vor der Tür?» Das freut mich. Ich habe demnach schon als kleines Kind unechte, messingpoetische Redeweise abgelehnt.

Auf dem Dachboden

Mit Agathe war ich neugierhalber auf den Dachboden gestiegen. Dort verließ sie mich, ich weiß nicht mehr weshalb, und ich blieb allein. Das kümmerte mich weiter nicht, denn über die Einsamkeitsangst war ich hinaus. Aber wie nun allmählich der Dachboden sich mit Düster, hernach mit Dunkel, schließlich mit Finsternis füllte, welche einen Gegenstand nach dem andern verschlang, durchschauerte mich ein eigentümliches ernstes Gefühl. Nicht etwa Gespensterfurcht, ich wußte von Gespenstern gar nichts, sondern Wahrheitswitterung; ich meine die Ahnung, daß es jenseits des hellen Tages mit seinen vielen kleinen Geschichten

noch eine andere Wirklichkeitswelt gibt, größer, mächtiger und schlimmer als die freundliche Großmutterwelt. Darüber wurde mir unheimlich, so daß ich, ohne mich zu rühren, in die Finsternis starrte, welche, meinen Blick aushaltend, unverwandt zu mir zurückschaute, mit rätselhaften Augen, gebärerisch, als ob aus weiter Ferne etwas Wichtiges und Böses aus ihr hervorkommen wollte.

Ich bin weder willens noch befugt, auf jenes Stündlein auf dem Dachboden deswegen überlegen zurückzublicken, weil ich damals ein winziges, gedankenloses Menschlein war. Der Gedanke ist nicht der einzige Weg zur Wahrheit; ich bin sogar versucht zu sagen, ein Irrweg. Kurz, ich schaute damals einen Augenblick in das Antlitz der Meduse.

Dann wurde ich vom Dachboden heruntergeholt, und beim Kerzenschein im traulichen Wohnzimmer vor der warmen, mütterlichen Gegenwart genas ich gleich wieder zum muntern, törichten Kinde.

Die vergnüglichen Sträflinge

Eines finsternen Abends hielt der Postwagen, statt wie gewöhnlich vorüberzurasseln, vor dem Hause an, und die Pferde schüttelten an einem fort ihre Schellen. «Papa ist gekommen», lautete der Freudenruf. Unmutig vernahm ich die Nachricht. Was ist das: ‚Papa‘? Was geht uns der an? Er war so lange fortgeblieben (dreiundeinhalb Monate), daß ich sein Dasein vergessen hatte.

Es war die erste und zugleich die längste Pause innerhalb seiner Berner Tätigkeit. Er benützte sie, um das unterbrochene Baugeschäft zu Ende zu führen. Täglich erschien jetzt am Morgen ein Trüpplein Handwerker, Gipser und namentlich Maler, Men-

schen von verschiedenen Nationen, ein Ungar und ein Italiener war darunter, und auserlesene Leute: nämlich aus dem Gefängnis ausgesucht. Papa nahm erst jedem das Ehrenwort ab, nicht davonzulaufen, dann traute er ihnen und ließ sie frei, ohne Aufsicht, schalten. Es lief auch wirklich keiner davon, sie waren des Tausches gegen das finstere, feuchte Zuchthaus herzlich froh, zumal mein Vater in seiner Leutseligkeit freundlich mit ihnen umging, sie ihren sonstigen Gefängnisberuf nicht fühlen ließ und abends, nach vollbrachter redlicher Arbeit, noch ein halbes Stündchen mit ihnen bei einem Glase Wein gemütlich plaudernd zusammensaß. «So! und jetzt geht brav heim ins Zuchthaus und kommt morgen punkt acht Uhr wieder!»

Diese Sträflinge nun waren eifrige und fröhliche Leute und arbeiteten mit Freuden. Einer und der andere sang sogar während der Arbeit, und zwar recht schön, so daß einem eigentümlich wohl zumute wurde, wenn man sie singen hörte. Wir Kinder aber durften ihnen bei der Arbeit zusehen. Es lohnte sich auch, besonders bei den Malern im Hausgang. Der war grau gemalt gewesen, als wir einzogen, und das hatte ich schon prächtig gefunden, jetzt malten sie kunstvolle grüne Streifen und Tupfen ins Grau und schließlich noch weiße Zackenlinien hinein. Das werde Marmor werden, wenn es fertig sei, erklärten sie uns mit wichtiger, bedeutsamer Miene. Und dann der köstliche Ölfarbengeruch von den Wänden herab und aus den Farbentöpfen herauf! Von damals her habe ich eine Vorliebe für den Ölfarbengeruch behalten.

Mit diesen braven, freundlichen Sträflingen schlossen wir Kinder Freundschaft. Jeden Abend, wenn sie mit Papa in der Wohnstube beim Wein saßen, durften wir, nachdem wir bis aufs Hemd ausgekleidet waren, noch ein Weilchen ihnen auf die Knie sitzen, wie einst dem Großvater, und uns von ihnen schaukeln lassen. Das war das Hauptvergnügen des Tages, denn wir hatten einander wirklich gerne.

Santiklaus

Während wir eines Abends wie gewöhnlich hemdlings auf den Knien unserer internationalen Freunde saßen, geschah ein Gepolter im Hausgang, die Stubentür wurde aufgerissen, etwas Lebendiges warf schnell ein paar Handvoll harter Dinger auf den Boden, dann wurde alles wieder still. «Santiklaus!» hieß es zur Erklärung. Darauf fragte Papa mit gedämpfter Stimme, in der Meinung, wir hörten es nicht: «Wer wars?» «Der Groß-Adolf und der Karl.» Diese halblauten Worte fing ich aber auf—kein Kunststück, denn Papas *mezza voce* glich dem fernen Donner—und mit meiner Schlaueit kam ich hinter das Geheimnis: der unsichtbare, polternde Santiklaus war demnach ein Verwandter der Buben des Götti, ihr Onkel oder Pate, oder so etwas. Freilich, was der bei uns wollte und warum er solch einen Lärm machte, vermochte ich nicht zu enträtseln.

Unterdessen hatte Mama die Sachen aufgelesen, welche der Santiklaus auf den Boden und in den Hausgang geschleudert hatte, und trat mit dem Kram ans Licht. O Wunder, o Seligkeit! Bildertäfelchen, groß wie kleine Spielkarten, doch nicht flache Bilder wie in den Büchern, sondern erhabene, körperliche Figuren, als ob sie lebten. Und die Figuren waren angemalt, aber fein und zart, nur so mit unbeschreiblich schönen Farben angehaucht. Der Rand der Täfelchen war erhaben, von der nämlichen Höhe wie die Figur, längs der inneren Linie des Rahmens lief, kreuzweis gestrichelt, ein farbiges Kränzlein. O diese Kränzlein! für sich allein ein ganzes Paradiesgärtlein! Die Strichlein der einen Richtung waren nämlich grün, die Strichlein der andern Richtung rot. Und beides kreuzte sich, ohne sich gegenseitig zu beeinträchtigen. Dieses wonnige Wunder war mit dem Blick gar nicht auszulernen. Und als wir nun einander die kunstvollen Täfelchen glückseufzend vorwiesen und sie miteinander verglichen, siehe, eine neue Überraschung: jedes Täfelchen zeigte eine andere Fi-

gur: Vögel, Fische, Menschen, Blumensträuße. Es war eine der glücklichsten Stunden meines Lebens.

«So, jetzt dürft ihr auch eines davon essen», lautete die ermunternde Erlaubnis. Essen? Kann man denn Kunstwerke essen? Doch wahrhaftig, man konnte, und zwar schmeckten sie ausgezeichnet. Was ist nur das für ein ganz besonderer Leckergeschmack? «Anis.» Es waren Anisbrötchen. Dieser Anisgeist Santiklaus gefiel mir außerordentlich.

In den nächstfolgenden Tagen regte sich die lüsterne Frage, ob noch mehr solcher unsichtbarer, wohltätiger Geister zu erhoffen seien. Gewiß: das Weihnachtskind, der Silvester, das Neujahrskind, Drei Könige, die Fastnacht und ganz zuletzt der Osterhas, alles diesen Winter noch. «Und später, wenn der Winter vorbei ist?» Nichts mehr. Durch diese winterliche Geisterreihe im Gegensatz zu der übrigen geisterlosen Zeit dämmerte mir zum ersten Mal eine Vorstellung von verschiedenen Jahreszeiten. Einstweilen gab ich entschieden dem Winter den Vorzug.

Von wo indessen, kitzelte mich meine Wißbegier, kommen die Wintergeister eigentlich her? Bald hatte ichs heraus: hinter dem Hügel des Großvaters wohnen sie und kommen jeweilen, wenn es Zeit ist, in der Nacht um die Ecke herum, zwischen dem Rain und dem Garten der Brauerei, heimlich angeschlichen.

Der geheimnisvolle Vater

Die Tage wurden immer kürzer, die finsternen Abende länger. Da man aber uns Buben doch nicht um fünf Uhr zu Bett legen konnte, erblühte uns nun stundenlang der hochgemute Genuß, um welchen wir so oft die Erwachsenen beneidet hatten, bei Kerzenlicht wach und rüstig in den Kleidern aufzubleiben, während draußen die Nacht umging. Sie war eigentlich unheimlich, die

Nacht, wenn man ein bißchen länger an sie dachte oder in die dunklen Zimmerecken und schwarzen Fenster guckte, allein sie konnte ja nicht durch die Mauer ins Haus herein, und die Haustür war geschlossen, abgesehen vom Kerzenlicht, vor welchem sie sich fürchtet.

Eines Abends, als es schon seit langer Zeit finster geworden war und wir immer dringlicher zum Schlafengehen gemahnt wurden, erklärte mein Vater so beiläufig, als handle es sich um die gewöhnlichste, gleichgültigste Sache, er wolle noch ein bißchen ausgehen, nahm gelassen seinen Hut und entfernte sich gemächlichen Schrittes erst aus dem Zimmer, dann durch den Hausgang, endlich durch die Haustür in die Nacht hinaus.

Diese nächtliche Unternehmung erfüllte mein Herz mit wollüstigem Grausen und scheuer Bewunderung. In welchen Wald wird er wohl gehen? mit was für Hexen und Zauberern verkehren? Kennt er denn die? Und der Wolf und die Eule, ist er auch mit diesen befreundet, daß er sich nicht vor ihnen fürchtet? Ob wohl die Sterne herunterkommen, um mit ihm zu reden und zu spazieren? Daß Papa in so dunkler Stunde sich anderswohin begeben könnte als in den Wald, lag außer dem Bereich meiner Vorstellungen. In der Nacht ist draußen überall Wald, das ist einfach, und leicht zu begreifen. Wie es aber zur Nachtzeit im Walde zugeht, von was für Wundern und Abenteuern es dort wimmelte, wußte ich teils aus den Märchen der Großmutter, teils ahnte ich selber von weitem.

Und wie ruhig er der märchenhaften Gesellschaft entgegengog! Ich hatte ihn genau beobachtet: nicht eine Miene, nicht ein Blick verriet die mindeste Besorgnis. Offenbar war es heute nicht das erste Mal, er mußte schon seit langem mit den Waldgeistern auf vertrautem Fuße leben.

Aus der Nachwirkung jenes Abends ist die Schilderung der Reise der Gotteskinder in meinem «Prometheus» entstanden. Zwar steht dort natürlich nichts von dem neuen Häuschen und daß

Papa den Hut aufsetzte und zur Haustür hinausging. Ich aber weiß, daß, wenn ich nicht in meiner frühesten Kinderzeit einmal meinen Vater abends spät hätte in die Nacht hinausziehen sehen, die Schilderung der Reise der Gotteskinder nicht dastände. Einem andern, der nicht in seinem Herzen ein hierher taugliches Erlebnis vorgefunden hätte, wäre es ja überhaupt nicht in den Sinn gekommen, die Reise der Gotteskinder so ausführlich zu erzählen.

In der Einsamkeit

Unversehens war der Vater wieder weg nach Bern; seine mächtige Stimme hallte nicht mehr durchs Haus, die fröhlichen Sträflinge mit ihrem wohllautenden Singen waren ebenfalls verschwunden, stille, stille ward es im Haus und einsam. Niemand mehr darin als die leise Mutter, die geschäftige Agathe und das unnütze, unruhige Brüderchen, zu groß zum Spielzeug, zu klein zum Spielkameraden.

Welch ein Gegensatz gegen früher! War das einst ein reiches Leben gewesen drüben in der Brauerei! Nicht jederzeit ein erfreuliches Leben, aber immer ein Leben. Den ganzen Tag ging etwas, und das Haus war voller Menschen. Und was für Menschen! Die liebsten auf der ganzen Welt: die Großmutter und der Großvater und der Ünggeli und die beiden Buben des Götti, und der Götti selber, den wir auch zu uns zählten. Dazu die Kellnerin und Franziska, die Köchin, und die Knechte und das Kleinvieh und Großvieh in den Ställen, ungezählt die Gäste der Wirtsstube, von denen doch auch dieser oder jener Liestaler sich mit uns angefreundet hatte.

Das alles war nun wie weggeblasen, alles Bisherige wie mit dem Messer abgeschnitten und in die Vergangenheit entrückt, die unendliche Reihe der tausend und abertausend Erlebnisse bis

in die Wiegenzeit zurück entzweigerissen, der Fortsetzung bar, als unbeweglicher Leichnam in die Erinnerung verwiesen. Daß von der schräg gegenüberliegenden Brauerei einzelne Teile sichtbar waren, die Scheunen und Remisen, die Ställe, ein Stück Garten und der Rain des Hügels dahinter, machte die gegenwärtige Einsamkeit nur noch fühlbarer, indem man beständig an den Gegensatz erinnert wurde. So entstand eine Gesamtstimmung der Leere, die mir nur deshalb nicht als Heimweh zum Bewußtsein kam, weil ich, um bewußtes Heimweh spüren zu können, noch zu klein war. Anflüge davon, ich meine flüchtige Anfälle von Wehmut und Sehnsucht, kamen doch schon dann und wann vor, dann nämlich, wenn meine Mutter, deren Herz ebenfalls in der Brauerei, der Stätte ihrer Kindheit und ihres gesamten jungen Lebens, geblieben war, mich auf Lebensspuren von drüben aufmerksam machte. Zuerst, nach unserem Umzug im Herbst, hieß es: «Hörst du, wie sie dreschen, drüben in der Scheune? Das ist der Ünggeli, der drischt.» Gespannt lauschte ich, zwischen Freude und Trauer, den sonderbaren, kunstmäßigen Taktschlägen, wehmütig verwundert über die Unsichtbarkeit des dreschenden Ünggeli. Ein anderes Mal führte sie mich ans Fenster des verwaisten Bureaus: «Siehst du den Großvater auf dem Hügel oben, wie er Samen ausstreut?» Da sah ich seine geliebte Gestalt längs dem Saum des Hügels mit langsamen Schritten stetig fortschreiten und mit jedem Schritt in einen Sack greifen, den er umgebunden hatte, und dann den Arm ausstrecken und schütteln. Den Anblick verspürte ich als einen Gruß aus weiter Ferne von jemand Liebem aus alten Zeiten.

Während des Winters blieb es drüben tot. Dann aber wieder gegen das Frühjahr: «Hörst du den Hahn, wie er kräht? siehst du ihn dort auf dem Misthaufen? Das ist dem Großmütterlein ihr Hahn.» Oder: «Riechst du den Malzdampf? Das ist der Götti im Brauhaus, der Bier braut.» Oder: «Siehst du die schwarzen Pechwolken über dem Kegelplatz? riechst du sie nicht? Das ist der

Ünggeli, der Fäßlein picht.» Jedem dieser Sprüche antwortete ein süßer schmerzlicher Stich in meinem Herzen. Malzgeruch und Pechgewölk aber sind mir von dorther zeitlebens Symbole des Vorfrühlings geblieben, im Andenken an den Götti im Brauhaus und den Ünggeli auf dem Kegelplatz.

Bilderbücher

Die Aufgabe, mich über die lange Winterzeit im Zimmer zu verträsten, fiel dieses Mal in Abwesenheit der Großmutter und des Großvaters meiner Mutter und Agathe zu. Keine leichte Aufgabe. Von dem alten Spielzeug: Bäumlein, Rößlein, Schäflein und so weiter wollte ich nichts mehr wissen, das Bureau des Vaters mit seinen Säbeln, Gewehren, Sporen und Dutzenden von Tabakspfeifen hielt mangels einer Erklärung als bloße Sehenswürdigkeit nicht lange vor; den Ausblick auf die Straße verschmähte ich, seit ich nach unzähligen Enttäuschungen mit mir darüber im reinen war, daß von dorther nie und nimmer etwas Ersprießliches zu erwarten sei, weder Soldaten noch wilde Tiere. Ein einziges Mal während des ganzen Winters sah es danach aus, als ob das Schicksal sich aufraffen und etwas Vernünftiges spenden wollte. Ein zweihöckeriges Kamel mit einem Affen zwischen den Buckeln wackelte daher, kehrte in der Scheune des Großvaters ein und mampfte dort Heu oder etwas desgleichen. Ah, endlich! Schon freute ich mich auf die Bataillone von Nashörnern, Löwen und Hyänen, die nachfolgen würden, aber, o leid, statt des Anfangs war es der Schluß; nicht die kleinste Antilope mehr. Nein, mit der Wirklichkeit draußen vor den Fenstern ist es nichts; besser gar nicht mehr daran denken.

Darum flüchtete ich in eine bessere Welt, in die Bilderbücher.

Das Hauptbilderbuch, jenes, auf welches ich immer von neuem zurückgriff, war gemalt, das war sein Vorzug. Das Titelbild zeigte eine spanische Küche. Ob diesem Titelbild war mir vor Zeiten, als ich das nämliche Buch zum ersten Mal betrachten durfte, im Städtchen bei der kleinen Therese im Ladenstübchen der Frau Berry, der Mutter meiner Patin, das erste Phantasiespiel in wachem Zustande widerfahren. Das ging unheimlich zu. Mein Blick glitt aus dem dunkeln, rußig gebräunten Hintergrund der spanischen Küche in den hellen Tag des Stübchens, und plötzlich schaute ich jenseits der Häuser sonnige Wiesen, die mein Auge gar nicht sehen konnte. Zuerst wollte ichs einfach nicht glauben. Wie ich mir aber nicht mehr ableugnen konnte, daß ich schaute, was ich nicht sah, packte mich ein jäher Schreck, eine Art kleiner Todesangst, ein Gefühl, als ob ich in einen Strudel gezogen und um und um gewirbelt würde, verbunden mit dem Gedanken, ich hätte meinen Verstand verloren, und mit der Befürchtung, ich würde ihn nie mehr wiederfinden. Das Ganze währte bloß einen Augenblick; denn sowie das Phantasiebild verschwand, war ich wieder beruhigt. Aber es war ein angstvoller Augenblick.

Weiter hinten im Buche waren Menschen mit Fischköpfen zu sehen, und darunter stand, wie mir vorgelesen wurde: ‚Karneval von Trier‘. Daß es Menschen mit Fischköpfen gibt, erfuhr ich erst jetzt, sie gefielen mir indessen nicht. Später kam ein holländisches ‚Treckschuit‘. Der Name, alemannisch gedeutet, erregte meine Entrüstung, so daß ich dieses Bild jedesmal ärgerlich überschlug. Ferner ‚Tanzende Polen‘ und, wenn ich nicht irre, Tiroler oder ähnliche Bauersleute, welche mit Blumensträußen geschmückt waren und Kränze schwenkten. Beim Anblick dieser Maien erinnerte ich mich, einst etwas Ähnliches draußen im Freien gesehen zu haben, und gewann dadurch wieder einen dunklen Begriff von verschiedenen Jahreszeiten. Während mich die Farben im ganzen freuten, hielt ich mich darüber auf, daß die Backen der Menschen und die Kappen der tanzenden Polen mit

dem nämlichen stumpfen Rot angemalt waren. Die letzte Bildseite war ausgerissen. Warum wäre es mir heute so wichtig, zu wissen, was die ausgerissene Bildseite vorstellte, daß ich instande wäre, eine Reise zu unternehmen, wenn mir jemand verspräche, mir das Bild zu zeigen? Deshalb, weil ich damals genau der nämliche war, der ich heute bin.

Der Struwelpeter, den mir das Weihnachtskind gebracht hatte, mißfiel mir. Witz und Spaß empfand ich als nüchterne Verzerrungen der Welt, und gegen die aufdringlichen Nutzenwendungen empörte sich sowohl mein Verstand wie mein Gefühl. Einzig die goldene Sonne und der wahrhaftige Baum, unter welchem der Jäger steht oder liegt, kamen meinem Bedürfnis entgegen und zuhinterst das dreifache Regengewölk. Diese beiden Bilder muteten mich an, weil ihnen Erinnerungsbilder aus der Vorzeit im Reiche der Großeltern entgegenrührten.

Um meinen unersättlichen Bilderdurst zu stillen, wurde schließlich, nachdem man aus der Brauerei illustrierte Schulbücher und andere entlehnte Bilderware mit größerem oder kleinerem Erfolg zugezogen hatte, ein riesiges Prachtwerk von vier Bänden aus Papas Bureau herübergeholt. Das enthielt nicht weniger als die gesamte Menschheit und Tierheit. In dieses Riesenbuch lebte ich mich dermaßen hinein, daß ich mich in einzelne Figuren geradezu verliebte. Unter den Menschen waren es zwei schnauzbärtige Männer, die mirs antaten, der finstere Pole auf der ersten Seite, der mit gekreuzten Armen vor einer brennenden Stadt stand, und der unglaublich schöne Seeräuber, der ein zappelndes Frauenzimmer in einen Kahn schleppte. Warum das Frauenzimmer sich sträubte, konnte ich nicht fassen. Mußte es denn nicht ein herrliches Glück sein, solch einem berückenden, lang-schnäuzigen Seeräuber zu folgen? Von den Tieren galt meine Zärtlichkeit der gefleckten Hyäne, bei heftiger Verachtung der gestreiften; dann dem Kasuar, den ich vornehmer fand als den windigen, eitlen Vogel Strauß. Hier spielte übrigens schon ein

wenig Eigensinn mit. ‚Ihr sprecht immer einzig von der gestreiften Hyäne, deswegen halte ichs mit der gefleckten. Alle Welt macht aus dem Vogel Strauß ein so großes Wesen, folglich finde ich ihn dumm und ziehe den verachteten Kasuar vor‘. Vor allem aber entzückte mich der hochbeinige, schlanke Vogel Sekretär mit seinem leichten, kühnen Schritt, seinen wilden Augen und dem unsäglich anmutigen Federbusch hinter dem Ohr. Aber ein Rätsel gab mir bei diesem Bilde zu schaffen. Mein Vater hatte in seinem Bureau ebenfalls einen Sekretär. Das war aber kein Vogel, sondern ein glänzender Schrank. Jetzt, was für eine Ähnlichkeit besteht zwischen dem Schrank und dem Vogel, daß sie beide denselben Namen haben? Immer von neuem strengte ich meinen Geist an, um eine Ähnlichkeit herauszufinden, doch ewig vergebens. Im Gegenteil; je mehr ich die beiden verglich, desto unähnlicher erschienen sie mir. Wo hat denn Papas Sekretär die Augen und den Schnabel? wo der Vogel Sekretär die Schublade, die Tür und das Schlüsselloch? Nein, das bringe ich nie heraus, das ist mir zu schwierig.

Welk

Im Vorfrühling kam einer jener atmosphärisch verwünschten Morgen, wo der Mensch unter dem grauen, nassen Himmel alles mit trüben Gefühlen betont, Vorkommnisse und Gedanken. Ich war demzufolge traurig und mürrisch, ‚verstimmt‘, wie die Erwachsenen sagen. Nachdem alle übrigen Aufheiterungsversuche mißglückt waren, wurde ich auf Agathes Arm ins Freie geschickt. Sie trug mich, von der Landstraße links abbiegend, auf einem Fußweg über die Wiesen nach jenem Acker des Großvaters, der das Gitterli hieß. Aber wie sah heute die Welt trübselig aus! Flur und Acker, Erde und Himmelsluft, alles grau und braun. Die ganze Welt ein ödes Elend. Und dazu das Nachgefühl eines

unendlich langen unerfreulichen Stubenlebens. Es war ein unseliger Ausflug. Trauriger zog ich heim, als ich fortgezogen war. Ein Gefühl, als ob ich ausgestorben wäre und nie mehr froh werden könnte.

Daß ich nur welk, nicht alt war, daß ein Sonnenstrahl genügen würde, um mich wieder aufzufrischen, davon wußte ich ja nichts. Nicht einmal etwas davon, daß die Welt eines Tages wieder anders, freundlicher aussehen werde. Ich meinte, das bleibe nun so. Der Trost der Erwachsenen: «Es muß doch Frühling werden» konnte mir nicht helfen, da ich noch von keinem Frühling wußte.

In der Kirche

Wenn ich ihr versprechen wolle, ruhig sitzen zu bleiben und kein Wörtlein zu reden, außer höchstens ganz leise, so dürfe ich mit ihr in die Kirche kommen, sagte Agathe. Zwar fehlte mir jede Ahnung, was einen dort erwartete; ich hatte bisher gemeint, die Kirche diene einzig dazu, daß die Störche ihr Nest darauf bauten. Allein der Erlaubniston, mit dem sie es sagte, klang nach einem bevorstehenden Genuß; überhaupt war ich immer willens, etwas Neues zu erleben. Also versprach ich, still und fromm auszuhalten.

In der Kirche befiel mich zunächst ein gewaltiges Staunen über den ungeheuer großen, hohen, leeren Raum, der weder einem Wohnzimmer, noch einer Wirtsstube glich, am ehesten noch dem Brauhause des Götti, aber auch das eigentlich nicht recht, denn im Brauhause war es finster und hier war es hell, im Brauhause standen Kessel und hier Bänke. Wie sich meine Augen dann allmählich eingewöhnt hatten, erblickte ich plötzlich an der Seitenwand etwas Entzückendes: prachtvolle Fenster, hoch und schmal, mit märchenhaft schönen farbigen Scheiben darin. An diesen Fenstern blieb mein Blick bewundernd hangen. Wenn ich nicht

Agathe neben mir gespürt und nicht gewußt hätte, daß draußen vor der Tür das Städtchen Liestal warte, so hätte ich gemeint, ich wäre im Himmel. Horch! mit einmal begannen die himmlischen Fensterscheiben noch Musik zu machen, und zwar solch eine beglückend wohl lautende Musik, daß man ganz selig davon wurde. Eine Unmasse Töne auf einmal, und jeder Ton schön, und alle die schönen Töne waren befreundet miteinander. Sind die musizierenden Fenster denn heimlich belebt? Oder schweben am Ende Engel dahinter, welche unsichtbar durch die Fensterscheiben in die Kirche herein sangen? Da hieß mich Agathe den Kopf umdrehen und deutete nach einem riesigen gold- und silberfunkelnden Gestell hinter mir, oben in der Kirche; ‚Orgel‘ nannte sie das, und jetzt begriff ich, daß die Musik nicht von den Fenstern kam, sondern von der Orgel.

Nachbarschaft

Im folgenden Frühling kam mein Geburtstag. Hiemit wurde ich dreijährig, war mir dessen hochgemut bewußt, fühlte mich groß und stark, behauptete, ich sei jetzt erwachsen, und erhob deshalb den Anspruch, unbegleitet, nach freier Laune, in der Nähe des Hauses herumzustreifen. Dem Anspruch wurde zur Hälfte nachgegeben. Mich über die Straße zu wagen, blieb nach wie vor verboten, dagegen in der Nachbarschaft diesseits der Straße durfte ich mich, mit Vorsichtsregeln beladen, frei ergehen. Und den kleinen Adolf nahm ich jeweilen mit.

Nur wenige Schritte entfernt, auf der nämlichen Straßenseite, und gleich unserm Hause etwas zurückstehend, darum ohne Gefahr erreichbar, stand das äußerste Haus des damaligen Liestal. Das war geräumig, mit Familien und Kindern reich gesegnet. Unter anderen hauste dort der Liestaler Musikmeister namens

Seber. Der hatte mehrere Töchter, die dazu dienten, uns die abenteuerlichen, glänzenden Musikinstrumente ihres Vaters aufzuschließen und vorzuzeigen. Wir bliesen aus Leibeskräften in die Trompeten, brachten aber keinen Ton hervor. Im Hinterhause, gegen die Wiesen, unten vor dem Gärtchen, hantierte ein Schreiner in seiner Werkstatt. Bei einem Handwerker gibt es immer etwas zu sehen; erstens liegen dort beständig eine Menge merkwürdiger Gegenstände herum, zweitens rührt sich der Mensch und schafft etwas und sitzt nicht so faul und langweilig da wie die übrigen Erwachsenen. Mit dem Schreiner schlossen wir daher Freundschaft. Ferner gab es vorn gegen die Straße ein Wirtsstübchen, das uns aber nicht zusagte; denn die Hauptsache, die Großmutter, fehlte dort. Was wollen die Menschen in einer Wirtsstube, wenn keine Großmutter darin ist? Dagegen die Familie Neugebauer, die ebenfalls in dem unergründlichen Hause wohnte, wurde uns wichtig, wegen ihres jüngsten Buben namens Fritz. Der Fritz Neugebauer, ein gutmütiger Junge, etwa zwei Jahre älter als ich, schloß sich bereitwillig allen unseren Unternehmungen an und wurde unser täglicher Spielkamerad. Immer waren wir mit dem Fritz Neugebauer zusammen.

Aber der Raum zwischen den Neugebauers und der Straße war beschränkt. Auf dem Kegelplatz der Brauerei drüben hätte sichs bequemer spielen lassen. Darum erbettelte und erhielt ich schließlich von der Mutter die Erlaubnis, mich mit dem Fritz über die Straße ins Reich der Großeltern zu begeben; doch ja nicht mit meinem Brüderchen. Gut. Dort in den trauten weitläufigen Geländen des Gartens, des Kegelplatzes, des Hofes ergingen wir uns nun nach Herzenslust, und zwar immer friedlich; wir hatten einander so gerne, daß niemals der mindeste Zank zwischen uns entstand. Eines Tages schlug er mir vor, Krieg zu spielen. Mit Vergnügen einverstanden. Wir sagten also einander Feindschaft an. Nachdem wir uns eine Zeitlang verfolgt hatten, flüchtete er unversehens in ein kleines Häuslein im Hof, riegelte die Tür zu und

ließ sich nicht mehr blicken. Umsonst rüttelte ich an der Tür, ich brachte sie nicht auf. Also ein Belagerungskrieg! urteilte ich. Wie aber dem unsichtbaren Feind in seiner Festung beikommen? Nachdem ich lange Zeit ratlos dagestanden, umsonst hoffend, daß er einen Ausfall machen würde, kam mir ein schlauer Gedanke. Oben in der Wand des Häuschens befand sich ein herzförmiges Luftloch. Soll mich wundernehmen, dachte ich, wenn der Feind nicht auf das Brett steigt und zum Luftloch herausguckt, um mich zu verhöhnen. Aber wart! Ich holte eine Bohnenstange und stellte mich mäuschenstill vor dem Luftloche auf die Lauer. Und wie nun der Feind richtig mit spöttischer Miene durchs Luftloch bleckte, stach ich ihn schnell mit der Bohnenstange ins Gesicht, daß das Blut hervorrieselte. Triumph! jauchzte meine Siegesfreude. Ganz stolz war ich über meine Heldentat. Da kamen der Großvater und andere Leute aufgeregt dahergelaufen, die mir eifrig Vorwürfe machten, daß ich den Fritz Neugebauer ins Gesicht gestochen hätte. Aber ich hatte ja gar nicht den Fritz Neugebauer gestochen, sondern den Feind, in welchen er sich verwandelt hatte. Ist es denn nicht heldenhaft und rühmlich, den Feind zu verwunden? Der Fritz selber hat das auch ganz gut eingesehen, und einige Tage später, nachdem seine Wunde geheilt war, lebten wir wieder in herzlicher Eintracht miteinander. Aber zum Kriegspiel hat er mich nie wieder aufgefordert.

DER AUSFLUG NACH BERN

Über den Berg

Ende Juni 1848 war das Tagsatzungsmandat meines Vaters abgelaufen. Eine Staatskutsche, mit dem Standesweibel in den Landesfarben auf dem Bock, wurde gestellt, ihn von Bern heimzuholen. Meine Mutter benutzte diese Gelegenheit, ihrem Manne entgegenzureisen, und nahm mich mit.

Meine junge Mutter, vor drei Wochen erst einundzwanzig Jahre alt geworden, noch wenig in der Welt herumgekommen, außer ihrem Pensionsaufenthalt am Genfersee kaum über die Kantonsgrenze hinaus, unternahm die Reise in frischer, freudiger, fast festlicher Stimmung, zumal es galt, ihren seit einem halben Jahre abwesenden Mann wiederzusehen und wiederzuhaben. Mit mir fühlte sie alles und jedes innig überein und ich mit ihr, ohne daß es der Worte bedurfte. Es war wie eine Hochzeitsreise zweier Kinder. Jede Neuigkeit längs des Weges, und wäre es nur eine Baumgruppe oder Matte, wurde von uns beiden als Abenteuer empfunden und mit durstigen Blicken eingesogen.

Das erste gemeinschaftliche Entzücken geschah hinter dem Bubendorfer Bad, an der nämlichen Stelle, die mir im vorigen Jahre auf der Waldenburger Reise so befremdende, rätselhafte Gefühle verursacht hatte. Ich hatte gemeint, ich einzig würde von solchen geheimnisvollen Gefühlen heimgesucht, und ich müßte mich ihrer schämen. Jetzt aber rief zu meinem Erstaunen an dieser selben Stelle meine Mutter freudig aufgeregt mit glänzenden Augen: «Es wird einem hier so sonderbar zumute.» Wie ging nun das zu? Wie konnte sie wissen, was in meinem tiefsten Innern vorging? Und solche verborgene Gefühle sind demnach nichts Lä-



Spittelers Mutter Anna Dorothea, geborene Brodbeck

1827–1915

cherliches oder Sträfliches, da meine Mutter sich offen zu ihnen bekannte? Während ich noch an dem Wunder herumstaunte, daß zwei Menschen durch die Haut hindurch, ohne sich zuvor mit Worten zu verständigen, genau das nämliche fühlen können, rollte der Wagen weiter und neue Bilder bannten meinen Blick.

Das Dorf Hölstein weckte unsere Verwunderung durch die ungewohnte gieblige Bauart, die schwarzbraune Farbe des Gebälkes und vor allem durch die Höhe einzelner Häuser. Dazwischen liefen jedoch lumpig gekleidete Kinder mit nackten Füßen und Beinen herum. Wie eine Sammlung von Armenpalästen erschien uns das Dorf. Vor dem allergrößten himmelhohen Giebelhause, das von braunem Getäfel in kleine Fächer zerschnitten war, hielten wir still; ich weiß nicht wozu, wahrscheinlich führten sich der Kutscher und der Weibel ein Glas Wein zu Gemüte. Den Halt benützte ich dazu, das fabelhafte Haus auswendig zu lernen. Nun hatte ich ja freilich Hölstein schon auf meiner Waldenburger Reise mit dem Salomeli durchfahren, sogar zweimal, nämlich auf der Hinreise und auf der Rückreise. Warum war mir damals das Dorf nicht aufgefallen, sondern erst heute? Teils weil ich jetzt um ein Jährchen älter war, folglich mit aufmerksamerem Geiste beobachtete, hauptsächlich aber deshalb, weil ich diesmal durch die Augen meiner Mutter sah, der keine Neuigkeit entging. Und das tat ich nicht bloß damals, sondern von diesem Tage an betrachtete ich zeitlebens die sichtbare Welt durch die Augen meiner Mutter.

In Waldenburg wird uns ohne Zweifel das Salomeli mit dem Schwesterlein und der Tante Tschopp bewillkommt haben. Doch davon weiß ich nichts mehr. Wohl hingegen von ihrem Abschied draußen vor dem ‚Leuen‘ unter der Berghöhe. Der verlief in freudig aufgeregter, lauter Geschäftigkeit. Päckchen wurden auf den Kutscherbock geschoben, für die Urgroßmutter und ihren Sohn, den Onkel Dettwyler, bestimmt, und eine Unmenge Grüße an die beiden aufgetragen. Dabei war von Langenbruck oben auf dem Berge aus allen Mündern so eifrig die Rede, daß meine Ver-

wunderung um diesen Namenslaut phantastische Mutmaßungen wölkte. Und das vermutete Langenbruck räumte nachher dem wirklichen Langenbruck, das mir gar keinen Eindruck hinterließ, nicht den Platz, denn es hatte in der Seele Wurzel gefaßt. Noch in meinem Mannesalter zeigte mir etwa ein Traum den Onkel Dettwyler auf unmöglichen Hügelfeldern in einem märchenhaften Langenbruck hausend. Dieser Traum keimte aus jener Wurzel.

Dann ging es den steilen Stutz hinauf, an Jöris Berggärtlein vorbei, an der Stelle vorüber, wo ich voriges Jahr mit dem Salomeli, vom Münsterli kommend, herabgestiegen war. Doch keine Rückerinnerung streifte mich, ich reiste der Zukunft entgegen. Was im vorigen Jahr geschehen war, galt mir für erledigte uralte Geschichte. Dagegen nur wenige Wagenlängen später, wie wir so hoch oben über dem tiefen saftigen Bachtal im Baumschatten dahinfuhren, überkam uns ein stolzes Glück, das Glück der Hoheit. Mit diesem Worte meine ich nichts anderes als das Bewußtsein des körperlichen Übertagens, des Hinunterblickens vom Sims einer erhöhten Stelle. Aber ob auch nur körperlich, das ist viel. Nicht umsonst schaut die menschliche Sprache alle Macht und Herrlichkeit auf erhöhter Stufe. Ein Haufen Arbeiter, welche die Straße verbesserten, wirkte überdies als Ereignis. Die Straße mußte lange Zeit unfahrbar gewesen sein, da mein Vater gar nicht glauben wollte, daß wir sie benutzt hätten; er selber war den alten Weg unten im Bachtale neben der Papiermühle vorbei nach Bern gefahren.

Auf der Paßhöhe des Hauenstein, an dem Punkte, wo die bisher bergansteigende Poststraße plötzlich im Bogen nach dem jenseitigen Dorfe Langenbruck hinabschwenkt, ließ meine Mutter den Wagen leer ins Dorf hinunter vorausfahren, während sie mit mir zu Fuß, den Bogen abschneidend, das alte verlassene Sträßlein einschlug. Sie kannte in Langenbruck Weg und Steg, hatte sie doch als Kind öfters die Ferien bei der Urgroßmutter zugebracht. Ein lieblicher Obstbaumgang umfing uns mit einladen-

dem Duster, und durch die Fenster des Baumganges grüßten freundliche Häuserchen und Blumengärtchen. Von Heimatglück beseelt, nahm sie mich fröhlich an der Hand, und wir tänzelten zusammen lustlachend den ergötzlichen Baumgang hinab.

Der Empfang im Hause der Urgroßmutter ist meinem Gedächtnis abhanden gekommen. Dagegen entsinne ich mich, im Gasthof zum Bären die Wandbilder im Laubengang des ersten Stockes bewundert zu haben. Und durch meine ganze spätere Kindheit hat sich die Erinnerung fortgepflanzt, als wäre ich jenen Tag im Hause der Urgroßmutter auf einem Himmelbett gelegen und meine Mutter, durch den Vorhang blickend, hätte mich die Wonne des Aufwachens in ein liebes Gesicht kosten lassen, wie einst die Tante Gotte in Basel.

Jenseits des Berges

Bis Langenbruck war Heimatkanton und Freundesland, jenseits ging es für uns beide in neue, fremde Gegend. Um nicht auf Schritt und Tritt darauf zurückkommen zu müssen, will ich es gleich auf einmal voraussagen, daß der Weg, den wir nun von Langenbruck bis Solothurn fahren, der nämliche ist, der in meinen «Mädchenfeinden» geschildert wird, mit einziger Ausnahme, daß die Mädchenfeinde, einem späteren Erlebnis zum Angedenken, unterhalb Holderbank über den Bach nach der alten Straße abschwanken, während meine Mutter mit mir im Wagen natürlich auf der Poststraße blieb. Die Ortsnamen habe ich in meiner Erzählung verändert, Langenbruck in ‚Sentisbrugg‘, Balsthal in ‚Schönthal‘, die Dürrenmühle in ‚Friedlismühle‘, das Städtlein Wiedlisbach in ‚Weidenbach‘, Solothurn in ‚Bischofshardt‘.

In Balsthal besuchten wir flüchtig einen Freund meines Vaters, den nachmaligen Regierungsrat Schenker, der linker Hand im

letzten Hause Balsthals wohnte. Dann ging es durch die Klus, jene Felsschlucht, die in meinen Schriften so oft wiederkehrt, nicht einzig in den «Mädchenfeinden». Eine geplante, ausgedachte, doch nicht niedergeschriebene Nummer meiner «Extramundana» wollte sogar die Klus zum Hauptthema nehmen. Diese ewige Wiederkehr der Klus spricht für sich genug und enthebt mich der schwierigen, ja unmöglichen Aufgabe, zu schildern, was ich alles empfand, als ich zum ersten Male durch die Klus fuhr. Ich füge bloß bei, daß ich beim Vorüberfahren die ganze Herrlichkeit, nicht allein etwa die Burgruine, sondern auch die Häuser mit dem Blick auswendig lernte. Endlich, um Enttäuschungen vorzubeugen, muß ich noch berichten, daß damals die Klus ganz anders aussah als heute. Damals war sie ein abenteuerlicher Engpaß, heute ist sie eine häßliche weite, staubige Fabrikwüste.

Jenseits der Klus ging es durch einen schmalen Streifen des Kantons Bern, der hier den Kanton Solothurn kreuzt: bei Niederbipp und der Dürrenmühle vorbei, so genannt, weil die Mühle durch mehrere Menschenalter einer Familie namens Dürr gehörte. Das Wort ‚Kanton Bern‘ wirkte spannend aufregend. Es wurde einem zumute, als ob man einen unbekanntem Weltteil entdeckte. Da erschien alles merkwürdig, vor allem die Strohdächer der Häuser; jede Biegung des Weges, jeden Sandhaufen merkte ich mir so scharf, daß ich nachher auf der Heimfahrt immer voraussagen konnte, was jetzt kommen werde, viel besser als mein Vater, der doch schon mehrere Male den Weg gemacht hatte, worauf ich ein wenig stolz war.

Gleich hinter der Dürrenmühle aber erlebte ich Phantasiespiele. Rechts von der Poststraße steigen Wälder von einem Berg (dem Jura) herunter. Die Wälder haben einen Saum. Längs diesem Saum geschahen mir Visionen, es werden wohl Grenadierregimenter der napoleonischen Alten Garde gewesen sein, ich weiß das nicht mehr so genau. Aber Visionen waren es, und diese blieben mitsamt ihrer Szenerie im Herzen haften, die Erinnerung

spielte mit ihnen, wandelte sie um, aus dem Waldsaum wurden Täler, aus den Grenadierregimentern ‚Hindinnen der Nacht‘. Die geheimnisvollen Täler des «Olympischen Frühlings» auf der Reise zu Uranos, die Talvisionen in «Imago» sind die Nachkommen der Visionen, die dem Dreijährigen auf seiner ersten Berner Reise in der Gegend der Dürrenmühle geschahen.

In der Nähe von Solothurn, auf der sanften Höhe, die, glaube ich, Feldbrunnen heißt, sammelten sich eine Menge von staunenswerten Neuigkeiten und noch erstaunlicheren Ahnungen, vor allem die Ahnung der Stadt in der Tiefe, zu überwältigendem Eindruck. Wir konnten fast nicht ertragen, so groß war unsere Freude. Reden wie Schweigen war von Glückseufzern begleitet. Der Wagen schwenkte hier in Feldbrunnen, ich weiß nicht warum, in einen weiten geräumigen Platz vor einem Hause: war es eine Poststation? oder ein Wirtshaus? Allerlei Geräte lagen, mehrere Bäume standen, verschiedene Tiere liefen auf dem Platz herum. Daß das einfache Abschwenken von der Straße von uns beiden als ein Ereignis, der Anblick eines geräumigen bäurischen Hofes mit dem dazu gehörigen Gewusel als ein bedeutsames, herzerfreuendes Bild genossen wurde, bezeugt die Stimmungshöhe und Kindlichkeit unseres seelischen Zustandes.

Dann ging es hinunter nach der Stadt an immer andern Kapellen, Landhäusern und Gärten vorüber, in jubelndem Staunen der Bewunderung.

Solothurn, die goldene Märchenstadt

In Solothurn führte mich meine Mutter an der Hand ein enges Gäßchen hinauf (gegen das Bieler Tor), um eine Freundin von ihr, Witwe Zschokke, geborene Vögtlin, zu besuchen. Diese wohnte im ersten Stock, in einer merkwürdigen Wohnung. Als

wir nämlich eine Zeitlang in einem düsteren Zimmer gegessen hatten, das in das Gäßlein schaute, öffnete sie eine Hintertür. Statt daß aber jetzt ein noch dunkleres Gemach durch die Hintertür zu sehen gewesen wäre, wie ich erwartete, schien der helle Tag durch die offene Tür. Es war ein Haus mit zwei Stirnseiten. So etwas hatte ich noch nie gesehen.

Nachher gingen, liefen, tänzelten wir eine andere Gasse schräg abwärts, wo Gemüseweiber uns freundlich zunickten und ansprachen. Gerne wäre ich bei ihnen verweilt, allein Mama sagte, es sei Zeit abzureisen, es wäre noch ein weiter Weg bis Bern. Auf einem prächtigen Platz ging sie in einen Laden, um etwas einzukaufen. Oh, waren schöne Dinge in dem Laden! Kisten unter anderem, worauf man sich setzen konnte. Dort wollte ich mich häuslich niederlassen. Aber wieder lautete die Mahnung: «Der Kutscher wartet, es ist noch eine lange Reise bis Bern.» Und so fuhren wir weiter.

Das ist alles, was ich von unserm Aufenthalt in Solothurn noch weiß, und das ist nicht viel. Aber nun der Gesamteindruck, den ich von Solothurn davontrug, und zwar zeitlebens bis auf den heutigen Tag: eine Märchenstadt mit goldenen Dächern. Ich bin seither noch oft in Solothurn gewesen und habe jedesmal festgestellt, daß in Solothurn die Dächer aus Ziegeln bestehen und nicht aus Gold. Allein das hilft mir wenig; immer wieder werden die Dächer golden, immer von neuem muß mein Verstand mühsam das Gold abschaben, damit ich Solothurn in Gedanken so sehe, wie es wirklich ist, und nicht so, wie es im Herzen des Kindes nachleuchtete. Ja, im Herzen. Denn nicht bloß zur goldenen Märchenstadt wurde mir Solothurn, sondern auch zur Sehnsuchtsstadt. Wie oft ist mir Solothurn nachher in seligen Träumen erschienen! Als jungem Mann in Rußland träumte mir nie von meiner Heimat Liestal, oft dagegen von Solothurn. Und immer war es der nämliche Traum: ich ging mit meiner Mutter an einer gewaltigen Schanze vorbei in eine ungeheuer große prächtige

Kirche, und Seligkeit erfüllte uns beide. Wo das Gold und die Sehnsucht eigentlich herkommt, weiß ich nicht; Tatsache ist meine rätselhafte, durch keinen vernünftigen Grund zu erklärende Vorliebe für Solothurn, die so weit geht, daß mich sogar die Solothurner Sprache heimatlicher anmutet als jeder andere Schweizerdialekt, heimatlicher sogar als die Sprache meines wirklichen Heimatortes. Und alles das einzig deshalb, weil ich einst als kleines dreijähriges Kind mit meiner Mutter auf der Durchfahrt anderthalb Stunden in Solothurn geweilt hatte.

Ein Ausblick

Jählings, wie durch einen Zauberschlag, war Solothurn, sobald man aus der letzten Gasse hervorkam (beim jetzigen Bahnhof Neu-Solothurn), verschwunden. Nur noch ein einziges herrschaftliches Haus, von einer Mauer herunter zum Abschied grüßend, dann sah man sich plötzlich in der Einsamkeit, von bäurischem Gelände umgeben, wo kein Blick, keine Ahnung mehr die Nähe einer Stadt verriet, wo man sich stundenweit von Solothurn entfernt hätte glauben können. Matten, Kartoffeläcker und Saatsfelder («Hafer», belehrte mich meine Mutter), dahinter Wald und mitten drin, nach einiger Zeit, ein einziges Bauernhaus.

Die Poststraße, sanft ansteigend, macht dort zuerst eine scharfe Biegung nach rechts, dann, nahe dem Bauernhaus, eine zweite, kleinere, nach links, aufwärts, dem Walde zu. Bei der ersten dieser Biegungen rief meine Mutter aufgeregt mit feuchtglänzenden Augen: «Sieh, was für ein merkwürdiger Anblick! Man spürt dabei etwas so Eigentümliches inwendig.» Was war da zu sehen? Nichts als die von leichtem Wind sanft bewegten Halme des Haferfeldes und darüber Luft und Licht und Duft und Wolken. Aber Luft und Wolken schwebten über einer unsichtbaren Ebene und

hatten deshalb ein anderes Gepräge und eine andere Färbung, und das Licht kam von Süden her, von Biel und Neuenburg, wo ein von der deutschen Schweiz verschiedenes Klima, mit stärkerer Besonnung und saftigeren, glühenderen Farben beginnt, wo die Seen liegen, die Reben reifen und die Zypressen gedeihen. Ich nenne das den Savoyer oder Burgunder Süden und ziehe ihn dem italienischen vor. Diesen Savoyer Süden muß man gesehen, nein, nicht bloß gesehen, man muß ihn durch jahrelangen Aufenthalt erlebt haben, um Rousseaus Naturreligion von innen heraus verstehen, das heißt nachfühlen zu können. Wäre Rousseau in der deutschen Schweiz aufgewachsen, in den nördlichen Alpen mit ihren feuchten, neblichten Weiden, so hätte er wohl nicht so schwärmerisch zu seiner Göttin Natur gebetet. Von diesem Savoyer Süden nun gelangt ein letztes Licht und letzter Odem durch die Ebene von Biel-Grenchen und durch das Tal der Aare bis vor Solothurn. Und diesen Gruß des Südens vermochte das Auge meiner Mutter zu vernehmen und ihre Seele zu spüren.

Auf der Heimfahrt rief nachher an der nämlichen Stelle Papa bewundernd: «Dort ist der Weißenstein!» Richtig, ja, da stand er, riesengroß bis zum Himmel ragend. Den hatten wir beide gar nicht bemerkt.

Im tiefen Wald

Dann kamen wir in einen großmächtigen Wald, wie er im Märchen steht und wie ich noch keinen gesehen hatte. Prächtig war es, hinter dem Waldsaum unter dem Laubdach der riesigen Bäume dahinzufahren, und unendlich währte die wonnig düstere Reise. Öfters begegneten wir andern schönen Wagen, aus deren Innern fremde Menschen uns freundliche Grüße zuwinkten: Diplomaten und schweizerische Staatsmänner, welche von Bern heimkehrten, an der schwarzweißen Tracht des Weibels auf dem

Kutscherbock den Amtswagen erkannten und uns als Kameraden begrüßten. Möchte doch diese vergnügliche Waldfahrt ewig währen!

Da hielt unser Wagen an, der Kutscher und der Weibel begannen auf meine Mutter einzureden; das Ende der Verhandlung war, daß wir zu meinem Leidwesen von der belebten, abwechslungsreichen Straße rechts abschwenkten, in den Wald hinein, auf einem schmalen, holperigen Seitenwege, wo kaum durchzukommen war und wo einem die Zweige ins Gesicht schlugen. Vermutlich wollte der Kutscher dem lebhaften Verkehr auf der Poststraße ausweichen.

Und immer tiefer gerieten wir in das Dickicht, immer schmaler und unwegsamer wurde der Pfad, immer einsamer und stiller der Wald, so daß einem allmählich ein wenig unheimlich zumute wurde. Ob er sich nicht vielleicht verirrt hätte, fragte Mama den Kutscher. Der gab unaufhörlich die Versicherung, er kenne den Weg genau, wir sollten nur nicht bange sein, wir wären bald aus dem Holz heraus. Er kannte den Weg so genau, daß wir unversehens in eine lichte weite Mulde gerieten, wo der Weg ein Ende hatte. Dort stiegen wir aus, der Kutscher mit dem Wagen suchte die eine Seite nach einem Ausweg ab, der Weibel zu Fuß ging nach einer andern Richtung auf die Entdeckungsreise, während Mama mit mir in der Mulde umherspazierte. Es war vergnüglich dort, kein Gebüsch hemmte das Umherwandeln zwischen den hohen Bäumen, Holzstöße, an den Stämmen aufgeschichtet, dienten für Abwechslung. Im Augenblick wurde ich heimisch; meinetwegen hätte man noch lange hierbleiben können. Da rief der Kutscher aus der Ferne, er hätte einen Weg gefunden. Das erwies sich als richtig, wir stiegen also wieder ein, und nun ging es auf einem einladenden, schönen Sträßlein im Walde steil bergauf, der Höhe entgegen, wo über den Saum des Weges der Himmel zu uns hereinleuchtete. Oben angelangt, sprangen plötzlich die Bäume links und rechts auf die Seite, und wir befanden uns auf einem

freien Berge neben einem Dorfe und einem Schlosse und schauten über den mit Äckern und Feldern besetzten Hang hinunter in ein weites, offenes, ebenes Gelände. Das Dorf heiße Lohn, wurden wir belehrt, und der Wald, in welchem wir uns verirrt hatten, der Lohner Wald.

Wie wir dann den Berghang hinunterrollten, zwischen Matten und Feldern, im Abendsonnenschein, der tiefen Ebene zu, jubelten unsere Augen vor Entzücken. Etwas Schöneres, schien uns, könnte es auf der ganzen Welt nicht geben. Ich zweifle an der Möglichkeit, daß ein Hochzeitspaar, das über die Alpen nach Italien hinunterfhrt, ein seligeres Reiseglck genieße als meine Mutter und ich, als wir von Lohn in die Ebene hinunterfuhren.

Von Lohn bis Bern ist noch eine ansehnliche Strecke, vier bis fünf Stunden zu Fuß, wenn ich nicht irre; die Gegend ist zwar üppig bebaut, aber einförmig, Langeweile meldete sich, mit ihr die Müdigkeit und schließlich ein fester, tiefer Schlaf, der mich bis Bern nicht mehr verließ. In der Nähe der Stadt Bern, auf der Höhe, wo es vom Beundenfeld nach dem Aargauerstalden hinuntergeht, hielt der Wagen einen Augenblick an, ich schreckte aus dem Schlafe auf, sah in finstere Nacht hinaus, erblickte über dem Wagen riesige, gespenstische Bäume, merkte, daß zwei Männer zu uns in den Wagen stiegen, erkannte die Stimme meines Vaters, dann schlief ich sofort weiter.

Unten bei der Nydeckbrcke, da, wo gegenwärtig der Brengraben ist, weckte mich Lärm und Getümmel halb aus dem Schlaf. «Ein Kadettenfest», erklärte mir später meine Mutter. Jemand trug mich auf dem Arm durch eine Menge Volk, das ich in der Nacht und im Halbschlaf kaum gewahrte. Ha, wenn ich gewußt hätte, wer mich auf dem Arm trug! Oberst Frey-Hros, weiland Generalstabschef der schweizerischen Armee im Sonderbundskrieg! Das ging noch weit über den Oberst Sulzberger!

Wie ich in finsterner Nacht völlig aufwachte, lag ich irgendwo in einem fremden Bett, ich meinte, in Solothurn. Aber unaufhr-

lich zuckten Blitze durchs Zimmer, so daß ich ängstlich nach meiner Mutter rief, sie möge die Blitze verscheuchen. Die Blitze sah ich im Fieberwahn, die Aufregungen des allzu inhaltreichen Reisetages hatten meine Nerven überreizt.

*Der Elefant,
oder Sinn und Bedeutung der Stadt Bern*

Am nächsten Morgen befand ich mich zu meiner Verwunderung nicht in Solothurn, sondern in Bern, und zwar beim Käfigturm, fast im Käfigturm selber, denn eine Tür führte aus dem Hausgang unmittelbar ins Gefängnis. Das war die Junggesellenwohnung meines Vaters, wenn er in Bern weilte. Frau Lutz hieß die Eigentümerin. Bei ihr und ihrer Tochter Söpheli Lutz waren wir also heute zu Gast. Das Söpheli Lutz war ein munteres, gesprächiges Jüngferlein, die mich vortrefflich zu unterhalten wußte. Vor allem mochte ich zum Fenster hinausgucken. Ein rotes Polster lag auf dem Fenstersims, bequem sich darauf zu setzen; überdies schützte ein eisernes Geländer vor dem Hinausfallen. Allein das Söpheli Lutz warnte mich vor dem Anlehnen. Eben in den letzten Tagen wieder, erzählte sie, wäre in Bern ein Kind auf die Straße zu Tode gestürzt, weil es sich an das Geländer anlehnte und das Geländer nachgab.

Dann schilderten wir meinem Vater begeistert unsere Reise. Er kannte Lohn und den Lohner Wald nicht einmal dem Namen nach. Ist es möglich, daß jemand den Lohner Wald mit seinen Herrlichkeiten nicht kennt? Diese Kenntnis hatte ich vor ihm voraus.

Im Laufe des Tages wurde ich mit dem Dienstmädchen spazieren geschickt. Einmal in Bern, mußte ich doch, nicht wahr, auch etwas von Bern sehen? Das Dienstmädchen nahm mich also auf

den Arm und trug mich durch die Lauben, und zwar auf der linken Seite der Marktgasse, wenn man stadtabwärts sieht. Allein nichts wollte mir gefallen, ich fühlte mich müde, zerschlagen, verstimmt und verdrossen. Ich begriff den Sinn und die Bedeutung dieser farblosen, steinigen Stadt nicht. Nichts als graue Häuser, Platten und Pflaster. Wozu das alles? Da schwenkte das Dienstmädchen mit mir auf die andere Seite der Gasse, guckte bald in diesen, bald in jenen Hausgang hinein, als ob sie etwas suchte. Endlich trug sie mich in einen Hausgang, der genau so aussah wie seine Nachbarn. Aber was erblicke ich in dem Hausgang? O Wunder, o Begeisterung! einen riesigen schwarzen Elefanten an die Wand gemalt! Jetzt begriff ich den Sinn und die Bedeutung der Stadt Bern: die ganze Stadt war nur der Deckel und Umschlag zu diesem köstlichen Schatze. Ha, jetzt war meine Verdrossenheit augenblicklich vorbei und meine Mattigkeit genesen! Unaufhörlich mochte ich den Elefanten bewundern. Eine Frau kam die Treppe herunter. O weh! dachte ich; die wird dich fortjagen. Doch nein, sie lächelte mir zu und lud mich ein, mit ihr in ihre Wohnung hinaufzusteigen. Warum nicht gar! Von dem Elefanten bringt mich niemand weg, wenn ich nicht muß. Glücklicherweise nötigte sie mich nicht.

Schließlich, nach langer, langer Zeit, mußte ich doch von dem Elefanten fort, heim, nach dem Käfigturm. Auf dem Heimwege beschäftigte mich eine Unerklärlichkeit: Entweder wollen die Leute, die in Bern Meister sind, daß man ihren Elefanten sehe, oder sie wollen, daß man ihn nicht sehe. Wenn sie es wollen, warum machen sie dann nicht auf ihn aufmerksam, durch eine Krone oder eine Fahne oder sonst ein Zeichen, damit jedermann den richtigen Hausgang findet? Wenn sie es aber nicht wollen, warum lassen sie den Hausgang offen? Wie leicht könnte ein Vorübergehender den Elefanten erblicken, und dann wäre es mit dem Geheimnis vorbei, und die ganze Stadt würde sich in dem Hausgang versammeln, um den Elefanten zu genießen. Ich hatte näm-

lich gar wohl, während ich den Elefanten bewunderte, eine Menge Menschen draußen vorübergehen sehen; wenn ich sie sah, so konnten sie mich auch sehen und ebensogut den Elefanten. Der reine Zufall, daß sie so eilig vorüberrannten und ihn nicht bemerkten. Aber auf die Länge konnte doch unter Tausenden einer das Geheimnis entdecken.

Mehr als den Elefanten sah ich von Bern nicht und begehrte auch nicht mehr davon zu sehen. Die Hauptsache macht die Nebensachen überflüssig, oder nicht? Und nach meiner Rückkehr nach Liestal, wenn mich jemand fragte: «Was hast du in Bern gesehen? jedenfalls die Bären?», verbesserte ich überlegen, glückstrahlend: «Nicht Bären: ein Elefant!» Dumme Menschen, die nicht einmal Elefanten und Bären voneinander unterscheiden können!

Den Elefanten habe ich übrigens nicht etwa erträumt oder erdichtet. Es gab wirklich einen solchen in einem Hausgang, nämlich dort, wo der Oberst Gerwer wohnte, rechts unten in der Marktgasse oder Kramgasse, neben einem Gasthof oder Zunfthause. Mit diesem Oberst Gerwer nun war mein Vater befreundet. Er oder das Söpheli Lutz wird also wohl dem Dienstmädchen einen Wink gegeben haben, mir den Elefanten zu zeigen. Die Frau aber, welche die Treppe herunterkam, war die Frau Oberst Gerwer. Darum lud sie mich ein, nachdem sie vom Dienstmädchen erfahren hatte, wer ich sei, mit ihr ins Zimmer hinaufzukommen.

Die Heimfahrt

Am andern Morgen fuhren wir heim. Diesmal gab Papa den Ton an. Nichts mehr von Märchenluft, seelischen Abenteuern, Landschaftsüberraschungen, Visionen, Licht- und Luftwundern; wir reisten jetzt durch die sachliche Wirklichkeit. Und in der

Wirklichkeit kannte sich mein Vater aus. Berge, Flüsse und Dörfer meldete er mit erhobener, lauter Stimme an. Alles, was kräftig, tüchtig, gesund war, was Ansehen genoß, Macht oder Reichtum bekundete, nannte er im Tone der Hochachtung. Überall kannte er die hervorragenden Einwohner wenigstens dem Namen nach, manche davon, hauptsächlich die Staatsmänner, die Postmeister und Gastwirte, persönlich, und wußte von ihrer Vergangenheit und Herkunft zu erzählen. Wo immer der Wagen anhielt, kam der Postmeister oder Gastwirt eilends zum Vorschein, um ihn zu bewillkommen. Der Willkomm wurde mit schallender Herzlichkeit erwidert, mit Erkundigungen nach der Familie und den Kindern begleitet. Dem Kutscher, dem Weibel, den bedienenden Postknechten spendete er Wein, den Pferden Zucker, am liebsten eigenhändig, wobei er nie unterließ, einen darüber zu belehren, daß man einem Pferde das Naschwerk mit flacher Hand und abgewendetem Daumen hinhalten müsse. Während der Fahrt grüßte er jeden vorüberziehenden Menschen zuvorkommend, rief den Bauern auf dem Felde ein Sprüchlein über das Wetter oder eine Frage nach dem Stande der Früchte zu, kurz, wir reisten wie durch Freundesland.

Dem sah und hörte ich verwundert zu, doch nur beiläufig und zerstreut. Meine eigene Aufmerksamkeit war darauf gerichtet, die Dinge längs des Weges, die ich vorgestern geschaut, heute von der Rückseite zu erblicken, erwartungsvoll gespannt, ob ich sie wiedererkennen würde. Die Strecke von Bern bis Solothurn war mir neu, da ich sie auf der Hinreise im Schlafe durchfahren hatte: Schönbühl, Utzenstorf, Jegenstorf, Fraubrunnen. In Fraubrunnen ging es einen steilen Abhang zum Posthaus hinunter; ich fand den Post- und Amtsplatz, oder wie er heißt, auffallend stattlich, empfand ihn als einen Trost gegenüber der bisherigen Gegend. Mein liebes Lohn ließen wir heute beiseite, indem wir auf der gewöhnlichen Poststraße weiter rechts im Wald, zunächst dem Waldsaum, Biberist gegenüber, nach Solothurn fuhren. Die

Nähe von Biberist war eine geographische Tatsache; mein Vater verfehlte nicht, sie mit lauter Stimme anzukündigen. Solothurn durchfahren, wir durch eine andere Gasse als früher, was ich als ein wichtiges Ereignis erstaunt und aufgeregt wahrnahm, die neue Gasse, wo fast nur fensterlose Mauern und Kapellen zu sehen waren, wie ein Märchen empfindend und gierig ins Herz schöpfend. In Feldbrunnen schwenkte der Wagen in den nämlichen Hof wie neulich. Allein der Zauber des Bildes war verflogen; statt dessen trat ein gewöhnlicher Mann aus dem Hause, um meinen Vater zu begrüßen. In der Dürrenmühle stiegen wir aus und begaben uns eine Treppe hinauf in ein abenteuerliches Läubchen auf der Rückseite des Hauses. Das Läubchen war dermaßen mit Blumenstöcken und Blumentöpfen vollgestopft, daß man kaum durchgehen konnte. Wozu stiegen wir dort aus? weshalb begaben wir uns in solch ein Läubchen? Gibt es überhaupt in Wirklichkeit Läubchen, die nur dazu dienen, mit Blumentöpfen vollgestopft zu werden? Ich glaubte lange Zeit, dieses Läubchen hätte mir ein Traum vorgespiegelt, bis ich es einmal, mehr als dreißig Jahre später, genau so wie einst, mit Blumentöpfen vollgestopft, leibhaftig in der Dürrenmühle wieder entdeckte.

Von der Begrüßung der Verwandten in Langenbruck wiederum keine Erinnerungsspur. Dagegen in nächster Nähe von Waldenburg, oben, neben Jöris Gärtchen, erlebte ich den köstlichsten Genuß der Heimreise: Als der Wagen sich anschickte, die große Straßenschleife bergab in die Tiefe zu fahren, ließ Papa halten, stieg aus und hob mich aus dem Wagen. Ich wäre ja jetzt ein großer Bub, erklärte er, ich könnte gar wohl mit ihm zu Fuß den alten Steinweg zur Sägemühle hinab, um abzuschneiden und den Pferden die Talfahrt zu erleichtern. Der Stutz war außerordentlich jäh, so daß Mama ernste Besorgnisse äußerte, ob meine Kräfte ausreichten. Mir aber jubelte das Herz vor Vergnügen; an der Seite meines Vaters fürchtete ich überhaupt nichts. Also nahm er mich bei der Hand und führte mich den Stutz hinab. Das Unter-

nehmen gelang über alles Erwarten, und ich durfte das stolze Gefühl kosten, Mut bewiesen und Kraft betätigt zu haben.

In Waldenburg wurde längere Rast gehalten. Meine Eltern kehrten im ‚Leuen‘ ein, wahrscheinlich zum Abendessen; mich holte das Salomeli zu sich heim. Als wir von Waldenburg fortfuhren, war es finstere Nacht. Über das Weitere weiß mein Gedächtnis nichts zu berichten. Jedenfalls werde ich bis Liestal geschlafen haben.

Die nächsten Tage ließ ich mich als das Kind anstaunen, das in Bern gewesen war, wobei ich nie verfehlte, von dem wunderbaren Elefanten zu erzählen. Nachher fing wieder das gewöhnliche Leben an. Aber der Gewinn der Reise blieb bestehen: der innige Anschluß an meine Mutter, mit welcher ich fortan, und zwar ich einzig und allein, die Erinnerung an eine hohe Zeit gemein hatte.

DER VATER DAHEIM

Der lustige Papa

Nachdem wir unsern Vater in Bern abgeholt, nach Beendigung seiner politischen Tätigkeit, wußten wir nichts anderes, als daß er nun wieder in kantonalem Dienst amten, folglich immer in Liestal bleiben werde, und da er sein Bureau im Hause hatte, war er Tag für Tag vom Morgen bis Abend bei uns daheim. Auch er war, trotz der kärglichen Besoldung, mit seiner Liestaler Stellung zufrieden. Ein eigenes Häuslein, ein Stücklein Land daneben, wo er im Frühjahr seiner Gartenliebhaberei wird frönen können, und vor allem Frau und Kinder, mehr bedurfte er nicht. Er betrachtete das Familienleben als ein ‚Idyll‘, freilich als ein patriarchalisches, unter Voraussetzung seiner unumschränkten Herrschaft (unbedingter, widerspruchsloser Gehorsam selbstverständlich), war ein musterhafter, zärtlicher Ehemann und ein treuer Vater, der an seinen ‚unverdorbenen, urwüchsigen Buben‘ Freude hatte. Von Erziehung hielt er gar nichts; er verließ sich vertrauensvoll auf die überlegene Einsicht der ‚Natur‘, die es viel besser weiß als die Menschen. Nur müsse man, meinte er, dann und wann der Natur, wenn sie eine falsche Richtung einschlage, einen sanften Schupf geben, wie einem Pferde einen zarten Wink mit dem Zügel.

Die ‚Natur‘ will, daß Kinder fröhlich seien. Folglich bediente er uns mit Lustigkeit. Lustigkeit verlangte übrigens auch seine eigene Natur, die Natur des Gewaltmenschen, für den Gegensatz. Wenn er bei guter Laune war, und er war dazumal meist guter Laune, steckte er voller spaßhafter Einfälle, je harmloser, je kindlicher, desto lieber. Von seinen vielen lustigen Stücklein sind mir einige, wohl die hauptsächlichsten, im Gedächtnis geblieben:

Er hieß mich eine der beiden Türen im Eßzimmer sperrweit aufmachen, mein Brüderchen Adolf die andere Tür, dann lehrte er uns beide zugleich mit zorniger Stimme in französischer Sprache den Befehl herrschen: «Tür zu oder Kopf ab!» Nachdem wir das kommandiert hatten, durften wir die Türe zuschmettern, so stark wir nur konnten; je ärger es knallte, desto vergnügter lachte er und desto größeres Lob spendete er uns. Weiß der Himmel, wo er das ultrajakobinische Sprüchlein ‚Tür zu oder Kopf ab‘ her hatte, wahrscheinlich von seiner Studentenzeit in Straßburg. Bei Tisch forderte er uns auf, den Teller umzukehren und mit Löffel und Gabel darauf zu trommeln, und er selber trommelte mit. Beim Suppenessen wies er uns an, den Löffel auf eine solche Weise durch den Mund zu ziehen, daß ein Rest Suppe an die Wand spritzte—ich habe gesagt, von Erziehung hielt er gar nichts. Allein gegen diesen letztern Unterricht erhob denn doch meine Mutter heftig Einspruch; das mußte er unterbleiben lassen. Oder er streckte den Zeigefinger gegen uns und nannte uns ‚Spitzbub‘ (Schalk), und wir durften zur Erwidrerung unsere Zeigefinger gegen ihn ausstrecken und ihn ‚Spitzbub‘ nennen. Und ähnliche kindliche Späßlein mehr. Die Hauptsache war ihm immer, daß er uns jauchzen und jubeln hörte: dann war er seelenvergnügt und stimmte mit herzlich schallendem Lachen in unsere Fröhlichkeit ein.

Später, als er für das künftige Gärtlein Bohnenstangen angeschafft hatte, wiederholte er das alte Kunststück, uns mit den Stangen durch die Luft auf das Läubchen zu ziehen; in unserem Hause war nämlich auch ein Läubchen. Der Luftweg kam uns schon so gewohnt und natürlich vor, daß wir gar kein Wesens mehr davon machten. Kaum daß wir Papa auf dem Läubchen sahen, begehrten wir die Auffahrt, je öfter, desto lieber. Der Sohn der Tante Gotte dagegen, der zu uns auf Besuch kam, weigerte sich, die Luftreise mitzumachen; er war dieses Verkehrsmittel nicht gewohnt. Das gab einen Hohn!

Welträtsel

In schwarzer Nacht weckten mich grausige Töne: ein schauriges Gemisch von Schnauben, Röcheln und Stöhnen, als ob ein Ungeheuer in die Schlafstube eingebrochen wäre. Auf meinen angstvollen Klageruf hörte der Greuel plötzlich auf, statt dessen erscholl aus der nämlichen Zimmerecke die gütige Stimme meines Vaters: ich solle nur ruhig weiterschlafen, tröstete er, er werde fortan nicht mehr schnarchen. Also ‚schnarchen‘ nennt man scheinths diese fürchterlichen Töne, und Papa war es gewesen, der ‚schnarchte‘. Beruhigt wollte ich weiterschlafen; da fing es von neuem an, noch gräßlicher als früher. Und obschon ich jetzt wußte, daß es kein Ungeheuer war, sondern Papa, mußte ich mich doch wieder fürchten, es klang zu zornig. Wozu ‚schnarchte‘ denn eigentlich Papa? Rätsel!

So ging es die ganze Nacht weiter, abwechselnd zwischen ‚Schnarchen‘, Hilferuf und Trostrede.

Am Morgen beim Kaffeetrinken startete ich meinem Vater scheu und mißtrauisch ins Gesicht, besorgend, er werde plötzlich wieder zu ‚schnarchen‘ anfangen. Doch nein, nicht im mindesten. Freundlich, gütig, lachend wie sonst. Da kitzelte die Gescheitheit meine Nase. «Er ‚schnarcht‘ nicht am Tage. Am Tage ist er sanft, bloß in der Nacht wird er zornig.» Aber warum wird er denn in der Nacht zornig? Rätsel!

Nach beendigtem Frühstück rief mich Agathe ins Schlafstübchen zurück. «Sieh einmal, was ich in deines Vaters Bett gefunden habe.» O freudige Überraschung! Ein großes schwarzes Panzertier mit einem Rüssel und unsinnig langen Beinen. «Ein Käfer», erläuterte Agathe. Hierauf verwünschte sie den Käfer, schüttelte ihn auf den Boden und trat ihn tot. Schade um ihn! Und unbegreiflich von ihr! Kann es denn etwas Willkommeneres geben als wenn die Tiere, statt daß man sie an Großvaters Hügel suchen muß, einem von selber freiwillig ins Haus kommen? Käfer in den

Betten, Schnecken auf dem Sofa, Molche im Waschbecken, wäre das nicht ein Festvergnügen? Aber eine schwierige Frage beschäftigte meine Gedanken: Wieso geschieht es, daß, weil Papa in der Nacht ‚geschnarcht‘ hat, nachher am Morgen ein Käfer in seinem Bett liegt? Rätsel!

Das nächste Mal, daß Papa wieder ‚schnarchte‘, suchte ich am Morgen in freudiger Erwartung nach dem Käfer. Aber, o Enttäuschung! keiner da! Und auch in der Folge nie einer mehr. Warum war bloß das erstemal ein Käfer gekommen? Rätsel!

Eines Morgens, als wir aufstanden, war die Straße wie ein See, und alles, was in Großvaters Matte wuchs, lag wie gestampft auf dem Boden! Einzig ein Kornfeld stand aufrecht, aber schief; und durch das Kornfeld liefen weite Gassen. Meine Eltern standen am Fenster und redeten von Schaden und Verwüstung, von Donner und Blitz. Ich aber merkte, wer das getan hatte: der Kuckuck; der war in der Nacht heimlich aus dem Walde durch die Matte geflogen. So braucht doch den Verstand: man sieht ja noch die Gassen, durch die er gekommen ist. Wie aber brachte es der Kuckuck zustande, mit seinen kleinen Flügeln solch einen elefantenmäßigen Unfug zu stiften? Rätsel!

Verwaist!

Es muß im Juli oder August gewesen sein, denn wir wurden am heitern Abend bei gesundem Leib zu Bett getan. Zufolge der Helligkeit behielt ich die Augen offen und guckte von ungefähr aus dem Kissen durchs Fenster. Wehe! was erblicke ich! Meine beiden Eltern, welche, den Hut auf dem Kopf, heimlich und leise, damit wirs nicht merken sollten, aus dem Haus auf die Straße schlichen. «Sie werden doch nicht im Ernst!» beschwichtigte ich meine Angst. Doch wahrhaftig, sie verzogen sich in die Ferne, zuerst über die Straße, hernach durch das Tor nach dem Kegel-

platz der Brauerei, hinter dem Tor verschwanden sie eine Weile, dann tauchten sie drüben am Rain wieder auf und stiegen langsam, langsam durchs Gras, wobei sie sich unheimlich verminderten. Immer kleiner, immer kleiner wurden sie, erbärmlich anzusehen. Ganz traurig wurde ich von dem Anblick. Endlich standen sie, als Zwerge, oben am Rand des Hügels. Scharf hoben sie sich vom Himmel ab.

Jetzt, tröstete ich mich, müssen die Zwerge umkehren. Denn weiter hinauf, in den Himmel, können sie ja nicht. Statt dessen begab sich etwas Jammervolles, Herzzerschneidendes: ihre Füße begannen in den Boden zu versinken, hierauf ihre Knie. Stück für Stück verschluckte sie die Erde, bis nur noch die Köpfe übrig blieben. Da richtete ich mich im Kissen auf und starrte zwischen Hoffnung und Verzweiflung nach den beiden geliebten Köpfen. Als aber auch diese von der Erde verschlungen waren, fiel ich in namenlosem Schmerz ins Kissen zurück. Verlassen! Ich hatte fortan keine Eltern mehr! Weder Vater noch Mutter!

Da sprach der Schlaf: «Was geht mich das an? Komm, du bist müde!» Und wie ich am Morgen aufwachte, o Freude, da waren die Eltern beide wieder vorhanden, sogar wieder in ihrer früheren Größe.

Das erste Bad

Er sehe nicht ein, behauptete mein Vater, was es gesunden Buben schaden könnte, im Bache zu baden, bei dieser Hitze. Und da er sich anheischig machte, selber die Leitung des Bades zu übernehmen, überdies noch den Ünggeli bestellte, damit dieser mit uns in den Bach steige und im Wasser selbst über uns wache, schwiegen schließlich die Bedenken. Die Bedenken aber waren nicht unbegründet gewesen, war doch der kleine Adolf vor kurzem erst zweijährig geworden.

So zogen wir denn eines heißen Abends, hüpfend vor Freude über das bevorstehende Vergnügen, mit dem Vater hinten beim Holzschopf aus dem Hause hinaus, schräg durch des Großvaters Matte, das einzige Mal meines Erinnerns, daß wir überhaupt diese Matte betraten. Und jetzt durften wir sie nicht bloß betreten, sondern sogar durchqueren, von einem Ende bis zum andern. Schon das wirkte als Abenteuer.

Am äußersten Ende der Matte, ob sie schon so flach war wie ein Brett, stand man plötzlich wie auf einem Hügel. Denn ein Rain fiel dort abwärts. Unten am Rain aber floß ein Bächlein oder vielmehr ein kleiner Kanal. Hier oben am Saum des Raines warteten wir auf den bestellten Ünggeli. Als dieser erschien, half er einem um den andern den steilen Rain hinab an den Rand des Bächleins, entkleidete sich und uns, hernach stieg er in den Bach und empfing uns, platsch, in seine Arme. Das Wasser war warm, reichte uns kaum über die Knie, es war eine Herzeweide, zu stampfen, zu plätschern, zu spritzen. Es gab auch Abwechslung. Bald sprangen wir selbständig um den Ünggeli herum, bald nahm er uns bei der Hand und tanzte mit uns einen Reigen, bald lud er den einen um den andern auf seine Achsel und watete als Lasttier bachauf und bachab. Unterdessen hielt der Vater oben am Saume des Raines Wacht und schürte das Vergnügen durch ermunternde Zurufe.

Er behielt recht: es hat uns nichts geschadet. Im Gegenteil. Das einzige Schlimme daran war, daß wir schließlich aus dem Bache wieder heraus mußten. Das war unser erstes Bad.

Oberst Sulzberger

Soweit ich zurückdenken kann, galten mir Soldaten für eine höhere Art Menschen. Schon in meinem ersten Lebensjahre, als ich noch nicht der Sprache mächtig war, sah ich einmal das Ba-

taillon vorbeiziehen (es gab nämlich in Baselland nur ein einziges). Das war so schaurig, so erschütternd schön, daß ich ganz berauscht davon wurde. Sehnsüchtig hoffte ich fortan auf den Wiederauftritt des Bataillons. Daß diese Hoffnung Tag für Tag und Jahr für Jahr getäuscht wurde, beschattete den Hintergrund meiner Seele mit Trauer.

Die Soldatenbegeisterung wurde noch von meinem Vater geschürt, der für Napoleon schwärmte, mit welchem einst sein eigener Vater nach Rußland gezogen war. Wir kannten nichts Höheres als Napoleon und seine Alte Garde. Wie oft habe ich als Kind wehmütig nach dem Schleifenberg hinübergeblickt, mit Inbrunst zum Schicksal betend, die Alte Garde möchte plötzlich aus dem Walde tauchen und den Rehberg heruntermarschieren. Allein die Alte Garde kam nie, das Bataillon blieb ebenfalls ewig aus, so daß ich schließlich auf meine Hoffnung einen Grabstein setzte und die Entbehrung durch Vergessen zu verschmerzen suchte.

Dann war der Trost gekommen: die Freundschaft und Gewogenheit des Oberst Sulzberger. Allein das war ein kurzes Fest gewesen, mit der Abreise meines Vaters nach Bern hatten die Besuche des Oberst Sulzberger aufgehört. Jetzt aber, nach der Heimkehr meines Vaters, wurde die alte Freundschaft wieder angeknüpft. Und zwar brauchten wir nun nicht mehr zu warten, bis er zu uns kam, sondern wir konnten ihn aufsuchen, da ich schon so kräftig war, um meinen Vater begleiten zu können, ohne daß ich nötig hatte, fortwährend an der Hand geführt zu werden.

In Liestal gab es, was ich erst jetzt erfuhr, eine Stätte des Heils, wo jahraus, jahrein mindestens zwei lebendige Soldaten in Uniform am hellen Tage zu sehen waren, so oft man vorbeiging, unten im Gestadeck bei der Ergolzbrücke. ‚Kaserne‘ nannte man den Gnadenort und ‚Schildwache‘ die beiden Soldaten. Die Schildwachen gingen beständig vor der Tür auf der Straße hin und her, um mit ihrer Uniform die Soldaten anzulocken und ihnen zu zei-

gen, wo die Kaserne sei. Wahrscheinlich machten sie den Soldaten im verstohlenen geheime Zeichen, die man stundenweit sehen konnte, denn oft kamen eine ganze Menge Soldaten von Frenkendorf und Sissach und Seltisberg her und wohnten ein paar Tage in der Kaserne; dann plötzlich war die Kaserne wieder leer, je nachdem die Soldaten gerade Lust und Zeit hatten. Dort, bei den Schildwachen, war der Oberst am liebsten, denn er hatte auch Freude an den Soldaten. Doch ging er nicht mit den Schildwachen auf der Straße hin und her, sondern versteckte sich immer faul in der Kaserne, so daß man ihn erst rufen mußte.

Vor der Kaserne angekommen, erkundigte sich mein Vater vor allem bei den Schildwachen, ob der Oberst Sulzberger gegenwärtig sei. Wenn nein, dann begnügte man sich mit niedrigeren Offizieren, die Papa ebenfalls kannte. Wenn ja, gingen wir zu ihm in sein Zimmer und sprächelten mit ihm. Stand die Kaserne gerade leer, so führte er uns in den Wohnstuben und Schlafstuben der Soldaten herum, und in den Waffensälen und Gepäckkammern, und zeigte und erklärte uns alles. Wobei ich über die Häßlichkeit der Kaserne erstaunte. Ich hatte nämlich gemeint, so übermenschliche Wesen, wie die Soldaten sind, müßten in prächtigen Palästen wohnen wie die Engel. Viel vergnüglicher war es, wenn die Kaserne von unten bis oben mit Soldaten angefüllt war. Denn in diesem Falle war der Oberst draußen auf der Matte neben der Ergolz und exerzierte mit den Soldaten. Das heißt, er selber stand still, mit ein paar Offizieren um sich, nur die Soldaten exerzierten. Ah, das war prächtig, wie die Soldaten in langen Reihen vor ihm standen und alle miteinander mit den Gewehren klirrten und bald auf diese, bald auf jene Seite schwenkten, je nachdem man es ihnen befahl. Das Schönste war aber doch der Oberst Sulzberger selber, mit seinen Epauletten, seinem Säbel und seinem wundervollen zweispitzigen Obersthut.

Während ich mich sonst zutraulich an ihn anschmiegte, bekam ich, wenn er in Uniform war, Angst vor seinen Epauletten und

seinem schönen Obersthut, so daß ich ihn nur aus der Ferne bewundern wollte, wie die andern Leute, welche auf dem Exerzierplatz zuschauten. Allein Papa zog mich aus dem Volk heraus und führte mich unter die Offiziere. Dort nahm mich der Oberst Sulzberger zu sich und behielt mich an seiner Seite, wohin er sich auch bewegte. Er kommandierte furchtbar zornig, aber gegen mich war er nicht böse. Wenn er auskommandiert hatte und nicht mehr zornig war, nahm er seinen prächtigen Obersthut ab und setzte ihn—o Stolz! o Wonne!—mir auf den Kopf. Ha, das war ein anderer Obersthut als jener, den mir einst die Großmutter aus Zeitungspapier zurechtgeklappt hatte! Und wohlverstanden, den Hut durfte ich lange Zeit aufbehalten und mit ihm vor den Soldaten hin- und hermarschieren. Es kam auch vor, daß mich der Oberst Sulzberger zu seinem Mundstück machte, indem ich an seiner Stelle den Soldaten die Befehle zurufen durfte, die er mir vorsagte. «Zeig», meinte mein Vater, «laß sehen, was du kannst, kommandier du jetzt selber, ohne daß man dirs vorsagt.» Und der Oberst Sulzberger stimmte lachend zu. Da schrie ich, so laut ich konnte: «Bataillon, vorwärts, Finkenstrich, marsch!» Gerade das war es, was ich brauchte. So hätte es Tag für Tag und Stunde um Stunde zugehen sollen. Und wie sie mich jetzt alle gern hatten, die Soldaten! nicht bloß ich allein sie. Liebesglück.

Eines Tages jedoch, als ich wie gewöhnlich mit dem Zweispitz auf dem Kopf begeistert auf der Matte herummarschierte, kam mir ein Einfall: ob der Hut wohl schwimmen könne? Und so warf ich ihn in den Fluß. Ich weiß nicht mehr, ob er schwimmen konnte, aber seinen Zweispitz hat mir der Oberst Sulzberger fortan nie mehr auf den Kopf gesetzt, ob er mir schon deswegen seine Gunst nicht entzog.

Dieser nämliche Oberst Sulzberger hat zwanzig Jahre später in meinem Leben eine Schicksalsrolle gespielt. Ihm nämlich verdanke ich meine Auswanderung nach Rußland, die ich damals als eine Erlösung empfand und heute als ein Glück preise.

Hausfleiß

Papa schaffte Holz für den Winter herbei. Tagelöhner, um das Holz zu sägen und zu spalten, brauchte er keine. Das besorgte er alles selber. Und zwar mit Wollust. Denn hier konnte er seine gewaltige Kraft betätigen. Je knorriger, wilder, stämmiger ein Baumast aussah, desto mehr freute es ihn. Verliebt suchte er immer zuerst die trotzigsten Baumkerle hervor und kehrte sie zärtlich um und um, ehe er sie mit wuchtigen Axtschlägen zertrümmerte. Im Sägen war er unermüdlich und virtuos; den Ton, den die Säge hervorbrachte, ahmte er in übermütiger Fröhlichkeit mit dem Munde nach, was ihm ergötzlich gelang, wie er denn überhaupt ein außerordentliches Nachahmungstalent hatte. Die Scheiter wußte er so kunstvoll zu spalten, daß sie sämtlich an Dicke und Länge gleich gerieten. Und als nun der Scheiterhaufen aufgetürmt war, durften wir ihm helfen, die Scheiter in die Dachkammer zu tragen. Wir luden ein paar Stück auf die Arme, ließen die Hälfte davon unterwegs die Treppe hinunterpurzeln und kamen fast mit leeren Händen oben an. Aber siehe da: der kleine Adolf, der sonst lieber vierfüßig als zweifüßig eine Treppe erkletterte, benahm sich bei dem Geschäft anstelliger als ich. In der Dachkammer ging es ans ‚Beigen‘ (Aufschichten) der Scheiter. Auch dabei durften wir helfen. Und wieder benahm sich der Kleine geschickter als ich. Mir legten sich immer die Scheiter kreuz und quer, so daß ich viel Zeit und Mühe brauchte, sie nachträglich einzeln zurechtzuweisen. Schließlich besorgte Papa das Geschäft allein, und wir durften bewundernd zusehen. Zur Bewunderung war auch wirklich Anlaß. Er griff mit seinen beiden starken Händen eine unglaubliche Menge Scheiter aus dem Korb und schleuderte sie sämtlich mit einem einzigen Wurf gleichzeitig an die gewünschte Stelle. Und zwar so, daß keines quer zu liegen kam und daß kaum eines mit dem Kopf über das andere hinausah. Selten brauchte er ein wenig nachzuhelfen, damit sie sämt-

lich in Reih und Glied parierten wie Soldaten. Und wenn er so die Scheiter handvollweise auf die Beige warf, gaben sie einen angenehmen Klang wie Musik.

Eines Morgens lief ich freudig aufgeregt zu meinem Brüderchen: «Komm sieh, was Papa Lustiges gemacht hat!» Dicke, krumme Schläuche wie Riesenschlangen hingen von Fässern herunter auf den Boden und schauten mit den Köpfen durch die Kellerlöcher. Doch Papa dämpfte meine Freude. Die Schläuche seien nicht zum Vergnügen da, belehrte er mich, auch blieben sie nicht liegen, sondern kämen später wieder weg, wenn der Wein im Keller sei. Dazu machte er ein ungewöhnlich ernstes, wichtiges Gesicht, das mir die Hoffnung auf weitere Lustbarkeitsüberrassungen von den Fässern und Schläuchen her benahm.

Was sich gehört, soll geschehen

Meine Meinungen von Recht und Unrecht bezog ich aus Bilderbüchern und Märchen, aus Warnungen und Ermahnungen. Wie es in den Bilderbüchern steht, soll es zugehen, wie es einem angedroht wird, soll es geschehen. Der Storch meiner Bilderbücher hatte unfehlbar eine Schlange im Schnabel. Folglich gehört die Schlange in den Storchenschnabel. Einmal flog wirklich ein Storch am Hause vorbei, der eine Schlange im Schnabel trug. «Siehst du ihn? siehst du die Schlange, wie sie sich wehrt und sich windet?» Ja, warum wehrt sie sich denn? Weiß sie denn nicht, was sich gehört? Ist sie so boshaft, daß sie möchte, ein Storch sollte mit leerem Schnabel ohne Schlange nach dem Kirchendach fliegen?

In meinen Bilderbüchern war ein Mann zu sehen, der vom Wagen heruntergepurzelt war. «Nimm dirs zur Warnung», hieß

es, «und klettere nie auf einen Wagen, sonst fällst du herunter und wirst überfahren.»

Als wir nun eines Morgens beim Kaffee saßen, hauderte ein Bauer, auf Mehlsäcken hockend, mit seinem Wagen vorbei. Papa erblickte ihn durchs Fenster, nannte seinen Namen und schaute ihm nach. Plötzlich rief er: «Er ist heruntergefallen!» Hurtig ergänzte ich, freudig aufspringend: «Und jetzt wird er überfahren!» «Nein, er steigt wieder auf, es hat ihm nichts getan.» Ganz traurig und niedergeschlagen seufzte ich: «Ach, wie schade!» «Ja, bist du denn so grausam, daß es dir Freude gemacht hätte, wenn er überfahren worden wäre?» Mein Vater mißverstand mich. Ich lechzte keineswegs nach dem Blut des Bauern. Nur verlangte ich von ihm, nachdem er einem ungeheißen das Abenteuer gestiftet, vom Wagen zu fallen, auch die schuldige Fortsetzung. Sonst hätte ers lieber sollen ganz bleiben lassen. Man fängt nicht eine Geschichte an und hört dann mitten drin plötzlich auf, wenn es gerade am spannendsten ist.

Etwas Entsetzliches, das ich nicht mitansehen kann

Aus der Brauerei kam mit fröhlichem Gesicht ein Bote, der Großvater lasse drüben auf dem Kegelplatz ein Schwein schlachten und wir seien alle eingeladen zuzusehen. Mama schlug die Einladung aus, uns Buben führte der Vater auf den Festplatz. Sie machten nämlich alle festliche Gesichter, drüben in der Brauerei, als wir ankamen. Ich konnte mir zwar nicht recht vorstellen, was Freudiges dabei sein könne, wenn ein Schwein geschlachtet wird, allein die andern, dachte ich, werden es wohl besser wissen. Übrigens werde ich es ja bald selber erfahren.

Mit einem Male sprang eine Tür auf, und, von zwei Knechten auf dem Boden fortgeschleift, erschien ein abscheulich schreien-

des, scheußliches Schwein. Das packten sie am Schwanz und an den Ohren und warfen es auf einen Schragen. Schon das war gräßlich anzusehen, zum Herzerbarmen. Und wie mir vollends der Gedanke einfiel, daß jetzt gleich diesem lebendigen Geschöpf sollte ein Messer in den Hals gestochen werden, packte mich jählings das Entsetzen. Entsetzen im buchstäblichen Wortsinn: ich lief erbärmlich schreiend davon, einerlei wohin, nur möglichst weit weg, damit ich nicht ansehen und anhören müsse, wie das arme Tier hingemordet wird.

Auf der blinden Flucht geriet ich in die Nähe der Luftschächte des Brauhauses, unergründlich tiefe, schwarze Löcher, die oben offen standen. Eilends holte mich mein Vater ein und hielt mich fest. Unmöglich, aus seinen starken Händen fortzukommen. Ich konnte nur zittern und schreien. Ihm wieder gelang es nicht, mich in die Nähe des Richtplatzes zu ziehen. Zu verzweifelt, zu krampfhaft sperrte ich mich. Ich tat wie wahnsinnig. Schließlich wurde ihm unheimlich bei meinem rätselhaften Toben, so daß er, um meinen Zustand nicht zu verschlimmern, nachgab und statt der Händekraft die Überredung walten ließ. Wovor ich denn so unvernünftig Angst hätte? Das Schwein werde mir gewiß nichts tun; es habe jetzt an anderes zu denken als mich zu beißen. Ich sollte mir doch an meinem kleinen Bruder ein Beispiel nehmen, der dem Schwein, während es auf dem Schragen lag, mitleidig das Ohr streichelte, mutig, ohne die mindeste Furcht. Während seines Zuspruchs war die Hinrichtung vollzogen; sowie ich erfuhr, daß das Tier tot sei, war ich augenblicklich beruhigt. Aber noch jahrelang nachher wurde erzählt, wie verständig und mutig sich bei diesem Anlaß der Kleine benommen habe und wie über die Maßen kläglich der Ältere.

Am Abend dieses nämlichen Tages, als es schon ganz dunkel war, wurde ich zum zweiten Male in die Brauerei hinüber geladen, dieses Mal in die verlassene Kanzlei, die seit dem Wegzug meines Vaters zu einer zweiten, größeren Wirtsstube umgewan-

delt worden war. Dort gab es bei hellem Kerzenschein ein Gelage, bei welchem die Metzger die Hauptrolle spielten. Mit Grausen und Abscheu betrachtete ich diese mörderischen Menschen, wie sie Wein zechten und lachten und grölten. Unversehens wetzten sie die Messer und begannen mit fürchterlicher Stimme zu singen: «Wirds bald, wirds bald, ich muß noch durch den finstern Wald.» Das klang so gräßlich, daß es gewiß ein entsetzlich gefährlicher Wald war, durch den sie mußten. Und noch dazu so spät in der Nacht. Aber obschon sie das selber wußten, schienen sie sich gar nicht davor zu fürchten, sondern blieben in der Stube sitzen und lachten und schmausten und tranken, als wäre nichts. Da konnte ich nicht umhin, die schrecklichen Menschen für ihren Mut zu bewundern. Staunend und grausend folgte ihnen mein ratender Gedanke auf dem bevorstehenden Heimweg durch den finstern Wald. Was ihnen wohl alles dort widerfahren mag? Ob sie sämtlich am künftigen Morgen noch lebendig sein werden? ... Und wirklich erkundigte ich mich am Tage darauf voll Besorgnis nach dem Befinden der Metzger. Ich erhielt den beruhigenden Bescheid: sie seien gesund und faul und schliefen noch.

FRÜHLING INNEN UND AUSSEN

Gärtnern

Zum folgenden Winter ist meinem Gedächtnis der Schlüssel abhanden gekommen. Möglich, daß ich ihn wieder finde. Gegenwärtig weiß ich nichts mehr davon als ein paar flüchtige Zwischenfälle, und auch von ihnen bin ich nicht sicher, ob sie nicht in den vorjährigen Winter fielen. Erinnerungsbilder, mögen sie noch so hell und deutlich sein, ermangeln eben der Unterschrift, wie das Leben selber, und auch das treuste Gedächtnis ist schlecht beschlagen im Kalender.

Einmal, während ich im Hausgang stand, liefen nacheinander meine beiden Eltern und Agathe aufgeregt an mir vorbei, über die Straße in die Brauerei. Als sie kurz darauf beruhigt zurückkamen, sagte Agathe im Ton des Vorwurfs zu mir: «Wäre es dir denn ganz gleichgültig gewesen, wenn dein Bruder Adolf gestorben wäre?» Er hatte drüben hinter der Küche eine Vitriolflasche an den Mund gesetzt, in der Meinung, es wäre Zuckerwasser. Glücklicherweise spritzte ihm ein Tropfen rechtzeitig an die Lippen, so daß er mit einer geringfügigen Verbrennung davonkam.

Ein anderes Mal geschah ein Aufruhr der Freude. Der sagenhafte Onkel Henri war unerwartet aus Bordeaux angekommen. Es gab ein paar Stunden lang ein lebhaftes, festliches Hin und Her, ich sah einen schönen jungen Mann, der enge Beinkleider mit Strippen unter den Stiefeln trug, wie mein Vater, was mir gefiel. Doch das freute sich über meinen Kopf hinweg, ohne sich sonderlich um mich zu kümmern, und ehe ich recht begriff, daß der Onkel Henri bei uns sei, war er schon wieder weg.

Dann machte eines Tages die Morgensonne auf ihrer Reise vom Schleifenberg zum Alten Markt einen Abstecher und gab in unserm Häuschen eine Privatvorstellung. Ein Strahl traf ein Fenster, das loderte und blitzte. Dem über das Wunder Jubelnden holte Agathe ihr Spiegelchen, und nun verübte ich begeistert Spiegelfechten. Was Augen vorwies, diesseits wie jenseits der Straße, wurde geblendet. Bis mich Papa auf das Schädliche des Vergnügens aufmerksam machte. Ich habe später im Knabenalter das Kunststück wiederholen wollen, allein es schmeckte lange nicht mehr so gut wie jenes erste Mal.

Im Frühling aber begann mein Vater eifrig zu gärtnern. Neben Holzspalten und Sägen war das seine Lieblingsbeschäftigung in friedlichen, ‚idyllischen‘ Zeitläuften. Früher, vor dem ‚Idyll‘, waren es andere gewesen: Reiten, Fechten, Duellieren, Hundedressieren, Hauen, Raufen und Kriegen. Das Rauchen nahm er ins Idyll herüber. Jetzt also ging es ans Gärtnern. Nicht Blumen, das war ihm zu weibisch, nicht Beeren, das war ihm zu kindisch, nicht Obst, das war ihm zu schwierig, sondern Gemüse. Salat! ah: mit großen, blonden Krausköpfen! Und vor allem Bohnen und Erbsen. Wie ein Kind schmunzelte er, wenn er von Erbschen redete, frisch aus dem Garten, wie Butter schmelzend, mit der Zunge zu zerdrücken.

Schon das Anlegen des Gärtchens bereitete ihm ein Hauptvergnügen. Was meint ihr denn? Auf eigenem Grund und Boden, mit eigenen Händen einen feilen Grasplatz in ein köstliches Gemüsegärtlein verwandeln mit sauberen Weglein und samtweichen Beeten, alles ohne den mindesten Gärtner, das kann nicht jeder-versuchts einmal!-, darauf darf man stolz sein. Und wartet nur, bis die Erbschen zeitig sind, dann werdet ihr etwas erleben! So weiche, süße, grüne Erbslein wie aus meinem Gärtchen habt ihr noch nie keine gegessen!

Neben dem Gärtchen hatte er in Großvaters Wiese ein vier-eckiges Loch ausgegraben, nicht tief, immerhin genügend, um,

wenn man es geschickt anfangt, ein Bein darin zu brechen. Vor diesem Loch wurde ich mild gewarnt, hierauf als verständiger Bub ermächtigt, vorsichtig rings um den Rand herumzuwandeln und hinunterzugucken. Die Erlaubnis benützte ich begierig; beständig mochte ich am Rande des Abgründleins weilen und mit dem Blick die abenteuerliche Tiefe (etwa ein Meter) ergründen. Und in einer der folgenden Nächte schaute ich einen der seligsten Träume meines Lebens: Mir träumte, ich befände mich, ruhig schlafend, in der Tiefe jener Grube neben dem Gärtlein. Von oben her, aus dem Licht, rankte ein lebendiges Blumengewinde zu mir hernieder, aus welchem Engelsköpfe mich grüßten. Das war nicht ganz so deutlich zu sehen, wie es hier die Sprache sagt, denn goldenes Licht verwischte die Umriss, dafür wieder viel seliger, als Worte es zu erzählen vermöchten. Statt der unmöglichen Schilderung lasse ich eine Tatsache reden. Mehr als dreißig Jahre später habe ich jenen Traum zum Inhalt einer Nummer meiner «*Extramundana*» gewählt (Arabeskenmythos). Daß die Ausführung unterblieb, ist Zufallsache. Eine Zeichnungsskizze dazu ist, glaube ich, noch vorhanden.

Die Kapuziner der Hoffnung

Inzwischen grünte um das Haus des Großvaters Wiese, hinten am Schleifenberge dunkelte der Wald, und in die Zimmer lachte der Sonnenschein. Durch alle Fenster zog Luft und Licht, in alle Herzen die Lebensfreude. Es war, als ob das Häuschen erst gestern aus dem Gras emporgewachsen wäre, so blank, so frisch muteten sämtliche Räume einen an, und als ob wir alle miteinander neu geboren würden. Also mit einem Wort, der Frühling, wie er im Liede steht. Warum verspürten wir ihn erst in diesem Jahr und nicht schon im vorigen? Weil damals der Vater ferne war

und wir Kinder noch zu klein, um den Wechsel der Jahreszeiten zu erfassen oder auch nur zu bemerken, geschweige denn zu fühlen.

Wer den Frühling am innigsten spürte, das war meine Mutter. In ihrem Herzen wurde es Morgen. Gerade weil sie so früh geheiratet hatte, mit sechzehn Jahren, hatte sie bisher noch gar nie Zeit gefunden, jung zu sein. Von der Schule weg als Braut in die Pension, aus der Pension ohne einen Monat Pause in den Ehestand, von klein auf in Gehorsam befangen, von ihren Eltern und dem Götti ziemlich scharf gehalten, noch unerwachsen schon mit Mutterstandspflichten und Haushaltungssorgen beladen, war sie noch gar nicht recht zur Besinnung gekommen. Nun, im Glücke, dem vereinten Eheglück und Mutterglück, wachte sie beim Gruße des Frühlings auf und wurde jung.

Und was sie fühlte, ließ sie mich mitfühlen. Nicht in schwärmerischer Rede. Die Rede war ihr überhaupt nicht gegeben, und ihre leise Stimme, die Stimme ihrer Eltern und des Ünggeli, versagte hilflos nach den ersten zwei Sätzen. Die Mitteilung vollzog sich vornehmlich durch wortlose, seelische Überströmung, erläutert von der Sprache der Träne, die bei jeder Gemütsbewegung, auch bei einer freudigen, in ihrem Auge erschien. Sowie sie etwas Schönes sah oder hörte, mußte sie mit den Tränen kämpfen. Sie machte mich etwa auf den Kuckuckruf oder auf das Wimmern des Käuzchens im Walde aufmerksam, ließ mich wissen, daß sie einst als Kind die ersten Veilchen am Raine beim Alten Markt suchen gegangen wäre, führte mich ums Haus und dichtete dabei mit der Hoffnung in die Zukunft.

Rings um das Haus lief nämlich ein vergnügliches Weglein, oben am Rand der künstlichen grasbesäten Böschung, auf welcher das Häuschen stand. Das Weglein war mit Meerrohrböglein eingefriedigt, teils für die Zier, teils zur Andeutung, daß man nicht die steile Böschung hinunterpurzeln sollte. Diese Meerrohrböglein gefielen mir außerordentlich. Allein meine Mutter wußte

von ihnen noch Besseres zu berichten, als was gegenwärtig zu sehen war. Sie wolle später, teilte sie mir mit, prächtige rote Blumen, Kapuziner nenne man sie, längs dem Weglein in die Böschung säen, die sich dann von selber als Girlanden um die Böglein schlingen würden. Ich würde schon sehen, ich dürfe mich darauf freuen. Die Kapuziner haben sich nie um die Böglein geschlungen, sie sind nicht einmal gepflanzt worden, es kam ja bald alles ganz anders. Und doch kenne ich keine Blume von leuchtenderem Rot als das Rot jener Kapuziner, die einst die Hoffnung meiner Mutter um die Meerrohrböglein blühen sah.

Höhe und Ferne

Wenn ich am Knie ein vielfarbiges Mal entdecke, das bei der Bewegung schmerzlich spannt, so schließe ich daraus, daß ich mich angestoßen haben muß, ob ich mich schon nicht erinnere, wann und wo. Wenn ich als Kind in Bern über den Bildern von Ludwig Richter jedesmal bei jedem fernen Hügelzug, bei jedem Wolkenstreifen am Himmel, bei jedem Taubenflug Heimweh nach Liestal verspürte, wenn ich als Mann den Wolkenschatten meiner ‚Glockenjungfern‘ unwillkürlich vor dem Liestaler Schleifenberg schweben sah, so muß ich einst in Liestal die Fernen und die Höhen mit meinen Augen geschöpft und in meine Seele gegraben haben, ob ich schon nur den allgemeinen Eindruck im Gedächtnis behalten habe, daß mir im Jahre 1849 der Frühling ins Herz schien. Das wird überdies noch durch den Gegensatz bestätigt, indem später in Bern meine Augen nichts Ähnliches erlebten; ich muß es also vorher gesehen haben. In der Juralandschaft, nicht in den Alpen, habe ich Luft und Licht, Höhe und Ferne geschöpft.

Es handelt sich vornehmlich um den Blick in solche Himmels-

höhen, Erdenfernen, Luft- und Wolkenspiele, wo zwischen niederen Gebirgsausläufern eine unsichtbare Talebene sich weitert, die sich der Ahnung durch Duftschleier und durch andersartige, tiefergelegene Lichtquellen bemerklich macht. Das erste Mal werde ich das bei meiner Heimreise aus Waldenburg gesehen haben, ein zweites Mal beim Ausblick hinter Solothurn. Entscheidend wirkte wohl im Frühling 1849 das Hereinscheinen des Lichtes vom Ergolztale zwischen dem Städtchen und dem Schleifenberge schräg über Großvaters Matte hinten an unser Häuschen und Gärtchen. Wie gesagt, ich finde keine Spur in meinem Gedächtnis davon, daß ich als Kind jenes Licht bewußt bemerkt oder gar angestaunt hätte, aber sicher ist, daß meine Seele fortan Höhe und Ferne trinkt, daß ich ähnlich wie der Maler zeitlebens die Himmelskuppel als unabtrennbar zum Erdenbild gehörig empfunden habe. Und von irgendwoher, nicht wahr, muß ich doch diese Anschauung geholt haben. Aus diesem Grunde, ich meine wegen solcher Augenerlebnisse in meiner Kinderzeit, wurde ich dann, als ich mich der Poesie verschwor, durch meine Natur gezwungen, meine Stoffe aus der blauen Luft zu beziehen. «Im Blicke fliegt mein Geist, mein Führer ist das Licht, der Äther hoch und hell ist meines Liedes Quell.»

Auch das Ohr muß damals, wenn nicht schon früher, Frühlingseindrücke aufgenommen haben. Das erfahre ich wiederum durch den Rückschluß. Im Winter vor meiner Konfirmation hörte ich im Basler Theater den «Freischütz». Als der Freischützwalzer erklang, überkam mich eine Verzückung: «Den hast du vor unvordenklichen Zeiten als Kind schon vernommen.» In Bern hörte ich einmal Knaben auf Weidenflöten pfeifen. Beim Klang dieser Flötentöne erfaßte mich die Sehnsucht nach Liestal. Folglich muß ich eine Unmenge von Frühlingsoffenbarungen, von welchen ich nichts mehr weiß, in Liestal erlebt haben. Zunächst nur mit den Sinnen, ohne ihnen Beachtung zu gönnen, aber mit den Jahren stiegen sie aus dem Unbewußten ins Gefühl.

Hinten in einer Wiese, abgelegen von der Straße, weit draußen vor Liestal, wohnte neben einer großen Scheune ein deutscher Flüchtling aus Wiesbaden, namens Bahrdt. Ein gebildeter Mann aus guter Familie, Doktor der Rechte. Da er von Hause ein ansehnliches Vermögen mitgebracht hatte, brauchte er nicht wie die übrigen Flüchtlinge eine Stelle zu suchen, um sein Leben zu fristen, sondern betrieb auf eigene Faust ein Advokaturgeschäft, wie er denn zeit lebens als Advokat Bahrdt im Baselland weit und breit bekannt war. Überdies erwarb er, wenn ich nicht irre, die Scheune und die damit verbundene kleine Wohnung käuflich zum Eigentum. Die Scheune war ursprünglich für ihn die Hauptsache; mit dieser hatte er Pläne: er wollte mit Regierungsrat Begle zusammen eine Fuhrhalterei gründen, was indessen nicht zustande kam.

Durch den Hausbau meines Vaters wurden wir seine Nachbarn. Papa schätzte den Umgang mit dem gebildeten Manne, meine Mutter wieder schloß nachbarliche Freundschaft mit der Schwester des Doktor Bahrdt, die jahrelang bei dem Bruder wohnte, um in seine Junggesellenwirtschaft Ordnung, Wärme und Fröhlichkeit zu bringen, was ihr auch gelang. Gleich anfangs nach unserem Einzug in das neue Häuschen entwickelte sich ein lebhafter gesellschaftlicher Verkehr zwischen den beiden Nachbarnfamilien; es hatte sogar eine Zeitlang den Anschein, als ob Doktor Bahrdt mit seiner Schwester den oberen Stock unseres Häuschens mieten wollte. Es kam zwar nicht dazu, Doktor Bahrdt zog vor, ein eigenes Häuschen zu bauen; aber das gute Verhältnis blieb nach wie vor das nämliche.

Den Doktor Bahrdt selber bekam ich wenig zu Gesicht, Fräulein Bahrdt dagegen begann als Freundin meiner Mutter je länger je mehr eine Rolle in unserem Hause zu spielen, eine gute Rolle,

als Spenderin der Unterhaltung und Erheiterung. Ihre rheinländische Harmlosigkeit und Zutraulichkeit, ihre Fröhlichkeit und Gesprächigkeit, lauter fremdländische Dinge, wirkten erquickend, ihr Lachen steckte an, man badete in Lebenslust, wenn Fräulein Bahrdt zu Besuch erschien. Uns Kindern namentlich wurde sie durch ihre ewige gute Laune, durch ihren reichen Vorrat an Witzlein, Späßlein und erfinderischen Ergötzlichkeiten zum Labsal. Ihr ganzes Wesen erfrischte wie der menschgewordene Frühling.

Wie Frühling muteten mich auch die Räume an, in welchen sie wohnte, nämlich das neue, noch nicht völlig fertige Häuschen ihres Bruders. Unter Dach wird es wohl schon im vorigen Herbst gewesen sein, nach der abenteuerlichen Erzählung zu schließen, die mein Vater von der Hauseinweihung öfters zum besten gab. Doktor Bahrdt, so liebte mein Vater zu berichten, stiftete zur Einweihung seines neuen Hauses einen großen Ball. Als aber die Gäste erschienen, erwies es sich, daß der Hauseigentümer vergessen hatte, zum oberen Stock eine Treppe bauen zu lassen, so daß die Gäste auf Leitern durch die Fenster in den Tanzsaal steigen mußten. Wie dem auch sei, im Frühjahr 1849 stand das Häuschen wohnbar da, indessen inwendig noch unfertig, so daß jedesmal, wenn Mama mich zu Fräulein Bahrdt geleitete, und das geschah fast täglich, etwas Neues, Schönes zu schauen war, heute ein nach Ölfarben duftender Anstrich, morgen ein Spiegel an der Wand, ein anderes Mal eine Reihe Blumen außen längs der Mauer und so weiter. Schon der Weg zu Fräulein Bahrdt war vergnüglich. Anstatt die Straße zu nehmen, führte mich Mama hinten durch die saftigen Matten an sonderbaren Gärtlein vorbei, auf schmalem, winkligem Pfade, den sie entdeckt hatte und den niemand sonst wußte als sie und ich allein, den ich aber bald auswendig lernte, so daß sogar meine Träume ihn kannten. Durch die Träume aber gewann er Gemütswert und seelische Bedeutung. Dieser geheime Schlupfpfad zu Fräulein Bahrdt und ihr

freundschaftlicher, lachender Willkomm im luftigen, blanken, von Sonnenschein durchstrahlten Häuschen haben mir den Frühling ins Herz geleuchtet. Fräulein Bahrdt lebt als Fee des Frühlings in meiner Erinnerung.

ÜBERSIEDELUNG NACH BERN

Unternehmend

Der angehende Sommer traf mich gesund, kräftig, mutig und unternehmungslustig. Die wichtigste Unternehmung war die Entdeckung von Liestal. Bisher hatte sich mein Gesichtskreis auf die Welt vor dem Obern Tor, auf die Umgegend der Brauerei und unseres Hauses beschränkt, mit Abstechern in das Gestadeck, wohin man vom Obern Tor mit Umgehung des Städtchens gelangte. Ins Städtchen selber war ich selten gekommen. Nun aber machte ich öftere Fußreisen nach verschiedenen Teilen des Städtchens Liestal. Nie allein, so weit reichte das Vertrauen auf meine Klugheit noch nicht, ich war ja dieses Frühjahr erst vier Jahre alt geworden, sondern meistens mit Agathe, mitunter auch mit meiner Mutter oder meinem Vater.

Noch immer blieb das Gestadeck das häufigste Ausflugsziel; man befand sich eben dort ein wenig wie auf dem Lande. Aber jetzt durfte ich das Gestadeck gründlich kennenlernen. Wohl mir, denn in einer Gasse des Gestadecks erspürte ich eine unterirdische Base-schade, daß ich ihren Namen vergessen habe-, zu deren Stüblein man von der Straße auf einer Treppe hinunterstieg. Diese Base, die selbstverständlich wie alle Basen Rosinchen zu verschenken hatte, wurde jenen Sommer neben Fräulein Bahrdt meine Hauptfreundin. Ich kehrte dort jedesmal ein, so oft ich ins Gestadeck geleitet wurde. Auch in die großmächtige, gefährliche Sägemühle neben der Kaserne kam ich wiederholt, je länger, desto öfter. Dort wohnte ein Trüpplein Kinder, die mich zum Spielen einluden und mich in den weiten unheimlichen Räumen

neben und über den donnernden Wassern und rauschenden Sägen umherführten.

Über dem Gestadeck und dem Exerzierfeld, abseits auf einem Bühl, war damals der Turnplatz. Auf diesem Turnplatz, wo ich zwanzig Jahre später die Urszene meines Prometheus erlebte, von welcher ich meine Dichtereigenschaft herleite, brachte ich in Gesellschaft von Agathe einen langen und etwas langweiligen Nachmittag zu. Ich saß und lag auf einer Bank unter einem Lindenbaum und ermaß, mit dem Blick aufwärts schauend, den unerschöpflichen Wunderreichtum der Baumkrone. Von jenem Nachmittage her habe ich eine gewisse Ehrfurcht vor jedem Menschen behalten, der einen Baum zeichnen kann.

Im Städtchen war es Papa, der mich auf Spaziergängen seinen Bekannten—und so ziemlich jedermann war sein Bekannter—vorstellte, wenn sie, vor der Haustür oder Ladentür stehend, ihm den Willkomm boten. Eine ansehnliche Zahl Freunde unter der Liestaler Einwohnerschaft gewann ich damals, die mir ein treues Andenken bewahrten, während ich sie nach meiner Abreise gänzlich vergaß. Wie oft ist es mir in späterer Zeit begegnet, daß mich in Liestal ein altes Männlein oder Weiblein anredete: «Kennen Sie mich denn nicht mehr? Wir sind doch so gute Freunde zusammen gewesen, als Sie noch ein kleines Büblein waren.»

Der Exerzierplatz unten bei der Kaserne war in diesem Sommer besonders ausgiebig. Vornehme grüne eidgenössische Obersten erschienen, um die Übungen zu leiten oder zu beurteilen; diesen galt von nun an meine Schwärmerei. Wenn man mich fragte: «Was willst du werden, wenn du einmal groß bist?» antwortete ich nicht mehr wie früher: «Ein Oberst Sulzberger», sondern: «Ein eidgenössischer Oberst.» Noch ein anderer überlegener Nebenbuhler in meiner Andacht erwuchs jetzt dem Oberst Sulzberger: der Riese des Kantons, die Krone der Schöpfung: der Tambourmajor Gerster. Freilich, so hoch hinauf verstieg sich meine Hoffnung nicht; seufzend verzweifelte ich daran, jemals

so groß zu werden wie der Tambourmajor Gerster von Gelterkinden. Ich war wohl größer als die andern Knaben meines Alters, doch leider nicht doppelt so groß. Allein man sollte nie die Hoffnung aufgeben: ich bin später doch Tambourmajor geworden, bei den Basler Kadetten.

Schönthal

Alles andere aber drängten bald die Fußreisen nach Schönthal in den Hintergrund, die mein Vater immer häufiger, schließlich fast täglich, mit mir unternahm. In Schönthal suchte er einen Herrn Schaffter auf, der in der Fabrik meines Paten, des Herrn Stehlin aus Basel, angestellt war. Diese Schönthalerreisen hatten für mich einen vielfachen Reiz. Zunächst erhob es mein Selbstbewußtsein, daß ich eine so große Fußreise (eine halbe Stunde Entfernung) hin und zurück auszuführen vermochte, ohne mich nachher im mindesten müde zu fühlen. Dann gab es auf halbem Wege einen umgitterten Hof und in dem Hof einen Mann in Uniform (Invaliden?); er war nicht ganz ein Soldat, aber fast. Dieser beehrte meinen Vater und mich jedesmal, wenn wir vorbeigingen, mit seinem Gruß, was mir im Herzen wohltat. Schon allein wegen dieser Halbkaserne, Alter Spital genannt, freute ich mich auf die Ausflüge nach Schönthal. Wieder etwas Schönes kam, wenn man in der Nähe von Schönthal die Landstraße verließ und rechts das Fußweglein hinunterstieg. Ein unvergleichlich nettes Weglein, wie keine andern Weglein, sauber und glatt wie ein Zimmerboden. Und links vom Weglein, auf der Höhe der Landstraße, wuchs ein grüner Rain mit einem buschigen Wäldchen darauf. Dann in Schönthal die beiden Basler Fabriken des Herrn Bölger und des Herrn Stehlin mit ihren herrschaftlichen Gärten und Landhäusern, mit ihren vergnüglichen Bächlein und Brücklein. Ferner Herr Schaffter selber, der mir gefiel, weil er

städtisch gekleidet war, weil er lebhaft und höflich mit einem sprach und weil ich ihn für den Herzensfreund meines Vaters hielt. In Wirklichkeit handelte es sich nicht um Herzensfreundschaft, sondern um Geschäftsfreundschaft. Mein Vater hatte im Plan, gemeinsam mit Herrn Schaffter ein Weinhandlungsgeschäft zu gründen. Endlich etwas Märchenhaftes auf dem Rückwege. Den Rückweg nahm mein Vater mit mir nicht auf dem Fußweglein, auf welchem wir gekommen waren, sondern steil aufwärts die Schönthaler Halde hinan und von dort auf der Landstraße. Auf der Landstraße kam man an einer Baumgruppe zur Linken vorbei, die meine Unerfahrenheit als Wald deutete. Ein Wald aber mitten im Alltagsleben, dicht neben der Landstraße, hatte für mich etwas Unglaubliches, Märchenhaftes. Tief bewegt zog ich jedesmal dort vorbei, mit staunendem Blicke nach den rätselhaften Bäumen, die aus dem Märchenlande bis an die Landstraße herangewachsen gekommen waren, und nachts wiederholte mir der Traum die geheimnisvolle Erdenstelle über Schönthal, wo über den Rand der gemeinen, mit Bauernkarren und Postwagen besäten Landstraße der leibhaftige Wald ragte. Aber wohlverstanden, ich träumte nicht etwa mit der Phantasie Märchen dorthinein, nicht ein künftiger Dichter staunte die Baumgruppe an, sondern ein geborener Zeichner: ich lernte die Gestalten der Bäume auswendig, unterschied diese Gruppe von allen, die ich bisher geschaut hatte, und sog an der seelischen Stimmung, die sie enthielt.

Eines Tages jedoch, als ich wieder vor meiner Mama meine Freude über die Schönthaler Reisen äußerte, sagte sie nachdenklich, mehr für sich selber als für mich: «Mit den Schönthaler Reisen ist es zu Ende. Wir ziehen ja nach Bern.»

Es kommt anders

Der Sommer mit seinen Zukunftsplänen war wurmstichig. Schon bald nach Jahresanfang war etwas anderes im Gange. Mein Vater hatte in Bern unter seinen Kollegen, den Tagsatzungsgesandten, viele Freunde gewonnen, von denen die Mehrzahl jetzt hohe Ämter im neuen Bundesstaate bekleidete und die ihn vermißten. Insonderheit der ‚Chef des Finanzdepartements‘, wie man in der Schweiz sagt, oder der Finanzminister, wie man ihn in Deutschland nennen würde, Bundesrat Munzinger, mochte ihn nicht entbehren. In herzlichen Briefen bestürmte er ihn, nach Bern zu kommen. Die Stelle eines eidgenössischen Kassiers war frei geworden; für sie, urteilte Herr Munzinger, eigne sich mein Vater. Lange sträubte sich dieser, endlich ließ er sich durch die überzeugenden Gründe seines Freundes bekehren, erteilte Herrn Munzinger die Ermächtigung, ihn dem Bundesrat als Bewerber vorzustellen, wurde einstimmig gewählt und aufgefordert, unverzüglich, schon am ersten Juli, also binnen acht Tagen, sein neues Amt anzutreten.

Hiermit war die Notwendigkeit gegeben, schleunig von Liestal nach Bern überzusiedeln und selbstverständlich vor allem seine Entlassung aus dem kantonalen Amt nachzusuchen. Das war augenblicklich zur allgemeinen Zufriedenheit erledigt. Der hastige, überstürzte Umzug dagegen verursachte Aufregungen und Sorgen. Was mit dem Hause beginnen? was mit den Hausgerätschaften, die man nicht mitnehmen konnte oder mochte? Da hatte zum Beispiel mein Vater für die geplante Unternehmung mit Herrn Schaffter eine Unmenge Wein im Keller. Hauptsächlich um diesen loszuwerden, ließ er sich eine Gantbewilligung erteilen. (‚Gant‘ heißt bei uns eine öffentliche Versteigerung.) Für das Häuschen fand sich ein Mieter, das war also ebenfalls im reinen.

Und nun ging es an die Abschiedsbesuche. Von diesen ist mir

einzig der Besuch bei Fräulein Bahrdt in Erinnerung geblieben. Sie schenkte mir ein unglaublich schönes Schächtelchen, blau, unsäglich schön und rein blau, mit goldenen Zackenlinien in der blauen Fläche, und versprach uns, uns in Bern zu besuchen. Das Schächtelchen stimmte mich fröhlich, während sonst mein Verstand ein ziemlich dummes Gesicht zu der bevorstehenden Übersiedlung machte. Ich wußte nicht recht, sollte ich mich darüber freuen oder nicht. Eigentlich wäre ich ganz gern in Liestal geblieben; es ließ sich alles gerade jetzt so vielversprechend an: die Obersten und der Tambourmajor auf dem Exerzierplatz, das Schönthal mit Herrn Schaffter und dem Wald neben der Landstraße, die unterirdische Base mit den Rosinchen im Gestadeck und noch so vieles. Andererseits mochte ich den Elefanten von Bern doch auch gerne wiedersehen, Abwechslung ist immer angenehm, das schafft Leben, und Agathe kommt ja mit. Übrigens dachte ich nicht viel darüber nach, sondern nahm, was kam, aus meiner Eltern Hand – sie werdens schon wissen, mir ist alles recht, wenn nur überhaupt etwas geht – und freute mich auf die bevorstehende Gant. Schon die Zurüstungen dazu waren genußreich. In der Scheune des Großvaters, wo die Gant stattfinden sollte, wurden ganze Burgen von Möbeln aufgestapelt, anzusehen wie ein Riesenspielzeug. «Oh, das ist doch etwas Lustiges», meinte ich zur Großmutter, «eine Gant»! «Ach nein», seufzte sie, «das ist gar nichts Lustiges.» Der Abschied lag ihr schwer im Herzen und meiner Mutter gewiß noch schwerer. Aber was wußte, was begriff, was ahnte ich von Abschiedsweh und Trennungsschmerz! Ich dachte einzig an die abenteuerliche Gant in der Scheune des Großvaters und des Ünggeli. Wie ein Freudenfest, wie eine allgemeine Liestaler Weihnachtsbescherung stellte ich mir die rätselhafte Gant vor.

Die Auswanderung

Ich bekam die ersehnte Gant nicht zu sehen. Es wurde nämlich beschlossen, daß mein Vater, der vorausreisen mußte, weil der Amtsantritt keinen Aufschub erlaubte, mich bis Waldenburg mitnehme und dort dem Salomeli übergebe, für die paar Tage, bis Mama mit meinem Bruder und Agathe und dem Hausrat nachgefahren kommen werde.

Und so wurde ich denn eines Morgens von Papa in den Postwagen geschoben, und fort ging es von Liestal. Von Abschiedsgefühlen nicht der mindeste Anflug. Ich war mir in diesem Augenblick keines anderen Ereignisses bewußt, als daß ich wieder nach meinem Waldenburg zum Salomeli dürfe. Ein Reischen, folglich ein Vergnügungsreischen. Meinem Vater aber lag nichts ferner, als mich mit einem Wort auf die Wichtigkeit der Stunde aufmerksam zu machen. Er haßte alle ‚Sentimentalitäten‘, sah es gerne, daß ich keine Ahnung davon hatte, daß neben dem Postkutscher das Schicksal saß.

Im Bubendorfer Bad rastete der Postwagen geraume Weile. Während der Rast durfte ich im parkähnlichen, mit Ruhebänkelein versehenen Bergwald über dem Kegelplatze Entdeckungsreisen unternehmen, ganz allein; lebte mich auch augenblicklich ein, so daß ich mit Bedauern von dem Waldechied, als Papas Ruf mich zur Fortsetzung der Reise herunterholte. Bei der Bubendorfer Brücke, an der Stelle, wo früher meine Mutter und ich die eigentümliche Landschaftsstimmung verspürt hatten, verkündete mein Vater mit erhobener Stimme sachlich: «Dort geht es nach Bubendorf.» In Hölstein erzählte er von den Verwüstungen, die der Bach vor Jahren durch Überschwemmungen angerichtet hatte. Vor Waldenburg machte er auf den großen Landbesitz des Leuenwirts Jöri aufmerksam: «Der ganze Wald dort oben gehört ihm.»

In Waldenburg, unten vor der Kirche, stiegen wir aus und er-

warteten das Salomeli. Die kam eilends aus dem Städtchen herantrippelt und nahm mich in Empfang, worauf Papa nach einem flüchtigen Gruß mit der Post weiterfuhr. So war ich denn wieder bei meinem Salomeli, folglich glücklich und zufrieden. Zunächst ging sie mit mir zum Förster, der einen lebendigen Fuchs an der Kette hatte, im Hundehäuschen vor der Haustür. Nachdem ich diesen sattsam bewundert, führte sie mich heim zur Tante Tschopp und zum ‚Schwesterlein‘. Was ich in den kurzen ein oder zwei Tagen in Waldenburg erlebte, weiß ich nicht mehr. Sicher ist, daß ich mich sofort wieder glücklich fühlte. So glücklich, daß man mich fast mit Gewalt in den Wagen stoßen mußte, als Mama angekommen war und es galt, die Reise nach Bern fortzusetzen. Nur weil das Salomeli bis Langenbruck mitfuhr, ließ ich mich schließlich überreden, einzusteigen.

In Langenbruck wird wohl der Segensspruch der Urgroßmutter stattgefunden haben, der mir so tief im Gedächtnis geblieben ist. Die Erinnerung zeigt mir indessen bloß das Bild, nennt mir zum Bilde nicht zugleich die Jahreszahl. Die Überlegung aber glaubt, es hierhersetzen zu sollen. Denn hier, bei der Auswanderung der ganzen Familie aus der Heimat, war Grund und Anlaß zu pathetischer Stimmung für eine kranke, bresthafte Urgroßmutter. Wann übrigens auch der Segenswunsch stattgefunden haben mochte, der Wunsch ging in Erfüllung. Die beiden Kinder, die einst die Urgroßmutter segnete, haben neben vielem Leid, das keinem Menschen erspart wird – doch Verzeihung! ich nehme mir die Freiheit, diesen Satz nicht zu vollenden.

In Balsthal aßen wir bei Herrn Schenker zu Mittag, draußen vor dem Hause auf der Straße zwischen zwei Granatbäumchen in Kübeln. Herr Schenker war inzwischen Obmann geworden und wohnte jetzt mitten im Dorfe. Während der Zubereitungen zum Mittagessen sah ich zum ersten Male des Lebens ein Hühnchen schlachten. Entsetzlich! Mit dem Messer durch den Schnabel in den Hals!

Hernach nichts mehr. Von der ganzen Weiterreise keine Spur im Gedächtnis. Wahrscheinlich deshalb, weil wir diesmal in einem engen, geschlossenen, mit Personen und Möbelstücken überfüllten Wagen fuhren, der keinen freien Ausblick erlaubte. Als ich am nächsten Morgen aufwachte, hörte ich einen tosenden Lärm, so daß ich zuerst meinte, ich wäre in der Sägemühle des Gestadecks. Ich war aber nicht in der Liestaler Sägemühle, sondern in der Fabrik der Herren Nägeli und Rieter in Holligen bei Bern.

Heimweh

Schon nach einem halben Jahre hatten wir Kinder die Berner Sprache angenommen, während die Eltern immer ihre heimische Mundart bewahrten. In der Folge verbernernten wir beide ganz und gar, so daß wir später den Schulkameraden in Basel völlig als Bernerbuben erschienen, auch mit unserer Aussprache Lehrern und Schülern anfänglich lebhaftes Ergötzen bereiteten. Nicht das Emmentalerdeutsch eines Gotthelf und Loosli, sondern das Stadtbernische der Tavel und Greyerz.

Im Innersten jedoch, im Herzen, blieben wir Basellandschäftler. Zu lebhaft leuchteten in unserer Erinnerung die tausend und aber tausend Erlebnisse der vier ersten Kinderjahre, zu innig beseeelte uns die Anhänglichkeit an unsere Großeltern, Vettern und Verwandten, zu zahlreiche Freunde, Bekannte und Gönner hatten wir zurückgelassen, als daß wir uns dessen hätten entledigen können. Wir fühlten uns in Bern von der ersten Stunde an als Abwesende und bald als Verbannte. Mit der Zeit übernahm uns ein sehnüchtiges Heimweh, das den Hintergrund unseres gesamten Gefühlszustandes bildete und mit den Jahren nicht abnahm, vielmehr immer deutlicher ins Bewußtsein emporwuchs. Das Wort ‚Heimweh‘ kannten wir zwar nicht, und das Wort ‚Heimat‘ ver-

standen wir nicht. Anders als unsere Mutter, deren Augen feucht erglänzten, wenn wir kräftig und ruhig sangen «Heimat, Heimat über alles». Aber die Sache kannten wir: die glühende Sehnsucht nach den zurückgelassenen lieben Menschen und trauten Örtlichkeiten.

Ein Wort war es, das unsere Sehnsucht im Traum und im Wachen seufzte: das Wort Liestal. Mit Liestal meinten wir nicht das Städtchen, denn mit diesem verbanden uns nur wenige und verhältnismäßig unbedeutende Erinnerungen, sondern vor allem die lieben Menschen, die in Liestal wohnten, die Großmutter, der Großvater, der Ünggeli und so weiter, sodann in zweiter Linie das Haus und die Umgegend des Hauses, wo sie wohnten, also die Brauerei. Nicht etwa das Häuschen unseres Vaters; denn alles, was einst Liebes darin gewesen war, war ja mit uns nach Bern gezogen: Mutter, Vater und Agathe. Fremde Menschen hausten jetzt darin, es galt unserm Herzen für leer, wir würdigten es, wenn wir in den Ferien nach Liestal reisten, keines Blickes.

Von der Heftigkeit unseres Heimwehs kann ein anderer sich schwer eine Vorstellung machen; zumal es sich um Kinder handelt, von denen doch die Sage geht, sie lebten in den Tag hinein. Wo fange ich an, um von den tausend Proben einige zu berichten? Der Spaziergang nach dem beliebten Ausflugsort Enge lud unser Herz mit Wehmut, weil dort die Aare zu sehen ist, die in der Richtung gegen Liestal strömt. In der Gerechtigkeitsgasse, an der linken Ecke gegen das Rathaus, neben dem Apotheker Müller, gab es ein Haus, das von außen wie die gemeinen Häuser aussah, aber aus dem Hofe innen im Hause fuhr der Postwagen nach Liestal, und zwar, wie Papa uns sagte, nicht bloß ein- oder zweimal im Jahr, sondern täglich. Es gab also Pferde, sogar Menschen: einen Kutscher und einen Kondukteur, die Glücklichen, die jede Woche nach Liestal fahren durften! Ja warum, wenn man es doch kann, fahren nicht alle Menschen alle Wochen nach Liestal? Und wenn die andern Menschen nicht wollen, warum nicht wir? Jam-

mervolle Traurigkeit schlug uns nieder, wenn irgendein Umstand uns an dieses Posthaus erinnerte; besser gar nicht daran zu denken.

Einmal machten unsere Eltern in Gesellschaft anderer mit uns eine Spazierfahrt in die Nähe von Schönbühl. Wir wußten, daß Schönbühl die erste Poststation auf dem Wege nach Liestal ist. Da bettelten wir allen Ernstes, doch weiterzufahren, da wir doch schon unterwegs seien, und konnten nicht begreifen, warum wir statt dessen rückwärts nach Bern kehrten. Ebenso später, als wir mit der Schule ein Reischen nach dem Weißenstein machten. Auf einer Anhöhe über Solothurn zeigte ein Lehrer gegen das Hauensteingebirge: «Dort geht es nach Langenbruck und Liestal», verkündete er. Nun also! Wenn es doch dort nach Liestal geht, warum gehen wir nicht nach Liestal statt auf den unnützen Weißenstein? Im wachen Zustande drängten die täglichen Sorgen und Vergnügungen das Heimweh in den Hintergrund. Aber von Zeit zu Zeit die nächtlichen Träume! Wenn mein Bruder eines Morgens zu mir oder ich zu ihm sagte: «Ich habe von Liestal geträumt», so verstanden wir einander und seufzten. Das gemeinsame Heimweh vornehmlich hat uns die Bruderliebe gelehrt. Wohl kam ab und zu dieser oder jener der schmerzlich Vermißten auf Besuch zu uns nach Bern, und solche Besuche wurden als Herzerquickung mit jubelnden Freudenstürmen begrüßt, allein das war ein Trost, nicht eine Erfüllung; die Ankunft eines einzelnen schürte die Sehnsucht nach sämtlichen.

Nur eines half zum Glücke, zum zeitweiligen Glücke wenigstens: die Ferienreise nach Liestal, wenn sie uns erlaubt wurde, und sie wurde uns fast alle Jahre einmal erlaubt. Ha, wie da unsere Herzen klopfen! Wie wir angstvoll zwischen Furcht und Seligkeit die letzten Tage und Stunden vor der Abreise im Erwartungsfieber dahinlebten, besorgend, es könnte noch in der letzten Minute ein dummes Hindernis dazwischenplumpsen. Mein Bruder freute sich einmal in der letzten Nacht vor der Abreise so un-

sinnig, daß er am Morgen sich krank meldete und die Liestaler Reise unterbleiben mußte. Ich kann es ihm noch heute nicht recht verzeihen.

Der Weg aber, der nach Liestal führte, wurde uns zur heiligen Straße. Natürlich! er führte doch in die Seligkeit. Oh, wie wir den auswendig kannten! Zuerst Schönbühl. Dort entschied es sich. Wenn man beim Gasthof Schönbühl um die richtige Ecke herum war, in der Richtung gegen Utzenstorf und Jegenstorf, so war man gerettet. Nichts konnte einen mehr zurückholen. Aber die richtige Ecke mußte es sein; denn es liefen eine Menge Straßen bei Schönbühl nach allen Richtungen. Zum Beispiel nach Biel. Weswegen läuft eine Straße nach Biel? Gibt es denn auf der Erde Menschen, so verstandesblöde, so stumpfsinnig, so glückblind, daß sie nach Biel mögen statt nach Liestal? Kaum zu glauben. Aber es scheint so. Hinter Schönbühl mußte man Geduld schöpfen, denn bis Solothurn wurde es langweilig. Mit Solothurn hatte man die Hälfte gewonnen. Dürrenmühle und die Klus winkten als die ersten heimatlichen Grüße aus der Ferne. Langenbruck, nun ja, die Urgroßmutter wohnt dort, das ist schon etwas, obschon noch nicht das Rechte, mehr nur eine Andeutung. Dagegen Jöris Gärtlein und die Waldenburger Schloßruine, o Wonne! das ist schon halb Liestal. Jetzt Herz und Augen auf!—Aber warum dauert es von Waldenburg nach Liestal noch so unvernünftig, so endlos lange? Was soll das für einen Zweck haben? Gar nicht zu erleben.—Endlich, endlich heißt es: «Seht ihr dort den Kirchturm von Liestal?» Da tanzte die Ungeduld eine Erlösungspolka. Und das erste Mal, daß wir in den Ferien nach Liestal durften, tastete ich am nächsten Morgen im Halbschlaf mit der Hand an die Tapete, ob es auch zweifellos wahrhaftig wahr sei, daß ich nicht bloß im Traum, sondern in haltbarer, gegenständlicher Wirklichkeit die Glückseligkeit erlebte, im leibhaftigen Liestal aufzuwachen, in der Brauerei, beim Großvater, bei der Großmutter, beim Ünggeli und allem andern, was das Herz heilt.

AUS DEN BERNER KNABENJAHREN

1849–1856

DIE GLÜCKLICHE JUGENDZEIT

Ist sie wirklich so glücklich? Ich glaube, wir verwechseln den poetischen Schimmer, den unser Heimweh über die Jugendzeit zurückwirft, mit dem wirklichen Gefühlszustand der Jugend. Unwillkürlich betrachten wir das Kind für einen halben Menschen, Kinderleiden für kleine Leiden, Kinderschicksale für Diminutivschicksale.

In Wirklichkeit ist das Kind, was sein Gemüt betrifft, ein Vollmensch wie wir, mit eben so großem Ichgefühl, mit der nämlichen Leidensfähigkeit. Seine Schicksale sind keineswegs kleiner als die unsrigen; das Kind wird von den Naturnotwendigkeiten und von den Härten der Natur nicht durch Schonung privilegiert, vermag auch durch keine elterliche Fürsorge vor den schlimmsten Erlebnissen der Erwachsenen geschützt zu werden: vor Krankheit, vor Schmerzen, vor chirurgischen Eingriffen, vor Unfällen, Katastrophen und Tod. Ein vierzehnjähriges Kind mit Zahnschmerzen leidet darunter nicht weniger als ein Vierzigjähriger; bei einem Eisenbahnzusammenstoß werden die Kinder nicht gelinder zerquetscht und verspüren dabei nicht geringere Qual als die Erwachsenen.

Im Gegenteil, die Grausamkeiten des Naturweltlaufes treten an das Kind häufiger heran als an den Erwachsenen; es ist öfter krank, fiebert häufiger, erleidet ungleich mehr Unfälle, liefert dem Tode massenhaftere Opfer. Der Natur gegenüber ist das Kind ein Mensch, der sich noch ungenügend angepaßt hat, der sich noch nicht an die Welt zu gewöhnen verstanden hat und ihr daher wehrloser gegenübersteht. Das ist ein sehr ernster, keineswegs zu belächelnder Zustand. Auch sein Gemüt besteht die Proben der Natur und des Schicksals schlechter als der Erwach-

sene, weil es noch nicht mit langen Zeitläufen zu rechnen versteht, weil es darum den Trost «es wird später wieder besser», nicht versteht, weil es ferner die moralischen und geistigen Trost- und Stärkemittel noch nicht besitzt. Wie oft und wie bitter weint ein Kind! was für eine Verzweiflung beschleicht es bei einem grauen Regentag; wie endlos und hoffnungslos erscheinen ihm die Schul Sorgen und Schulplagen! Es hat zwar vernommen, aber es vermag es noch nicht mit dem Herzen zu glauben, daß das jemals aufhören werde; deshalb, weil es das Zeitmaß nicht hat; und es kann das Zeitmaß nicht haben, weil für das Kind der Lebensanfang in mythischer Vorvergangenheit, in einer Art privater Ewigkeit zurückliegt. Und nicht zu vergessen, das Kind erleidet niederschlagende Seelenzustände, von denen der Erwachsene gar nichts mehr weiß. Zum Beispiel die Langeweile, der tägliche Plagegeist des Kindes, das noch nichts aus sich selber herauszuschöpfen hat, alles von außen beziehen muß. Und dann die Furcht! die Angst! Furcht vor Tieren, in den ersten Lebensjahren sogar vor jedem unbekanntem Menschengesicht, Angst vor Gespenstern, Angst vor Einsamkeit oder Fremde, kurz Weltangst, Angst in den Träumen und leider sehr bald und fortan immer mehr Angst vor den Strafen. Ja, die Strafen! Wäre es auch nur darum, daß ein Kind, ein Bub oder ein Mädchen dem ewigen Ermahnen, dem Schelten, den drohenden Strafen im Elternhaus oder in der Schule unterworfen ist, daß es zittern muß, wenn es «seine Aufgabe nicht kann», so würde ich das Glück der Jugend bestreiten. Es ist denn doch in der Tat vom Schlimmsten, was einem Menschen widerfahren kann, daß er in die Lage versetzt wird, vor einem andern Menschen zittern zu müssen oder sich von ihm schelten zu lassen, ohne das Recht zu haben, ihm zu erwidern.

Kurz, ich bin der Ansicht: die Jugendzeit und vor allem das Kindesalter ist alles andere eher als ein beneidenswerter und glücklich zu preisender Zustand.

Und die Moral davon? Ja, muß denn jede Wahrheit einen Moralschweif haben? Ist denn die Wahrheit ein Angestellter des Erziehungsdepartementes? Übrigens wenn man durchaus will, so wüßte ich schon einen Moralschluß zu dem Gesagten: die Kinder öfters trösten, ihnen täglich zeigen und ihnen auch offen gestehen, daß man sie lieb hat, und sie weniger unaufhörlich erziehen, ermahnen, verbessern, tadeln, maßregeln und schelten.

Wir werden in der Jugend viel zu viel gescholten.

GUTARTIGE LEHRER

Vor wenigen Monaten ist ein Buch erschienen, betitelt «Alfred Graf: Schülerjahre. Erlebnisse und Urteile namhafter Zeitgenossen». Hunderte von mehr oder weniger namhaften Zeitgenossen haben darin ihr Urteil über Schule und Schullehrer ausgesprochen; dabei hat es sich herausgestellt, daß bei weitem die Mehrzahl, darunter fast sämtliche Künstler und Literaten, ihren Schuljahren ein durchaus feindseliges Andenken bewahrt haben. «Die unglücklichste Zeit meines Lebens» und ähnliche Bekenntnisse. Zu denen, die sich am allerschärfsten über die Schuljahre aussprachen, gehört auch der Verfasser dieser Zeilen. Sein kurzer und bündiger Spruch in dem genannten Buche lautet: «Ich habe bis zu meinem fünfzehnten Jahr die Schule verwünscht, nach meinem fünfzehnten Jahr die Schule verflucht.» Der Spruch ist deutlich, aber er ist nicht unmißverständlich. Man könnte daraus schließen, ich wäre besonders unglücklich gefahren, hätte ausnahmsweise harte Schuleinrichtungen mit unsympathischen, verständnislosen Lehrern erduldet; während ich mich im Gegenteil weitherziger Schulverhältnisse und durchschnittlich wohlmeinender und einsichtiger, ja sogar hervorragender Lehrer erfreute (so zum Beispiel Jacob Burckhardt, Wackernagel und so weiter!). Oder man könnte umgekehrt mutmaßen, ich wäre ungewöhnlich faul gewesen, es hätte mir der Lerneifer gefehlt. Auch das traf nicht zu; ich hätte eifriger gelernt als jeder andere, wenn man mich das gelehrt hätte, was ich zu wissen bedurfte.

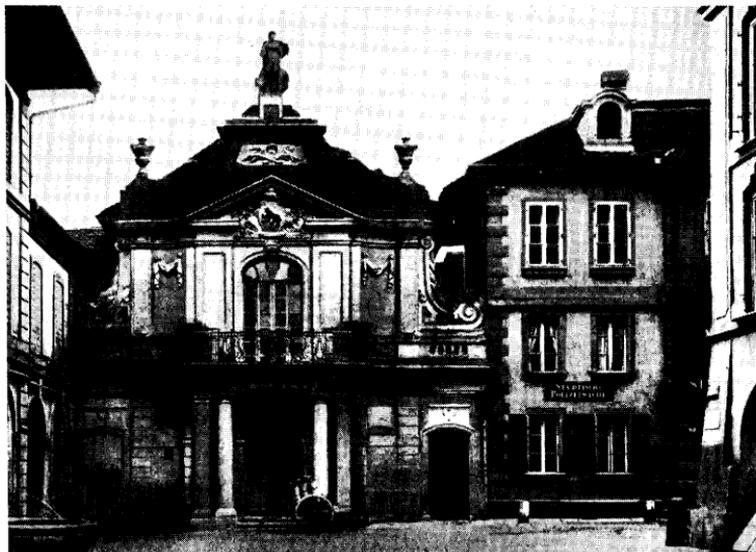
Warum und wieso nun ein von Hause aus nichts weniger als widerspenstiger und weder unbegabter noch gegen das Lernen verstockter Junge sogar unter ausnahmsweise günstigen Schul- und Lehrverhältnissen dazu gelangen konnte und gelangen mußte, die Schule mit innigstem, bitterstem Ingrimme zu hassen, sie

zu verwünschen und zu verfluchen, in solchem Maße, daß ich noch heute, vor die Wahl gestellt, die Schule oder das Gefängnis zu wählen, ohne Zaudern das Gefängnis vorziehen würde, das zu erklären wäre wohl der Mühe wert; vielleicht unterziehe ich mich auch einmal um der Sache willen dieser schwierigen und unangenehmen Aufgabe. Zunächst treibt mich eine dringendere Mahnung zur Feder: das Bedürfnis, dem unrichtigen Rückschluß vorzubeugen, den man aus meinen Worten gegen meine Lehrer ziehen könnte, und einigen meiner Lehrer, denen ich ein besonders herzliches Andenken weihe, meinen Dank nachzurufen.

‚Papa Wenger‘, ein frommer, kinderreicher Schulmonarch (einige meiner Kameraden behaupten, ‚Schultyrann‘), hatte in Bern eine Privatschule evangelischen Stils gegründet, im nämlichen Stil wie die spätere Lerberschule. Sie hieß im Volksmund die ‚fromme Schule‘ und galt zugleich als vornehme Schule, weil sie auf die ‚vornehme‘ Realschule vorbereitete. Sie stand im Gegensatz zur Fröbelschule, der ‚Heidenschule‘, ähnlich wie die Realschule im Gegensatze zur plebejischen Kantonsschule. Im engen, dunklen Durchgang zur Universität, zwischen der Polizeihauptwache und dem Museum, hatte sie sich eingerichtet. Das Schulsystem war patriarchalisch, mit unumschränkter Gewalt des Familienoberhauptes Papa Wenger und mit Beihilfe anderer Familienmitglieder. Neben dem Papa pädagogisierte seine Frau, stattlichen Gewichts und korpulenten Ansehens; diese erteilte, wenn ihr Mann verhindert war, Religionsstunden, und zwar resolut, half, wens nottat oder auch nicht nottat, schelten und verweisen und nahm, wenn einem der Kinder in der Schulstunde etwas Menschliches passierte, und das passierte oft, den Patienten in Pflege. Dann war ein Sohn da, ein schlanker, gewandter Turner, der, als ich in die Wengerschule kam (im Jahre 1851), eben von Berlin heimgekehrt war, endlich ein harmloser, unbedeutender Vetter, Christian Wenger, der als Deutschlehrer von Papa Wenger geduldet wurde: also vier Stück Wenger als Lehrer in

der Schule; da durfte sie gewiß mit Recht die Wengerschule heißen. Das Meiste und das Beste tat aber Papa Wenger selber. Hauptsache in der frommen Schule war neben Rechnen und Schreiben natürlich der Religionsunterricht. Vom himmlischen Jerusalem wurde viel gesprochen und gesungen, und neben dem Beten wurde kräftig gehauen; Papa Wenger hatte ewig einen Meerrohrstock zur Hand, den er erbarmungslos und methodisch applizierte, je nach dem Vergehen über die Handfläche oder, übers Knie, anderswohin.

Weder wegen des Betens noch wegen des Meerrohrs (das ich übrigens nie zu spüren bekam) bewahre ich dem Papa Wenger ein gutes Angedenken, sondern wegen der Allotria: des Gesangsunterrichts und wegen der Schulspaziergänge. Papa Wenger, mit der Geige dirigierend, ließ viel singen und hübsche Lieder singen; daneben erhielten wir von ihm noch besondere Stunden in der Theorie der Musik: Vorzeichen, Schlüssel, Intervalle und so weiter, was einem später zugute kam. Durch das Singen kam trotz aller Strenge ein Geist des Frohsinns in die Schule; auch waren unter den Liedern einige wenige, die einem geradezu einen Kunstgenuß boten. Vor allem die österreichische Nationalhymne, mit angepaßtem Text «Heimat, Heimat über alles». Daß dieses Lied von einem großen Komponisten stammte, verriet er uns nicht, wußte er wohl selber nicht; die Herzensgüte und Größe Haydns wirkte aber auch anonym so stark, daß es uns Kindern immer als ein besonderer Schmaus mundete, wenn wir dieses Lied singen durften. Dann war noch ein zweiter Liebling von mir im Gesangbüchlein, auf den ich mich freute. Darin kamen die Worte vor: «himmelblaue Enzianen», und über diese Worte hatte der liebe Komponist, dessen Namen ich zwar leider nicht kenne, den ich aber oft mit dem Herzen dankbar dafür gesegnet habe, die erste und die zweite Stimme in Gegenbewegung gesetzt (die erste c, hierauf f, endlich d, während die zweite c, hierauf h, endlich d gleichzeitig sang, so daß h und f zusammenklangen); dieses



Spitteler's erste Schule

Die Wengerschule neben dem alten Historischen Museum in Bern

musikalische Phänomen der Gegenbewegung, mir gänzlich neu (ich war sechsjährig), entzückte mich, als ob man mir plötzlich den blauen Himmel öffnete. Für solche Genüsse weiß ich dem Papa Wenger Dank.

Und dann die Schulspaziergänge! Nicht bloß einmal oder zwei- oder dreimal im Sommer, sondern oft, und meistens unerwartet, als Überraschung; man kam morgens verdrossen zur Schule, und plötzlich, o Wonne! hieß es: Es geht auf den Gurten, oder nach dem Zehendermätteli! Ah, an solchen Tagen wird man mit der Schule versöhnt! An solchen Tagen lernt man seine Lehrer lieben! Und später, auf dem Gymnasium, wo die Schulspaziergänge selten wurden, und auf dem Obergymnasium, wo sie gänzlich aufhörten, habe ich mich oft traurig gefragt: Warum denn nicht? Warum die Schulspaziergänge nur für die Kleinen und nicht auch für die Großen? Es ist noch jetzt meine Meinung: man kann die Kinder, und zwar die großen nicht minder als die kleinen, nicht oft genug spazieren führen; der Gewinn der Freundschaft zwischen Lehrern und Schülern wiegt den kleinen Ausfall an nichtsnutzigem Lehrstoff tausendfach auf. Die Schulspaziergänge sind ja das einzige echte herzliche Vergnügen, das die Schule den Kindern spenden kann, das übrige ist eitel nützliche Plagerei; wie soll ich aber eine Institution lieb gewinnen, die mir jahraus, jahrein nur Plage und niemals ein Vergnügen bereitet?

Ich glaube, er hieß Senn, unser Zeichenlehrer an der Berner Realschule Anno 1856; sicher weiß ich seinen Übernamen, den ihm seine dicke kleine Gestalt eintrug: «Mockli». Dieser Mockli, obschon in der Kunstgeschichte meines Wissens unbekannt, war erstens selber ein ganz vorzüglicher Zeichner; ich sehe ihn noch, wie er einen Eichbaum mit einem weichen Bleistift Nummer eins wundervoll hervorzauberte, zu seinem eigenen Vergnügen, während der Zeichenstunde; und wie wir Buben in den Pausen bewundernd dem prächtigen Zauberschaffen zuschauten. Er war aber auch ein außerordentlich tüchtiger Lehrer, nach welchem

meine Sehnsucht lange Jahre zurückschaute; beiläufig gesagt, der einzige aller meiner Lehrer, der einen wirklich etwas Erkleckliches und Wichtiges lehrte, etwas, was man lernen mochte und was einen förderte. Ah, die herrlichen Offenbarungen, wie Schatten und Licht sich auf einer Kugel verteilen, wie Licht von der unsichtbaren Rückseite her erscheint und die Grenzlinien mildert! Die seligen Anweisungen, wie man einen Bleistift richtig spitzt und so ganz anders einen Kreidestift! Wie man so verschieden mit Kohle, Kreide und Bleistift schattiert und so weiter. Hätte ich diesen segensreichen Mockli länger genossen als andert-halb Jahre, so wäre jedenfalls ein Zeichner oder Maler aus mir geworden. Leider kam ich dann zum Zeichenlehrer am Basler Untergymnasium, den ich mit allem Bedacht einen schlechten Lehrer nennen muß; denn wer es zustande bringt, daß ein Junge, der sehnsüchtig nach Unterweisung im Zeichnen seufzt, die Zeichenstunden haßt und unter der Zeichenvorlage heimlich eigenmächtige Privatzeichnungen ausführt, der ist fürwahr ein schlechter Lehrer. Jener Mockli nun hatte neben andern guten Eigenschaften noch die seltenste von allen, jene, um deren willen ich ihn noch einmal mit Dank segne: die Fröhlichkeit. «Was soll das heißen», rief er, «beim Zeichnen stumm und dumm dasitzen! Zeichnen ist keine mürrische Angelegenheit, Zeichnen ist ein Glück und eine Freude. Darum auf! Laßt uns singen!» Und wirklich sangen wir regelmäßig in der Zeichenstunde, und er sang mit. Dann ließ er die kleinen Schüler vor den großen Modell stehen; jeden, der nachsitzen mußte, pflückte er für die Zeichenstunde und stellte ihn auf ein Podium, dem Delinquenten zum Spaß und den andern zum Frohsinn. Ich weiß nicht, was die gegenwärtige Pädagogik für ein Gesicht zu dem Mocklisystem macht, aber das weiß ich: wir lernten dabei zeichnen, und, was auch nichts schadet, wir waren glücklich ob dem Lernen. Ich hielt den Versuch für durchaus nicht frivol, es dem Mockli nachzumachen und die Kinder beim Zeichenunterricht lachen und singen zu lassen.

«DARF ICH ZUM CHRISTEN?»

Es sind nun gerade sechzig Jahre her—wir besuchten zusammen die Wengerschule in Bern—, daß ich mit Gottlieb Christen, den wir leider jetzt als einen Hingeschiedenen betrauern müssen, Bekanntschaft und allmählich Freundschaft schloß; eine innige Freundschaft mit gegenseitigem Bevorzugungscharakter, so daß unsere Zusammengehörigkeit wie etwas Selbstverständliches betrachtet wurde. Sie hat denn auch die ganze Zeit, da ich in Bern wohnte, bis Ende 1856, treulich fortgedauert, ist nie aus unsern Herzen verschwunden und hat das ganze Leben hindurch, so selten auch später unsere Begegnungen stattfanden, ein unmittelbares, durch gemeinsame Erinnerungen verklärtes Gemütsverhältnis gezeigt.

Was mich zu ihm besonders hinzog, war seine Gutmütigkeit, Freundlichkeit und Anhänglichkeit. Ich glaube nicht, daß wir uns ein einziges Mal während der sechs Jahre unserer Freundschaft gezankt haben, was bei gesunden, kräftigen Schulbuben viel sagen will. Sonst waren die Fäuste immer kampfbereit. Die Freundlichkeit war bei ihm ein Familienerbteil. Auch wenn man zu Gottliebs Vater im Eisenladen vorsprach, etwa um einen Auftrag an den Gottlieb zu übergeben, blickte einen ein wohlwollendes, treuherziges Gesicht an; man durfte die vielen Sehenswürdigkeiten seines Ladens anstaunen, er zeigte einem das wunderbare Erdbebeninstrument, das durch magnetische Künste die Erdererschütterungen voraussagte wie ein alttestamentlicher Prophet, und dergleichen. Ich habe das liebe, gutmütige, behäbige Berndeutsch des alten Christen noch in den Ohren.

Und dann war noch etwas, was im Kindergemüt auch eine Rolle spielt: die abenteuerliche, märchenhafte Behausung, in

welcher Gottlieb wohnte, eine Szenerie, wo man bei den Besuchen immer etwas zu spielen und zu entdecken fand. Die Langeweile, der Fluch des Kindesalters, kam dort nicht auf. Er wohnte in der Matte, im Marzili. Dort war ein Platz, neben der Aare, mit Kornhäusern oder Mehlhäusern oder Mühlen oder so etwas umstellt, und auf einer Seite stand ein himmelhohes Haus, ein wahrer Wolkenkratzer (nach meinen Kinderdimensionen gemessen); hoch oben in diesem Hause wohnte der Gottlieb Christen. Neben der Wohnung war ein Läubchen oder eine Terrasse, wo einem Gottliebs Mutter Konfitüre zum besten gab. Nach der Konfitüre aber begab man sich hurtig auf den Platz hinunter, um Entdeckungsreisen bei den Speichern und Mehlsäcken auszuführen. Der Verkehr auf dem Platz war nicht bedrohlich; man tummelte sich dort frei von Gefahr wie auf einem Privatraum herum. Nur die Brücke, die von dort auf eine Insel führte, wurde uns strenge verboten zu betreten; beim ersten Schritt auf die Brücke wurden wir weggejagt.

Mein Gemüt sagt mir, daß wir, mein Bruder und ich, viel Schönes und Liebes in jenem Haus erlebten; auch weiß ich gar wohl, wie jedesmal, wenn wir uns zu Hause langweilten—Kinder langweilten sich ja immer, wenn sie nicht mit Kameraden spielen können—, wir das Gebettel anstimmten: «Dürfen wir zum Christen?» Der Bitte wurde auch immer entsprochen, und der lange Weg vom Zimmerplatz bei der Linde bis zur Matte dünkte uns nicht zu weit, um in das Haus Christen zu gelangen, wo man so viele Abenteuer, so gute Konfitüren und niemals ein schmälendes Wort zu erleben bekam. Freilich, wenn ich nun die vergnüglichen Erlebnisse im einzelnen erzählen wollte, so käme ich in Gedächtnisverlegenheit. Nur zwei Szenen schweben mir so deutlich vor Augen, als hätte ich sie gestern erlebt: Die wundervolle ‚Laterne-maschike‘ (Lanterne magique), die uns Gottliebs Mama einmal genießen ließ, mit der bangen Besorgnis, wir würden uns vor den gespenstigen Bildern fürchten (warum nicht gar, wir waren tap-



Carl Spitteler als Kadett

1856

fer!). Zweitens das wunderbare Bilderbuch, das mir der Gottlieb einmal zeigte, als er krank zu Bette lag. Männer und Frauen im Hemde oder sogar ohne Hemd (klassische Kunstblätter)! Das seien Griechen, belehrte mich Gottlieb auf mein verblüfftes Gesicht; in dieser Tracht sei man vor zweitausend Jahren in Griechenland umhergelaufen, und das hätte man damals für schön gehalten. «Ah, du bist also auch ein Grieche!» rief ich, als er beim Abschied mich im Hemd an die Tür begleitete.

Dummes, kindisches Zeug, nicht wahr? Aber gibt es denn auf Erden viele Dinge, die dem Herzen besser schmecken als das dumme, kindische Zeug von dazumal? Aber heute kann ich leider nicht sagen: «Darf ich zum Christen?» Er ist weit weg, der liebe, gute Gottlieb. Ja, wenn mans vorausgewußt, wenn man daran gedacht hätte! Dann hätte man wohl den Weg nach Bern zum Christen öfters gefunden! Allein, wem geht es anders? Mag das Alter noch so mahnen, man glaubt es doch nicht, und jeder Todesfall eines Freundes schreckt in die Trauer zugleich einen Vorwurf.

AUS DEN BASLER SCHULJAHREN

1857-1863

TROMMELFREUDEN

Es begab sich eines Herbsttages, daß ich mich klipp und klar weigerte, mit der hölzernen Trommel, die ich den Sommer über vor dem Steinentor auf dem Bruderholz spazieren geführt, ferner auf der Straße zu erscheinen. Der Anblick dieses Instrumentes war nämlich als eine Beleidigung Basels aufgenommen und ich selber mit Hohn und Drohungen empfangen worden, wo ich mich zeigte. Es mußte also eine metallene Trommel her, oder ich verzichte hinfort in alle Zukunft auf die Musik. Ein ähnliches Zurückweichen vor dem Allgemeinurteil ist mir in der Folge selten mehr begegnet, doch damals war ich eben ein Schulbub, und nirgends herrscht ja die öffentliche Meinung tyrannischer als in den Schulklassen.

Gut, der hölzerne Kübel, die Ursache so mancher Tränen, verschwand, und unter dem Weihnachtsbaum glänzte der ersehnte funkelnde Trommelkessel. Nun gelte es aber auch, sich des Geschenkes würdig zu zeigen, hieß es; von fernerm dilettantischem Poltern könne jetzt nicht mehr die Rede sein, sondern man müsse die Kunst systematisch angreifen, mit Fleiß und Regel, kurz mit einem ordentlichen Trommelkursus. Erkundigungen ergaben, daß zur Zeit unbestritten der erste Trommellehrer Basels ein Veteran namens Trutzig sei. Der wohnte in der Äschenvorstadt, in einem Winkelchen neben dem Sternengäßchen; seine Wohnung bestand aus einem einzigen engen Schlafstübchen zu ebener Erde, nach der Straße. Außerdem hatte er noch im Hofe eine Glasgalerie zu seiner Benutzung. Bei Trutzig anzukommen, war indessen selbst gegen gute Bezahlung nicht leicht, denn er hatte seine freie Zeit mit Schülern überfüllt. Item, es gelang; ich wurde von dem Meister angenommen, und es lag nunmehr bloß an mir,

ein Virtuos zu werden. Die ersten Lektionen waren Privatissima. Vor allem wurde mein Instrument geprüft und ziemlich abfällig beurteilt; es war zu klein, zu wenig individuell und vor allem zu neu. Eine gute Trommel müsse eingespielt sein wie eine gute Violine. Die Schlegel wieder seien zu klobig, die Beeren zu rund. Nun, für den Anfang könne es zur Not genügen, später, bei allfällig erworbener Meisterschaft, werde sich auch eine würdige Waffe finden lassen. Dann ging es an die Belehrung über das Aufziehen des Instrumentes. Wie fest man die Saiten schrauben müsse, auf welche Weise die Strippen anzuziehen seien, damit das Trommelfell elastisch gespannt werde, nicht zu hart und auch nicht zu matsch. Um gleichmäßige Spannung an allen Orten zu erzielen, galt es, je einen Doppelstrick zu überspringen, die übersprungenen später nachzuspannen und überhaupt wiederholt nachzuhelfen. Jetzt kam die Haltung der Schlegel, der Hände und der Arme an die Reihe, wie beim Klavierspiel. Es wurde die Wichtigkeit der linken Hand auseinandergesetzt, welcher die Führerrolle beim Trommelspiel zufalle, und eine kurze Theorie der Elastizität entwickelt; die krampfenden Finger löste der Lehrer in erschreckender Weise einen um den andern, so daß der Schlegel aus der offenen Hand glitt und auf den Boden purzelte. So, das wäre das Richtige, nur müsse man selbstverständlich die Schlegel in der Hand behalten. Endlich kam die ersehnte Erlaubnis, den ersten Bum zu verüben, natürlich nur mit dem einen Schlegel; denn beide Schlegel zugleich, das ist schon eine höhere Stufe. Halt, der Schlag war nicht richtig; der Schlegel muß nach dem Schlag von selbst in die Luft zurückfliegen, sonst erhält man niemals einen schönen weichen Anschlag. Also noch einmal. Halt, wiederum falsch. Und so weiter, eine Viertelstunde lang, erst mit der linken, dann mit der rechten Hand. «Genug und übergenuß für die erste Stunde; übe jetzt das tüchtig zu Hause und präge dir alles ein, was ich dir gesagt habe; in der zweiten Stunde, wenn es gut geht, können wir vielleicht versuchen, zwei

Schläge hintereinander auszuführen.» Die zweite Stunde kam mit ihren zwei Schlägen, hernach die dritte mit den ersten schüchternen Versuchen, das Spiel der linken Hand mit demjenigen der rechten zu kombinieren, endlich der ebenso berühmte wie gefürchtete Wirbel, das «Papa-Mama», wie es der Trommler nennt und das man die Rekruten stundenlang hinter den Weidenbüschen üben hört, während das Bataillon auf der Allmend exerziert. Erst getrennter Wirbel in langsamstem Tempo, hernach etwas schneller, aber bei der geringsten Pfuscherei sofort zurück ins Larghissimo. Der Wirbel sei für den Trommler, was die Tonleiter für den Klavierspieler; man müsse ihn täglich üben, und niemand lerne ihn jemals völlig aus. Allmählich verbanden sich damit die einfachsten Elemente des rhythmischen Spieles, die verschiedenen ‚Streiche‘, später die Figuren und Motive. Unter den Streichen hatte Trutzig einen besondern Liebling, den er zu einer Virtuosität ausgebildet hatte, in welcher ihm niemand nachkam: den Schlepptreich. Der bestand in einem unmerklichen Nachschlagen des rechten Schlegels, wodurch erstaunliche musikalische Wirkungen erreicht wurden. Zwei Wochen mochten auf diese Weise mit vorbereitenden Übungen vergangen sein, ehe ich den ersten Marsch vornehmen durfte. Der wurde aber auch mit wichtigen Belehrungen eingeleitet. Vor allem müsse man sich vor dem bösen Beispiel hüten, nämlich vor der abscheulichen Pfuscherei des militärischen Dilettantismus, welcher eine Zusammensetzung aller nur möglichen Greuel und Fehler sei. Ein Trommler, der auf sich hält, spielt immer *Andante grave*; der verdammungswürdige Eilschritt eines marschierenden Bataillons genügt für sich allein, um einen Trommler gründlich zu verpfuschen. Und dann ums Himmels willen die Endsilben des musikalischen Satzes deutlich hervorzuheben, woran man am sichersten einen Trommler von Talent und guter Erziehung von einem militärischen Stümper unterscheide. Endlich: die halbbetonten Werte nicht flüchtig hinwerfen, den rollenden r jederzeit ihre

unverkürzte Länge gönnen und den Akzent nicht über die Gebühr markieren, wie wenn ein Deutscher französisch spricht, sondern alles, was man zu sagen hat, hübsch, ruhig und deutlich ausprechen. In der Tat ist mir der Abscheu vor den gerügten Fehlern dermaßen ins Blut übergegangen, daß ich heute noch vor Ingrimms über die Pfuscher aufjucke, wenn ein Bataillon unter meinen Fenstern vorübertrömmelt.

Das war der private peinliche Vorunterricht, nach welchem das kurzweiligere Zusammenspiel an die Reihe kam. Paarweise oder auch in kleinen Gruppen wurden wir in die Glasgalerie hinauf zur Übung geschickt, während der Meister selbst unten im Schlafzimmer einen neuen Anfänger nachholte. Neben der Glasgalerie wohnte aber ein Brotbäcker, dessen Gesellen einen Nachmittagschlaf zum Ersatz für die fehlende Nachtruhe abzuhalten gedachten; da setzte es denn zuweilen einen harten Strauß mit den Bäckern ab, bei welchem übrigens die öffentliche Meinung auf unserer Seite war.

Je näher die Fastnacht heranrückte, desto mehr konzentrierten sich die Schüler zu Gesamtautmärschen im Schlafstübchen unter des Meisters eigener Leitung. Schließlich standen wir in zwei dichten Reihen vor dem Bett Front gegen Front und vollführten einen Höllenspektakel; Trutzig hatte seine Riesentrommel auf einem Strohstühlchen in der Mitte aufgepflanzt, und wenn die Sache gut lief, gewährte er uns die Gunst, mitzutrommeln, unbeschadet seiner scharfen Direktion und Aufsicht. Das Entzücken hätte man sehen sollen, wenn er die Schlegel ergriff und eigenhändig mithalf, wohl gar in den Pausen künstliche Verzierungen im Schlepstreich phantasierte! Es war eine wundersame Trommel von weicher sonorer Stimme, die jede andere Trommel über-tönte und zugleich die verschiedenen Instrumente wohlthuend vereinigte. Sie war dermaßen abgespielt, daß das Fell ganz braun und schwarz aussah, überdies pelzig anzufühlen, denn wir erhielten zuweilen die Erlaubnis, sie anzurühren, mit der flachen

Hand darüberzustreichen und wohl gar, wenn wir unsere Sache ausgezeichnet gemacht hatten, ein paar Schläge darauf auszuführen. Er selbst liebte jedesmal das geliebte Instrument, indem er es abstäubte wie der Trinker die bestäubte Weinflasche. Während des Spieles beugte er sein runzliges, zahn- und augenloses Gesicht, welches nur mehr aus Falten bestand, immer tiefer auf die Trommel, um den geliebten Ton in der Nähe mit dem Ohr einzuschlüpfen. An der Generalrepetition am Samstag vor Fastnacht durften wir Pfeifer zuziehen, welche weiß Gott wo in dem Stübchen Platz fanden und ihr Gequieke in das Gepolter mengten. Und zum Abschied gab uns der Meister ein Konzert zum besten, die ‚Tagwacht‘, aus lauter Wirbeln mit Schlepptreichen zusammengesetzt, Solo und Orchester, mit knatternden, prasselnden Akzenten, daß einem vor Bewunderung der Atem verging.

So bereitet man sich in Basel auf die Fastnacht vor. Für Humor ist da wenig Platz, es ist den Leuten gründlicher, musikalischer Ernst mit der Trommelei. Man kontrolliere nur einmal die Zuhörer im Innern der Häuser. Herren und Damen sitzen um den Kaffee und um die Fastnachtsküchli. Man ist schon blasiert, man hat die verschiedenen Züge schon wiederholt gesehen und läßt draußen pfeifen, trommeln und trompeten, wer und was da mag. Plötzlich heißt es: «Wer ist das?», und sämtliche Herren eilen ans Fenster. Es sind vielleicht nur vier Mann in blauen Blusen mit roten Nasen. Aber sie trommeln, daß dem Kenner das Herz aufgeht und daß er unwillkürlich begehrt, die Personalien der Meister zu erfahren. Auch bei den Kadettenmanövern sieht man nicht selten einen bejahrten Kaufmann oder Bankier andächtig den Trommelübungen zuhören, den besten Trommler auszeichnen und ihn um eine Separatvorstellung der ‚Tagwacht‘ bitten.

Nicht nur Virtuosität, sondern eine Art tiefern Ausdruckes, ich möchte sagen Lyrik, wird im Trommelspiel erstrebt. Der Schulknabe jedenfalls empfindet diese primitive, aber keineswegs

leichte Musik als Poesie. Ich erinnere mich gar wohl noch eines schönen Frühlingsferientages im April, da ich in meiner Eigenschaft als Kadetten-Tambourmajor im Zeughause um eine ausgesuchte Ferientrommel vorsprach, diese mit gewohnter baslerischer Liberalität zugesprochen erhielt und nun glücklich eine Tagereise in die blühende Mailandschaft unternahm, durch Wälder und Auen, allezeit auf der Trommel phantasierend und dabei der heimlich Geliebten gedenkend. In Rheinfeldern auf der Brücke, an der Kantonsgrenze, knurrte mich der Zollwächter an: «Wohin mit der Trumbe?» An dieser verständnislosen Frage merkte man, daß es hier in barbarische Länder überging, und der Frager wurde mit geziemender Verachtung abgefertigt. Das waren meine ersten lyrischen Ergüsse: auf der Trommel in den Frühlingswäldern. Als Muster zur Nachahmung möchte ich nicht preisen, auch nicht die Trommel als ebenbürtige Spezialwaffe der Dichtkunst neben die Leier stellen. Ob aber solche geräuschvollen Torheiten nicht harmloser und gesunder und ersprißlicher seien als die vorzeitige Reimerei, diese Frage getraue ich mir wohl aufzuwerfen.

ÜBER ZEICHENUNTERRICHT

Auch wir haben einst unter unsern Schulkameraden edle malarische Keime beobachtet, auch wir haben mitansehen müssen, wie dieselben mit allen Lehrkünsten gewaltsam unterdrückt wurden, wie sie in der Zeichenschule nicht allein nichts lernten, sondern noch obendrein alle Lust und alles Vertrauen zu sich und zu dem Lehrer verloren. Die Talentvollsten nahmen in der Zeichenstunde ein Blatt unter das Reißbrett und zeichneten im geheimen darauf, mit großer Angst, dabei entdeckt zu werden. Wehe jenem, der ertappt wurde: gerade der Zeichner aus Herzenslust stand bei dem Zeichenlehrer in der tiefsten Ungnade. Wer gab dem armen jungen Talente einen Rat, wer lieb ihm Hülfe? Es kam vor, daß Knaben sich gegenseitig oder bei ihren Eltern und Tanten darüber erkundigten, ob die Lokalfarbe durch den Bleistift angedeutet werden müsse oder ob man sich ganz allein an Licht und Schatten zu halten habe. Jahrelang grübelten einzelne über solche natürliche und berechtigte Fragen umsonst. Keinem wäre es je eingefallen, beim Zeichenlehrer Rat zu holen. Wozu auch? Um sich schelten zu lassen? Es wäre ihm gegangen wie dem angehenden Poeten, der, die Seele voll leuchtender Bilder und voll der schönsten unersetzlichen Jugendkraft, auf einer Bibliothek nach Schiller fragte und dafür von dem wachehaltenden Professor angegrunzt wurde: «Lernen Sie lieber eine Rede von Cicero auswendig!» O Jugend, wie wirst du von Pedanten verraten! Und da wundert man sich, wenn fertige Künstler, nachdem sie mit tausend Nöten ihr Heiligtum aus den Knöchelfingern der Pädagogen gerettet, zeitlebens für alles Schul- und Gymnasialwesen eine kräftige Verwünschung und eine glühende Feindschaft bereit haben.

Wie ging es ehemals in der Zeichenschule zu? Mit Parabeln, Quadraten und Parallelepipedonten wurde der junge Knabe empfangen, welcher, das Auge voll der herrlichsten Naturbilder, auf die Zeichenbank gepflanzt wurde. Rechtlinigkeit, die manche große Meister zeitlebens nicht erreichen, ohne darum an Wert zu verlieren, galt für das erste Ziel. Ein Glück, wenn ein Mut und eine Lust nicht schon daran zugrunde gingen. Dann rückte man an die Ornamente. Jahrelang wurde da herumgeschnörkelt mit Säbellinien und baumstarken parallelen Schattenstrichen in den Vertiefungen. Etwa vier, wenns hoch kam, sechs Ornamente, die einen auf blauem, die andern auf braunem Papier, diese mit Bleistift, jene mit Kreide gesägt, kamen jährlich zustande, zur Eitelkeit der Eltern, zur Prahlerei des Examens und zur bitteren Reue des talentvollen Knaben, der mittlerweile Hunderte von Heften führerlos und ratverlassen aus unverilglicher Malerlust zu Hause beschmiert hatte. Das Examen, diese Heuchelei der Schule, war überhaupt das oberste Ziel, wie für alles, so für das Zeichnen. Wenn nur die Wände am Ende des Jahres mit gebürsteten, mühseligen Klaubereien vollhingen, dann war alles in Ordnung. «Willst du Landschaften oder Figuren zeichnen?» wurden die Ersten der Zeichenklasse gefragt. Wer die Landschaft wählte, der bekam einen Strauch zu zeichnen, der ihn ungefähr drei Monate mit seinen Ästen gefangen nahm; dann kam ein zweiter Strauch an die Reihe, endlich vielleicht ein Baum. Jede angenommene Vorlage bedeutete einen vierteljährlichen Kontrakt, das heißt für ein Kind ein Lebensalter; und zwar konnte man den Kontrakt natürlich nicht kündigen. Wem das Gehölz nach zwei Monaten zu verleiden begann, der mußte gleichwohl weiter mit der Kreide darin herumkriechen, bis das schwarze Schaf, denn danach sah es nach hundert Verbesserungen meistens aus, endlich examenfähig dastand. Nach einem halben Dutzend solcher Schafe war auch die Schule aus, und der Knabe wurde als mittelmäßig begabt entlassen. Wer sich an die Figuren getraute, was als ein gro-

ßes Wagnis geschildert wurde, dem rückte man einen Gipskopf vor, vorausgesetzt, daß er nicht erst eine Anzahl großer Zehen und Ohren konterfeien mußte. Doch genug davon, das Seufzen beginnt sich bei dem Schreiber dieser Zeilen bedenklich in Knurren zu verwandeln.

WILHELM WACKERNAGEL,
DER GROSSE LEHRER

Als ich die Einladung erhielt, zum Gedächtnis meines lieben, verehrten Lehrers Wackernagel einige Worte beizutragen, war mir zumute, wie wenn man mir ein Türchen meines Herzens öffnete, damit der dort auf Aussprache wartende Dank und Segen herausspringe. Ist doch Wackernagel der einzige Lehrer gewesen, von welchem ich einen erzieherischen Einfluß erhielt, der einzige, für welchen ich die Dankspflicht, die ich andern ebenfalls schulde, im warmen Herzen auch lebendig spüre. Allein mit Gefühlen, wie lebhaft sie schon seien, ist der Einsicht in den Wert der Wackernagelschen Erziehungstätigkeit nicht gedient. Seien wir daher verständlich, und suchen wir uns verständlich auszudrücken.

Ein großer Lehrer war Wackernagel, so groß, daß sein Beispiel verdient, als Muster für jeden Lehrer aufgestellt zu werden. Die Wahrheit dieses Satzes ist durch die Tatsache bewiesen, daß von diesem einen Manne Jahr für Jahr mehr Wirkung auf die Schüler überging als von sämtlichen übrigen Lehrern zusammengenommen; daß eine knappe Anerkennung aus seinem redarmen Munde mehr galt als alle Auszeichnungen der Schule, daß eine gute Note, von ihm erteilt, für ein Talentezeugnis erachtet wurde, daß auch der widerwilligste, schulfeindlichste Schüler ihn liebte und verehrte, daß ein stillschweigendes, von sämtlichen befolgtes Übereinkommen herrschte, diesem Lehrer niemals einen Possen zu spielen, niemals eine Ungebührlichkeit zu bieten. Und das Geheimnis dieser Wirkung?

Die Wirkung beruhte nicht auf dem Unterricht, also in der Unterweisung in der deutschen Sprache und Poesie. Was die

Sprache betrifft, so verwehrte schon die kärglich zugemessene Stundenzahl, zwei oder drei Stunden in der Woche, einen tieferen Eindruck des Gebotenen; einen Monat lang die Vorsilben ge und be, einen Monat lang die Endsilbe heit oder tum: man vermochte bei dem abgestückelten, durch Jahre sich hinziehenden Vortrag der deutschen Grammatik gar nicht ein System oder auch nur den Zusammenhang zu übersehen (ich spreche vom Obergymnasium, dem sogenannten Pädagogium, nicht von der Universität). Auch hatte Wackernagels trocken sachliche Lehrweise nichts Begeisterndes; höchstens davon erhielten wir Schüler aus seinem sprachlichen Unterricht eine entfernte Ahnung, daß auch die deutsche Sprache der Achtung und Aufmerksamkeit wert wäre. Die Einführung aber in die Werke der klassischen deutschen Dichter, womit andere Deutschlehrer die Schüler hinreißen, war bei Wackernagel gleich Null. Es wurde niemals irgendein klassisches Dichtwerk in seinen Lehrstunden gelesen, ja ich erinnere mich nicht, die Namen Lessing, Goethe und Schiller von ihm anders als beiläufig, anlaßweise aussprechen gehört zu haben; vielmehr verleitete ihn seine Frömmigkeit zur Bevorzugung religiöser Dichter dritten und vierten Ranges. Die Wirkung beruhte auch nicht auf gedankentiefen gelegentlichen Aussprüchen (im Zusammenhang lehrte der wortkarge Wackernagel nie), denn Wackernagel war weder als Denker noch als Ästhetiker von hervorragender Bedeutung. Und dennoch diese fabelhafte, geradezu unglaubliche Wirkung auf die Schüler! Worauf beruhte diese nun? Einzig und allein auf der magischen Macht seiner Persönlichkeit. Und diese magische Macht bezog er vor allem aus seiner Güte und Wärme. Wie ein geheizter Ofen einen frierenden Hund, so zog dieser gute große Mensch die Jugend an, die arme, verscholtene, verpädagogisierte, ewig gemäßregelte Jugend, die zu beneiden man sich das Wort gegeben hat und die doch von allen Menschenklassen die erbarmungswürdigste ist, da sie noch nicht einmal so viel Boden auf Erden gewonnen hat, um auch nur von ihrer Daseins-

berechtigung völlig überzeugt zu sein; die sucht sie ja erst noch in der Zukunft.

Doch Güte und Wärme vermochten es nicht allein; es gibt ja gute, liebevolle Lehrer, denen die ruchlose Bubenschaft auf dem Kopfe tanzt; es kommen ehrfurchtgebietende Charaktereigenschaften hinzu. Zunächst seine reine, unbestechliche Gerechtigkeit und Unparteilichkeit, Tugenden, die der Schüler zuerst vom Lehrer fordert und die er am höchsten schätzt. Bei Wackernagel gab es keine Voreingenommenheit gegen einen Buben, keine Ansteckung durch das Urteil der andern Lehrer; bei ihm konnten die Ersten die Letzten und die Letzten die Ersten sein; und das war denn auch tatsächlich vielfach der Fall.

Dann etwas im Charakter, im Auftreten, das unmittelbar Ehrerbietung einflößte; eine Miene, ein Wörtlein von ihm wirkte wie ein Ereignis, selbst bei solchen, welche die polterndsten Strafpredigten eines ganzen Lehrerkollegiums mit Hohn und Verachtung über sich ergehen ließen. Strafen gab es in dem großherzigen, milden Basler Pädagogium überhaupt keine; aber Wackernagel brauchte auch nicht einmal zu schelten; ein Wörtlein Tadel aus seinem Munde schmerzte schon gewaltig, indem sein Tadel beschämte, ja entwertete.

Das war der Quell seiner Wirkung: seine ehrfurchtgebietende und liebebeezeugende, weil liebespendende Persönlichkeit. Das Mittel der Wirkung wieder war der deutsche Aufsatz und nur er. Auch hier übrigens keinerlei Unterricht; keine Belehrung über Stilgesetze, keine Einführung in den Inhalt des Themas, nichts; nur das Thema, jetzt schreib. Daß das der Gipfel der Pädagogik wäre, die Schüler ohne jede Anleitung schreiben zu lassen, würde man wohl auch theoretisch nicht zugeben. Und dennoch hat Wackernagel mit diesem System geradezu Wunder gewirkt; Hunderte hat er aus Stilstümpfern zu anständigen Schreibern erzogen, Dutzende von Individualitäten und Talenten geradezu geweckt. Wie ging nun das wieder zu?



Wilhelm Wackernagel, «der große Lehrer»

1806–1869

Erstens war es der Ehrgeiz jedes Schülers, unter dem deutschen Aufsatz eine gute Zensur zu lesen; man mochte im Griechischen, in der Mathematik oder wo immer mit Achselzucken die schlimmste Note hinnehmen, nur von Wackernagel wollte man das heiß ersehnte «sehr gut» unter dem Aufsatz haben. Also: man strengte alle seine Kräfte an. Zweitens flöbte Wackernagels Aufsatzkritik Mut ein, löste hiemit die Eigenart eines jeden, indem sie die Furcht und die Bedenken beseitigte. Das geschah folgendermaßen: Jedem Aufsatz, wie er auch wäre, war von vornherein Tadellosigkeit hinsichtlich des Inhalts zugesichert; der Inhalt wurde bloß durch die stumme schriftliche Zensur, nicht vor der Klasse beurteilt. Man war also frei, zu schreiben, was man wollte, und durfte hierin unglaublich weit gehen, bis zur Keckheit; was denn auch häufig geschah, nicht zum Vorteil der Bescheidenheit, doch zum Nutzen der Eigenart. Also was man schrieb, kam gar nicht zur Sprache, nur um das Wie in stilistischer und grammatischer Hinsicht, und zwar jeweilen nur um den einen herausgerissenen, fehlerhaften Satz handelte es sich bei der Aufsatzkritik. Diese grammatikalische Kritik wieder war ein Meisterstück des Zartgefühls. Wackernagel schonte einerseits den Verfasser des Aufsatzes, dessen Verstöße zu rügen waren, indem er nie den Verfasser nannte, so daß der Fehlende allein wußte, wer den Fehler begangen hatte,—eine Maßregel von allerhöchster Bedeutung, denn so wurde der Fehlende der grausamsten Schulstrafe: des Hohnes seiner Kameraden enthoben; andererseits ließ er den anonymen Fehler durch die ganze Klasse korrigieren («Wer kann korrigieren?»), so daß durch die Richtertätigkeit das Stilgefühl und das Selbstgefühl der Klasse erhöht wurde. Überall im Aufsatz das Ziel, den Schüler Mut, Freiheit und Individualität gewinnen zu lassen. So ist es vorgekommen, daß ein Schüler, der von jeher im deutschen Aufsatz der verspottete und verachtete Sündenbock gewesen, mit dem Augenblicke, da er zu Wackernagel kam, der beste deutsche Stilist der Klasse wurde; deshalb,

weil er bei Wackernagel die Furcht verlernte, also wagte, er selbst zu sein, sich frei herauszugeben.

Doch genug, oder vielleicht zuviel. Ich schließe, womit ich begann, mit einer ehrfürchtigen Verneigung der Dankbarkeit vor dem geliebten Gedächtnis dieses wohlwollenden Mannes. So tief und nachhaltig ist meine Verehrung, daß ich es mir beinahe wie eine Unschicklichkeit vorwerfe, Wackernagel gepriesen zu haben. Denn nicht ihn zu preisen, sondern ihn zu segnen heißt mich mein Dankgefühl.

BÖCKLIN, BURCKHARDT, BASEL

Ich hatte mich oft gefragt, auf welchem Wege es Böcklin wohl möge gelungen sein, der bei uns so mächtigen Verführung zur ‚patriotischen‘ Malerei zu entrinnen, welche Art von Seelenwanderung ihn zur griechischen Mythologie führte und welcherlei Kraft ihn dauernd an diese fesselte. Durch einen Aufsatz in der Neuen Zürcher Zeitung von Albert Fleiner, der mir neulich zufällig wieder in die Hände kam, scheint mir das Rätsel gelöst: Böcklin stand zeitlebens unter der Nachwirkung des Basler Gymnasiums, und das wohl deshalb, weil der Einfluß der humanistischen Bildung einsetzte, ehe seine Seele noch von der malerischen Phantasie gänzlich gefangengenommen war, mithin die Humanistik freies Feld vorfand.

Das Basler Gymnasium aber ist oder war wenigstens (den gegenwärtigen Zustand kenne ich nicht) etwas wesentlich anderes als – vorausgesetzt, daß man den jetzt so häufigen Schilderungen glauben darf – die meisten deutschen Gymnasien. Die klassischen Sprachen wurden da nicht so stramm, so peinlich einexerziert, es gab wohl viel Schelten und auch Drohungen, aber keine Strafen, es herrschte ein familiärer, gutartiger Geist, was freilich nicht ausschließt, daß einem auch dort ein gründlicher Haß gegen den toten Grammatikkram kommen konnte. Das Ergebnis an sachlichem und grammatischem Wissen war denn auch, wie ich von Professoren behaupten hörte, durchschnittlich weniger glänzend als in Deutschland; aber jener Zustand zeitigte unter günstigen Bedingungen andersartige, nicht examinierbare Ergebnisse, Ergebnisse für das Leben. Nämlich das Studium der klassischen Sprachen gehört zu den ererbten Heiligtümern Basels; humanistische Pietät weht in der Stadtluft; die gesamte Bürgerschaft,

samt Bankiers und Seidenhändlern, nimmt warmen Anteil daran; lateinische Vokabeln laufen im Dialekt mitunter, sogar im Mund der Damen; steinreiche Herren aus den ältesten, angesehensten Familien setzen ihren Ehrgeiz darein, der geliebten, verehrten Universität irgendwie anzugehören, sei es als ordentliche Professoren, sei es als beiläufige Dozenten oder gar als Ehrendoktoren; humanistischer Dilettantismus ist oder war häufig, und jeder Millionär ist stolz darauf, wenn er seinem Buben einen lateinischen Schnitzer zu korrigieren vermag. Diese Popularität der klassischen Studien spielt nun in den Schulunterricht hinein, die Wirkung gewaltig verstärkend. Es entwickelt sich da eine eigentümliche Atmosphäre, die zwar, zufolge der Ausschließlichkeit Basels, etwas Muffiges hat, aber auch bedeutende Wärme entwickelt: Nestwärme, Brutwärme. Was für eine außerordentliche Kraft dieser Atmosphäre innewohnt, zeigt das Beispiel Jacob Burckhardts, eines echten Baslers bis in die Fingerspitzen. Jacob Burckhardts Ideal ist nicht sowohl das Altertum selbst als das Studium des Altertums. Die ‚Quellen‘ haben für ihn etwas Heiliges, ja sogar, wenn sie in der Ursprache gelesen werden, etwas ‚Magisches‘, wie er selbst sich auszudrücken liebte. Der Philologie bringt er eine unbegrenzte Ehrfurcht, ich möchte fast sagen demütige Unterwürfigkeit entgegen, so daß der unbedeutendste Gelehrte die tiefgefühlte Hochachtung des bedeutenden Mannes erhalten konnte; er beneidet die Philologen um ihre Fachkenntnisse, und ich bezweifle, ob ihm irgendeine eigene Geistestat so große Befriedigung gewährte wie die Fähigkeit, gelegentlich bei einer Textkritik oder bei der Auslegung einer Stelle miturteilen und Recht behalten zu können. Von alledem gibt ja auch seine Griechische Kulturgeschichte Zeugnis. Wie er da trotz einem Philologen exzerpiert, sammelt, nie genug sammeln kann, wie er den Schatz hütet und benützt, wie er in griechischen Ausdrücken schwelgt, ja sich ordentlich darin berauscht, wie er glücklich ist, wenn es ihm gelingt, statt der üblichen deutschen Übersetzung

eines Begriffs die alte griechisch lautende Fassung wiederherzustellen. Man kann freilich sagen, das gehörte hier zur Sache; man kann aber auch sagen, daß neben der sachlichen Erfordernis noch eine selbständige Lust an griechischen Vokabeln einherläuft. Diese Lust aber entstammt ja nicht etwa einer Pedanterie; Burckhardt war gewiß nicht pedantisch; nein, es ist die Lust der heiligen Ehrfurcht; er taucht mit so weihevoller Andacht in die klassischen Quellen, wie ein anderer in den Jordan. Und mehr noch: es weht etwas wie Heimatliebe darin. Denn eben das alles ist ja die Basler Stadtatmosphäre. Sein sehnsüchtiges Ideal, der friedliche, begüterte Hellenenvater aus achtbarer Familie, der mit dem Kranz auf dem Kopf, abseits von der ruchlosen radikalen Politik, den Göttern opfert, im Kreise der Seinigen, die betend und mitopfernd herumstehen, – wenn das nicht ein Basler ist!

Aus derselben Quelle nun, ich meine aus dem Basler Stadthumanismus, scheint also Böcklin geschöpft und hier scheint er seine Kentauren und Tritonen gefunden zu haben. Wenn sich das wirklich so verhält, so wüßte ich nichts, worauf Basel stolzer sein dürfte. Das wäre dann wie ein Segen des Heiligen Geistes zum Lohn für die jahrhundertlange städtische Pflege der klassischen Studien.

Beiläufig bemerkt: Auch die Rettung vor der ‚patriotischen‘ Malerei darf der Basler Stadtatmosphäre zugute geschrieben werden. Es herrscht da weniger eidgenössischer Festjubiläum als anderswo, und noch zu meiner Zeit wurde Schweizergeschichte auf dem Gymnasium überhaupt nicht gelehrt.

DAS ENTSCHEIDENDE JAHR



Anna Widmann, die «hohe Liebe»

1845–1925

«ES KEIMT»

Eine hohe Liebe

Ich war noch nicht zwölfjährig, als ich ein Mädchen erblickte, das mir so überirdisch schön vorkam, daß ich vor Andacht beinahe in Ohnmacht fiel und von Stund an dieses Mädchen wie eine Göttin verehrte. Außer ihrem Namen (Anna), und daß sie die Tochter des Pfarrers von Liestal sei, wußte ich weiter nichts von ihr, brauchte auch nichts Weiteres zu wissen. Das Auge hatte das Bild getrunken, das Herz sich daran berauscht; das genügte der Phantasie, um von selber die Liebe immer neu zu gebären und in dieser Liebe glücklich zu sein, ohne Sehnsucht, ohne Begehrllichkeit. Während dreier langer Jahre blieb es eine heimliche, von niemand, am wenigsten von ihr selber geahnte Liebe aus der Ferne; in drei Jahren aber hat viel Liebe Platz; mein ganzes Wesen wurde von dem Bilde und dem dazugehörenden Namen wie von einem süßen Gifte durchdrungen.

Als mich dann nach Ablauf von dreien Jahren das Schicksal mit dem wirklichen, leibhaftigen Urbild meines göttlichen Phantoms zusammenführte, stellte es sich heraus, daß ich wie der dumme Hans im Märchen aus tausend möglichen Nummern blindlings die beste gezogen hatte; ein gnädiges Glück ließ meine Liebe zufällig das denkbar liebenswerteste Wesen treffen. Den Fehler, ihre Vorzüge schildern zu wollen, werde ich nicht begehen; man könnte sonst glauben, ich dichte, wo ich einfach berichte; ich begnüge mich mit der Mitteilung, daß zu den Vorzügen sich eine seltene Güte und Bescheidenheit gesellte, die ihr

Verzeihung für ihre Vorzüge erwarben; wie ich denn von keinem Menschen weiß, dem das Kunststück gelungen wäre, sie nicht gern zu haben. Ein Bruder—nicht wahr?—steht nicht in dem Verdacht, seine Schwester durch eine Phantasiebrille zu sehen. Nun wohl: am fünfzehnten November 1862 notiert Annas Bruder ‚Pepi‘ in seinen Taschenkalender: «Heute Annas Geburtstag. Engel!» Dieses Erfahrungsurteil habe ich einfach zu unterschreiben.

Weit entfernt, meine Liebe zu ernüchtern, schürte daher die persönliche Bekanntschaft sie zu Flammen. Von allem, was sich in den fünf Jahren 1857 bis 1862 in meinem Innern abspielte, war Anna das Hauptthema; die Geschichte meiner Entwicklung ist die Geschichte meiner ersten Liebe. Aus diesem Grunde war es mir trotz den gewichtigsten Bedenken nicht erlaubt, sie zu verschweigen; ich wurde sogar durch die Wahrheit gezwungen, sie an den Anfang zu setzen, wie es dem Hauptthema gebührt. Sie überlegen lächelnd als eine ‚Kindertorheit‘ behandeln, weil von einem Elfjährigen die Rede ist, der sich närrischerweise mit einer langjährigen brotlosen Anbetung verköstigt? ‚Torheit‘: gewiß; allein ich war es nicht, der die Torheit beging, ich bin es; es stände mir daher schlecht an, überlegen zu sprechen. Hingegen ‚Kinderei‘: nein. Es gibt keine kindischen Kräfte, und nichts, was Gutes zeugt, ist lächerlich. Meiner ersten Liebe aber, gerade weil sie so närrisch hoch war, eignete eine starke Segenskraft. Zwar ob ich ihr, wie ich in meiner Jugend meinte, alles und jedes verdankte, sogar mein Zeichentalent, bezweifle ich heute; sicher jedoch verdankte ich ihr das Beste, nämlich Läuterung und Veredelung. Der inbrünstigste Gottesgläubige kann sich nicht so strenge kasteien und büßen, wie ich mich viele Jahre hindurch gebüßt und kasteit habe, um des geliebten Antlitzes würdig zu werden. Stündlich wachte ich über meine Gefühle, Gedanken und Phantasien, daß auch nicht flüchtig ein unedler Hauch sie verunreinige; genau wie ein frommer Christ, der auf Schritt und

Tritt das Auge Gottes gegenwärtig fühlt. Es war wie eine Religion, eine Religion der Schönheit, mit einer Diana als Göttin. Schließlich, auf der höchsten Höhe dieser Religion, im Herbst 1861, erreichte ich in der Tat eine seelische Reinheit, die sich mit der keuschesten Jungfrau, mit dem eifrigsten Asketen hätte messen dürfen. Andacht ergreift mich, wenn ich die glühenden, demütigen Selbstermahnungen aus jener Zeit wieder lese, und ernstlich frage ich mich, ob ich jemals später wieder so durch und durch lauter und gut gewesen bin, wie ich damals war.

Angesichts einer solchen religiösen Liebe darf die Frage, ob sie erwidert wurde oder nicht, gar nicht gestellt werden. Eine solche Liebe kann und will gar nicht erwidert werden; sie käme sogar in die größte Verlegenheit, wenn sie erwidert würde. Im vorliegenden Fall fiel die Gegenseitigkeit schon wegen des Altersunterschiedes weg. Ein heiratsfähiges Mädchen und ein um zwei Jahre jüngerer Schulbub! Wie klein der Altersunterschied, am Kalender gemessen, schon scheinen mag, im Herzensleben der Jugend schafft er zwei getrennte Standpunkte, zu denen keine Brücke hin und her führt, mit verschiedenen Sehnsuchtsrichtungen, die einander nicht begegnen. Von vorneherein konnte es sich da nicht um Erwidern, sondern höchstens um Nachsicht handeln. Daß mir diese Nachsicht geduldig Jahr um Jahr gewährt wurde und darüber hinaus noch treue, lebenslängliche Freundschaft, dafür preise ich die Herzengüte jener, die ich mit meiner törichten Anbetung belästigte.

Ein Schluck Paradies

Eines Tages führte mich ein Auftrag meiner Eltern, ich entsinne mich nicht mehr was für einer, ins Pfarrhaus Liestal. Nicht ohne Zagen begab ich mich dorthin; denn das Gerücht flüsterte von dem geheimnisvollen Pfarrhaus entmutigende Dinge: es

gehe dort fremdländisch, vornehm und gebildet zu, man mache eine Art Musik, die dermaßen gelehrt sei, daß kein Mensch sie verstehe, und dergleichen mehr. Und dann! und dann! Noch ein Bangen: im Pfarrhaus wohnte ja – Das Herz stockte mir. Ob ich sie wohl zu Gesicht bekommen werde?

Nicht bloß zu Gesicht bekam ich sie, sondern zu Gehör. Denn sie setzte sich ans Klavier, was mich in ähnlicher Weise erstaunte, wie wenn in einem Raffaelischen Gemälde die Madonna plötzlich zu singen anginge. Und wie spielte sie! Und, o Wunder, was spielte sie! Ich hatte bisher nur pfuschende Dilettanten erfahren, noch nie im Leben einen Flügel gesehen, wußte nichts von deutscher Musik, meinte, Donizetti und Bellini wären der Gipfel der Tonkunst und das denkbar schwierigste ein Opernpotpourri. Dagegen jetzt! Unter einem nüchternen, nichtssagenden Namen («C-Dur-Phantasie» von Schubert) was für eine ungeahnte, unverhoffte, berauschte Welt! Ein Zauberregen von himmlischen Tönen, daß mir vor Entzücken der Atem verging. Als flutete ein unerschöpflich sprudelnder, farbenfunkelnder Wasserfall auf mich herunter. Aufschreien vor Glück und Bewunderung hätte ich an gewissen Stellen mögen (zum Beispiel im Des-Dur-Gesang des Presto). Ich weiß nicht mehr, steckte Anna, während sie dieses Stück vortrug, wirklich in einem blauen Sammetkleid oder war es bloß die inwendige Maienseligkeit, die mir das Erinnerungsbild mit Himmelblau und Frühlingsblütenschnee verklärt hat? Sicher ist, daß mir auf dem Heimweg der gelbe Straßensonnenschein im Vergleich mit den erlebten Wonnen gemein und verächtlich vorkam. Das Haus aber, in welchem man von einem schönen Menschenkinde solche beseligende Offenbarungswunder zu Genuß bekommt, galt mir fortan für das Paradies auf Erden. O die Beneidenswerten, die dort regelmäßig verkehren durften!

Tanzkameradschaft

Der Tanzmeister Priems erschien im Frühjahr 1860 in Liestal. Die Gelegenheit benützend, stiftete Pfarrer Widmann einen privaten Tanzkurs für seine Kinder und seine Pensionsmädchen, mit Zuziehung der beiden Spittelerbuben. Überdies erlaubte er dem Pepi Fechtstunden.

Schon zweimal im Leben hatte ich Tanzstunden erhalten. Das erste Mal vor alten, alten Zeiten in Bern. Damals war ich noch ein gewalttätiger Mädchenfeind gewesen, dessen Hauptziel beim Tanzen war, die Tänzerin zu Boden zu reißen; eins, zwei, drei, pumps, hurra! Auch hatten mir die Berner Tanzstunden Straferexerzieren eingetragen, weil ich an die Kanonenmündung statt in strammem Schritt in Polkahopsern rückte. Das zweite Mal jüngst in Basel. Da war mirs aber schlimm ergangen. Ein wildes, frühreifes Vorstadtvölklein, auf der Straße besser bewandert als im Hause, rächte sich für meine verhältnismäßige Manierlichkeit, indem sie mich zur Zielscheibe des Spottes erkoren. Grausam wurde ich von den verbündeten Buben und Maidlein gehänselt; und daß ich der dümmste Bub auf Erden sei, wurde mir mit heiligster Überzeugung so oft versichert, bis ich es schließlich selber glaubte. Eingedenk dieser Erfahrungen wollte ich mich zuerst gegen eine dritte Auflage Tanzstunden sperren; es kostete den Pepi einige Überredungsmühe, um mein Widerstreben zu überwinden. Ich würde keinerlei Bosheit, versicherte er mir, erleben, im Gegenteil, lauter Freundlichkeit.

Er prophezeite wahr. Wohl erlaubten sich die Pensionsmädchen hinterrücks einen kleinen Mundvoll Schnabelkritik über den schweren, gutgenährten Tänzer, der beim Galopp herzhaft schnaufte, als ob es bergauf ginge; allein es war nicht böse, bloß übermütig gemeint. Und als ich einmal die Tanzstunde mit Tinte und Feder aufs Papier zeichnete, wurde ich für leidlich erklärt. Alles aber, was Widmann hieß, bezeugte mir Wohlwollen. Der

Pfarrer, der als Stifter und Schutzpatron meistens gegenwärtig war, lächelte mir väterlich aufmunternd zu. Pepi, der sich sonst auf dem Schulweg noch ziemlich fremd verhielt, schmiegte sich hier im Privatkreis traulich an mich an, und mit Anna hüpfte ich so unbefangen herum, als ob sie ein gewöhnliches Mädchen gewesen wäre. Ein Mädchen gleichzeitig als Göttin fürchten und verehren und sie keck um den Leib fassen und herumschwenken, das kann man demnach offenbar. Aber auf den Boden gerissen habe ich sie nicht.

Eines Abends meinte plötzlich der Pfarrer beiläufig zu mir und Anna: «Warum so steif? Sagt euch doch du, wie es unter Kindern Brauch ist.» Anna zierte sich nicht im mindesten, und so kam ich wahrhaftig mit ihr auf du und du zu stehen. Ha, die Auszeichnung! Wer mir das drei Jahre früher gesagt hätte!

Den Schluß des Tanzkurses sollte der übliche ‚Repetitionsball‘ bilden. Da kam aber ein Unstern am Himmel heraufgewackelt. Mein Bruder hieb sich beim Holzspalten ins Bein, so daß er wochenlang bettlägerig blieb, und Pepi, seinen Fechtstunden zu Ehren, stach mit dem Degen seine Schwester durch die Maske ins Gesicht. Um ein Haar hätte er ihr ein Auge ausgestochen. Der Repetitionsball schien demnach vereitelt. In der Tat konnte mein Bruder nicht beiwohnen; Anna dagegen genas noch rechtzeitig und erschien zum Ball als eine Auferstandene, heil und hübsch, froh und freundlich. Weil sie der Augenwunde wegen die Schule hatte versäumen müssen (oder war das bei einem früheren Anlaß?), schrieb ihr die Lehrerin ins Zeugnis: «Anna hatte lange, böse Augen», mit einem Komma zwischen lange und böse.

Nach dem Repetitionsball verschwand Anna auf viele Monate lange Ewigkeiten wieder gänzlich aus meinem Gesichtskreis. Natürlich; die in künstlerischer Luft Aufgewachsene hatte keinen Grund, dem Gewerbeschüler, aus dem ein Kaufmann werden sollte (das sollte ich nämlich damals, einen Monat lang), Beachtung zu schenken.

Aber das Du hatte ich bei der Gelegenheit doch gewonnen, und zwar, beiläufig gemeldet, für das ganze Leben.

Konfirmationsidyll

Wie hilft man sich, wenn man Konfirmationsunterricht nehmen soll, aber weder in Basel noch in Liestal, sondern an beiden Orten zugleich wohnt, in Liestal zu Hause, in Basel zu Schule? Mein Vater fand Rat; Pfarrer Widmann in Liestal erbot sich, mir ausnahmsweise den Konfirmationsunterricht mittels Privatstunden zu erteilen, oben in seinem Studierzimmer, am späten Abend, wenn ich von Basel zurückkehrte. Bei dieser Nachricht verspürte ich mannigfaltiges Vergnügen. Zunächst die Ehre einer besondern Bevorzugung („Privatunterricht“), sodann die Verletzung von Brauch und Sitte: als Fünfzehnjähriger hatte ich noch nicht das erforderliche Alter; ferner die Erlösung von dem Basler Konfirmationsunterricht. Der stand nämlich damals, mit Recht oder mit Unrecht, bei der Schuljugend in schlimmem Ruf: Überbürdung mit Bibelstoff neben den Schulstunden, Untersagung aller Vergnügungen während eines ganzen Winters, niemals lachen, niemals fröhlich sein, nichts als ewig über seine Sündhaftigkeit nachsinnen. So sagte die Legende. Da stand es jedenfalls bei Pfarrer Widmann anders. Der war ja selber des Heidentums anrühlig: sah gar nicht wie ein Pfarrer aus, im Gegenteil, wie ein Schauspieldirektor; hatte so viele weltliche Manieren, wußte humoristische Wienersprüche, kegelte mit den Leuten, ließ im Pfarrhaus geigen und tanzen, sang seinen Gästen und seinen Pensionmädchen ungeistliche, lustige Liedlein vor, zum Beispiel vom gebildeten Heinrich, so daß sich fromme Köpfe schüttelten, ob eine Konfirmation, von Pfarrer Widmann vorgenommen, auch oben gelte. Ich versprach mir daher ausgesuchte ketzerische Genüsse von dem Privatkonfirmationsunterricht.

Damit wurde freilich nichts. Wohl war Pfarrer Widmann weitherzig und duldsam, erlaubte mir, zu lachen und ins Theater zu gehen, setzte sich selber sogar neben mich im «Freischütz»; wohl ließ er milde Freundlichkeit während der Religionsstunden walten, sogar Behagen, mit Sofa und Tabakdose; die Dogmatik dagegen, die er mir verabreichte, unterschied sich in nichts von der landesüblichen gemäßigt orthodoxen: ein wohltemperiertes Apostolikum mit abgerundeten Ecken, im gemütlichen Andantino vorgetragen. Meine religiösen Zweifel und Ängste erriet er nicht; wenn ich beichten wollte, seufzend, ich hätte eine schwarze Seele, lachte er mich einfach aus.

Die Hauptandacht bei der ganzen Religionslehre schöpfte ich aus dem Bewußtsein, in dem nämlichen Hause oben im Studierzimmer den neuen Adam angezogen zu bekommen, wo, ein Stockwerk tiefer, Anna geisterte. Man hörte beständig ferne, geheimnisvolle Geräusche, gedämpftes Klavierspiel, Summen, Trällern, Lachen von Mädchenstimmen; ab und zu kam der Pepi oder Fräulein Wimmer herein, um etwas zu fragen, oder der Küster hatte etwas zu melden. So oft jemand die Tür aufmachte, drang ein plötzlicher Schwall von herrlichen Dingen auf einen Augenblick herein; falls es glückte, sogar Annas eigene Stimme. Oder der Hektor, der kleine, verwöhnte, allmächtige Pfarrershund, kratzte an der Tür und nahm an der Konfirmationsstunde teil. All dem lauschte ich mit gespanntem Ohr, während meine Augen sich an dem schönen, feinen Munde des Pfarrers weideten, der mir fortwährend neben dem Evangelium von Kanaan das andere Evangelium predigte: «Vergiß nicht, daß ich Annas Vater bin; findest du nicht, daß ich ihr gleiche?»

Keine Gefahr, daß ich das vergaß! Nicht eine Sekunde lang.

Wir kamen übrigens vortrefflich miteinander aus. Von meinem Lebensläuflein, das ich ihm einzuliefern hatte, machte er sogar ein großes Aufheben. Bei welcher Gelegenheit er mir auch mitteilte, ich sei sein erster Täufling gewesen. «Meines ersten Täufling

lings kann ich mich rühmen», fügte er verbindlich hinzu. Dagegen die andern Hausbewohner, mit Ausnahme Pepis, nahmen gar keine Notiz von dem Konfirmanden, der jeden Abend ins Studierzimmer hinaufstieg; Anna, statt daß sie an die Tür gepocht hätte, unter irgendeinem Vorwand, ließ sich nicht blicken, außer wenn sie mir zufällig im Flur begegnete.

Das sollte indessen gleich nach meiner Konfirmation anders werden.

Carlo dolce

Im nämlichen Winter, während ich bei ihrem Vater Konfirmationsstunden nahm, ließ mir Anna durch ihren Bruder Pepi ihr Album geben, damit ich etwas hineinzeichne. Das war ganz gleichgültig gemeint, Ausschmückung ihres Albums war der einzige Zweck. Für mich dagegen bedeutete der Auftrag eine willkommene Erlaubnis, ihr meine Andacht anzudeuten. Etwas ganz Außerordentliches sollte es darum werden.

In irgendeiner illustrierten Zeitung fand ich ein Bild, das mir gefiel und dessen Nachzeichnung ungemein viel Zeit und Mühe beanspruchen würde; also gerade das, was ich brauchte. Eine italienische Banditentochter stellte das Bild dar, die sich trauernd an das vergitterte Kerkerfenster ihres gefangenen Vaters klammerte. Daran tüftelte ich nun heimlich während der Pausen meiner Schulgeschäfte, mit glückseliger Innigkeit, in heimtückischer Schenkervorfreude über die Überraschung, die ich bereiten würde. Darüber vergingen Wochen, dann Monate; ab und zu, in immer kürzern Abständen, erfolgten Erkundigungen, wie es eigentlich mit der Zeichnung stehe, und allmählich verwandelten sich die Erkundigungen zu Mahnungen, die immer ungeduldiger und dringender lauteten. Endlich, in den Osterferien, wo ich anhaltender arbeiten konnte, rückte das Werklein seiner Voll-

endung entgegen. Am Tage meines ersten «Abendmahls», das meine Konfirmation besiegelte, machte ich es fertig. Ob ich es auch vor meinem Gewissen verantworten könne, meinte eine zu Besuch weilende Dame, die der Arbeit zusah, an einem so heiligen Tage solch einem weltlichen Vergnügen zu frönen. Mein Gewissen zog allerdings ein bedenkliches Gesicht dazu; allein die künstlerische Andacht war stärker als die kirchliche.

Gerade als ich die letzten Verbesserungen angebracht hatte, erhielt ich die gestrenge Aufforderung, das Album zurückzuerstatten, einerlei, mit oder ohne Zeichnung. Als Antwort trug ich das Album mit dem fertigen Bilde ins Pfarrhaus.

Die Wirkung übertraf noch meine Erwartungen: nicht bloß freudige Überraschung und Dank, sondern auch die freundschaftliche Gewogenheit der gesamten Familie Widmann. Und ein traulich kosender Künstlername grüßte mich fortan im Pfarrhaus: «Carlo dolce».

Der Name Carlo dolce wollte mir sagen: «Du einfältiger, gutmütiger Riesenbub, der du gar nicht ahnst, was für köstliche Keime in deinem Malerherzen schlummern, du und ein Jurist werden? Warum nicht gar! Das wäre ewig schade. Komm du zu uns, wir wollen dich gern haben und dir den Weg zu deinem Glück weisen. Was sträubst du dich? Weil du dir allerlei Fehler weißt? Bah, das ist nicht halb so schlimm, wie du dir einbildest. Oder etwa weil du Anna anschwärmst? Kindereien, die dir schon von selber vergehen werden! Das alles ist Nebensache; Hauptsache ist, daß du glücklich werdest! Glücklich aber kann ein Mensch nur dann werden, wenn er denjenigen Beruf ergreift, zu welchem ihn seine Natur bestimmt hat. Oh, der Festtag für uns alle, wenn wir es einmal erleben, daß du glückstrahlend als berühmter Maler ins Pfarrhaus einziehst! Und wir werden es sicher, ganz sicher erleben, wofern du nur nicht dein Ohr gegen die Stimme der Natur gewaltsam verschließen willst. Einstweilen komm du zu uns, so oft du magst, je öfter, desto lieber; du bist

uns immer willkommen. Du weißt, am Sonntagnachmittag ist unser Empfangstag.»

Solche liebe Dinge enthielt der Name Carlo dolce. Kein Wunder, daß er meinem Herzen teuer wurde, wenn schon mein Verstand bezweifelte, ob das Kind nach dem richtigen Heiligen getauft sei.

«Darf ich ins Pfarrhaus?»

«Zum Mittagessen!» Jetzt schon? Noch nicht einmal elf Uhr! Richtig, ich vergaß: am Sonntag speist man ja eine Stunde früher. Warum eigentlich? Ich besinne mich und begreife: am Sonntag kommen sie von den Dörfern nach Liestal ihre Einkäufe machen; und da wir den größten Tuchladen im Kanton haben, und so weiter und so weiter. Wenn es nur nicht etwa heißt, ich solle im Laden helfen.

Unten im Eßzimmer stupft mich mein Bruder, das Wölflein (oder, um respektvoller zu reden, der Adolf) teilnahmvoll mit dem Ellbogen: «Warum machst du heute ein so dummes Gesicht?» Ach, ich weiß wohl, warum ich heute ein dummes Gesicht mache: nach der Predigt, bei der Kirchentür, haben sie mich natürlich wieder eingeladen, am Nachmittag zu ihnen ins Pfarrhaus zu kommen. Anna hat sich sogar umgedreht und mir mit dem Finger gedroht: «Wir erwarten dich ganz sicher», und zuletzt noch der Pepi: «Nicht wahr, du kommst doch, gelt?» Als ob das von mir abhinge! Und die Erlaubnis bei mir daheim! An die denkt ihr nicht. Zwar Mama schon; keine Gefahr; hat sie mich doch selber Carlo dolce genannt, heute morgen, während sie mir den Haarscheitel zurechtbesserte. Allein das hilft mir nicht viel: «Frag den Papa», wird sie mir antworten. Und der, mit seinem Widerwillen gegen das «ungesunde, überspannte Wesen im Pfarrhaus», mit seiner heftigen Abneigung, um nicht zu sagen Haß,

gegen den Pepi, «der meinem Sohne den Kopf verdreht, ihn seinen Eltern abspenstig zu machen versucht, ihm einreden möchte, er wäre etwas Besonderes». Schon das letzte Mal hat er ein Gesicht dazu gemacht, und jetzt nach acht Tagen komme ich ihm wieder. Wenig Hoffnung, sehr wenig.

Die Suppe dampft schon lange auf dem Tisch, drei Mahnungen sind bereits erfolgt, Papa läßt sich noch immer nicht blicken. Endlich erscheint er, ein Bild urwüchsiger Kraft und Gesundheit, in einer Atmosphäre des Behagens und des Friedens. «Wie steht es mit Leib und Leben?» grüßt er lachend, zum voraus erfreut über die zufriedenstellende Antwort, die er als selbstverständlich voraussetzt. Ah, wie ihm die Fleischsuppe schmeckt; wie er sie preisend empfiehlt, mit einem begeisterten Lob auf die Köchin; jeder Löffel ein unaussprechlicher Genuß. «Wer will Wein?» ermuntert er einladend, die Flasche erhebend. Halt, ein Tröpflein glitzert auf seinem Schnurrbart, das läßt er sich gutmütig lachend von der Mama mit der Serviette abwischen, geduldig mit schlafenden Armen hinhaltend wie ein Kranker seiner Pflegerin. «Buben, was habt ihr diesen Nachmittag vor?» Beherzt, mit kecker Stimme kräht das Wölflein: «Mein Gewehr putzen und nachher Flötenstunde geben.» Die frische, fröhliche Antwort mundet dem Papa. «So geh du denn dein Gewehr putzen und Flötenstunde geben», billigt er sanft, mit gütigem Lächeln, väterlich gerührt. Jetzt, nicht wahr, hätte man meinen sollen, jetzt wäre der richtige Augenblick, mit dem Pfarrhaus herauszurücken; zumal bei solcher Erlaubnisstimmung. Papperlapapp, ich lasse mich von dem frommen Anblick nicht mehr fangen. Wenn ich ihm jetzt mit dem Pfarrhaus käme, so würde ich unfehlbar folgenden Bescheid erhalten: Zunächst, mit einem stechenden Blick ins Unbestimmte: «Weißt du denn wirklich auf der ganzen Welt gar nichts anderes als Sonntag für Sonntag im Pfarrhaus zu sitzen?» Darauf, nach einer Pause, ruhig, aber bestimmt: «Ob just gerade das Pfarrhaus der zuträglichste Ort für dich ist, darüber kann man ver-

schiedener Ansicht sein. Du könntest zur Abwechslung lieber auch wieder einmal nachsehen, wie es dem Großvater geht. Auch würde es dir schwerlich groß schaden, ein bißchen im Laden mitzuhelfen. Er geht ja auch dich an. Oder meinst du vielleicht, zu meinem Vergnügen hätte ich meine Staatsämter aufgegeben, ein Advokaturbureau eröffnet und einen Tuchladen gekauft? Das ist einzig und allein für euch Buben geschehen, für dich und Adolf, um euch eine angemessene Schulbildung zu ermöglichen. Und Aufgaben, denk ich, wirst du wohl auch zu machen haben; dein letztes Zeugnis lautete ohnehin nichts weniger als glänzend. Du bist jetzt sechzehn Jahre alt geworden, da ist es allmählich an der Zeit, die Allotria, das Zeichnen und dergleichen (gegen das ich an sich nicht das mindeste habe, vorausgesetzt, daß es nicht die Studien beeinträchtigt) an den Nagel zu hängen und dich auf deinen künftigen Beruf zu konzentrieren. Nachher, wenn du dann deine Aufgaben gemacht hast, kannst du meinetwegen nach Herzenslust Gitarre spielen; das ist mir ganz recht, denn Gitarre wirkt auf das Gemüt. Item, enfin, es gibt noch manches andere in der Welt als immer und ewig einzig nur das Pfarrhaus.» So würde es ganz sicher lauten, begleitet von den spöttischen Blicken des Wölfleins. Nein, lieber spar ichs noch auf; vielleicht, falls er nicht noch einmal fragt, gelingt mirs, mich um die Antwort herumzuschweigen. «Wer will Knochenmark? Aber schnell essen, bevor es kalt wird!» Das Ladenmädchen ziert sich; er behalte ja für sich selber nichts übrig. «Ah bah! Keine Schneckentänze und Stempeneien! En avant, marsch! Aber geschwind, sonst wirds kalt!»

Das Glöcklein der Ladentür klingelt; aha, jetzt fängt es an. Bald meldet mir vielstimmiges Gemurmeln, daß das Geschäft im Zug ist, ruhig und sittig, denn unsere Kunden sind eine Art Auslese des Kantons. Ich höre Papas freundlich gedämpfte Donnerstimme, deren bloßer Klang ihm schon alles Volk gewinnt, sich leutselig erkundigen, wie es mit dem Heu stehe und ob die Äpfel

gut angesetzt hätten. Durch die Glastür guckend, sehe ich einen Knäuel von Leuten, zwischen welchen ab und zu ein Maßstab oder das Gesicht einer der jungen Sonntagsladengehilfinnen hervorschaut; das Alltagsladenmädchen schwatzt, wie ich an den Lippen ablese, ein Duett mit einer Käuferin, beide einander gegenseitig ins Gesicht redend. Das Mannsvolk umsteht müßig den Papa, seinem Vortrag lauschend, das Weibsvolk dagegen zupft mit ernstern Mienen an den Tüchern. Allmählich unterscheidet mein Ohr auch einzelne Redebrocken, unter welchen—merkwürdig bei diesem Landvolk—Fremdwörter eine große Rolle spielen: Indienne, Persienne, Kaschmir, Nanking... Alle Achtung! Diese einfachen Bauersfrauen scheinen mir in der Geographie Asiens über zu sein. Und wie sie in Halbwole, Halbleinen, Halbseide beschlagen sind! Ich wäre schon froh, wenn ich Ganzwole von Ganzleinen unterscheiden könnte.—O weh, da fängt von der Spe-lunke drüben schon das weinselige Geplärr an! Greuliche Fistelstimmen in den höchsten Kopffregistern; kein Gesang, ein Geheul von kastrierten Wölfen; das wird dann mein Konzert sein, bis tief in den Abend, falls ich nicht ins Pfarrhaus darf. Nein, ich will endlich wissen, woran ich bin. Ich fasse mir also ein Herz und gehe in den Laden, um von Papa die Erlaubnis zu erbitten. Allein da kann ich gar nicht durch. Dumm! Vielleicht wäre es doch gescheiter gewesen, während des Mittagessens zu fragen! Nun muß ich warten, bis es Raum gibt. Und wieder stehe ich ratlos und zwecklos in der Nebenstube. Was tun, um die Zeit zu betrügen? Der Wandkalender sieht mich an. Bewahre, dich kenne ich seit Jahren auswendig. «Kinder, im April geboren, sind launisch und wetterwendisch.» Bin ich nun wirklich launisch und wetterwendisch? Die Gartenlaube lesen? Meinetwegen. Allein ich lese die selben drei Zeilen hundertmal aufs neue, ohne zu wissen, was drin steht, wie im Vorzimmer des Zahnarztes. Ich streichle die Katze, die auf dem Fenstersims lungert, aus Versehen, in der Zerstreuung, denn ich hasse ja diese falschen, grausamen Miniatur-

bestien. Ab und zu rennt in hastiger Eile Papa an mir vorüber, taucht in den engen Comptoirkäfig, schreibt hurtig ein paar Zeilen in das große Buch und verschwindet sofort wieder. Er sieht mich gar nicht einmal; und das ist gut, denn sonst könnte ihm mein zweckloses Herumlungern zuletzt auf die Nerven schlagen. Um ihn nicht durch meinen Anblick zu reizen, stelle ich mich weiter hinten auf, vor dem Wandbilde, das den Sturm der Basler auf Liestal schildert. Da war der Großvater auch dabei; von der Weißen Fluh herunter hat er auf die Basler geschossen. Der arme Großvater! Der kommt nie mehr auf die Weiße Fluh; er wäre froh, wenn er nur bis zur Kegelbahn kriechen könnte. – Was sie wohl jetzt im Pfarrhause tun mögen? Die Frau Pfarrer liegt wahrscheinlich auf dem Sofa, sie ist ja immer krank; der Pfarrer ist in der Kinderlehre, eben hats geläutet; der Pepi liest oder dichtet auf seinem Zimmer. Die Pensionsmädchen werden sich für den Nachmittagsbesuch schön machen. Von allen gefällt mir Melanie am besten; sie hat so etwas Rassiges, Temperamentvolles, Offenes, und hübsch ist sie auch; sehr hübsch sogar. Freilich, mit Anna verglichen –

«Willst du denn nicht auch den Präsidenten von Ipflingen begrüßen?» schreckt mich Papas Stimme auf, «er ist mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern da. Wenn du denn doch mit deiner Zeit nichts anzufangen weißt, so komm lieber ein wenig im Laden helfen.» Ich gehe also in den Laden, den Präsidenten Weber von Ipflingen begrüßen. «So, ist das Euer Sohn? Es geht ihm nicht schlecht, dem Anschein nach. Wie alt ist er denn? – Ists möglich! Und schon so groß! Er ist ja beinahe fast so groß wie Ihr.» «Was, fast so groß! Größer als ich ist er. – Zeig, streck dich!» Ich strecke mich. «Ich habe noch einen, einen jüngern, den Adolf. Er gibt eben einem paar Buben Flötenstunde. Umsonst, wohlverstanden; zu seinem Vergnügen. Er kanns, er genießt sogar die große Auszeichnung, im Basler Orchester mitspielen zu dürfen.» «Potztausend, da könnt Ihr stolz auf ihn sein.»

«Ich habe über meine beiden Buben nicht zu klagen.» Da kraut mich etwas traulich in den Haaren, und Mama flüstert mir ins Ohr: «Sag doch auch irgend etwas zu den Leuten und mach ein freundliches Gesicht!» Ja, was sagt man zu den Leuten? Wenn ich das nur wüßte! Ein freundliches Gesicht machen! Das Kunststück! Bei diesem Anblick, vor welchem einem schaudert: blicklose Augen, Münder ohne Lippen, Bewegungen ohne Anmut, Kleider ohne Farbe; alles grau und braun, trüb und trostlos. Kann ich nicht reden, so will ich wenigstens ‚helfen‘. Ich sehe das Ladenmädchen Tücher auf den Arm nehmen und auf einen Schaff (oder wie man das nennt) legen. Ich folge ihrem Beispiel, raffe, was ich Tüchernes auf dem Tische liegen sehe, zusammen und trage es dorthin, wo ich die größte Lücke entdecke. Ein Kichern durchläuft die Kundschaft (warum?), die Ladenmädchen lachen hellauf. «Laß du das ‚Helfen‘ sein», mahnt Mama lächelnd, «und mach lieber Platz.» Einzig der Papa wundert sich nicht; natürlich, er hätte es ungefähr gleich gemacht, wenn er hätte ‚helfen‘ sollen.

Was schlägt es denn? Drei Uhr! Heiß und kalt überläuft es mich. Von jetzt an ist jede Minute ein unersetzlicher Verlust. Ich erhasche den Augenblick, wo Papa wieder einmal in die Nebenküche eilt, und dann zu Mama: «Darf ich ins Pfarrhaus?», mit vor Bangigkeit tonloser Stimme. Erst läßt sie mich ein paar Sekunden zappeln. «Ich habe dirs schon seit einer Stunde angesehen, daß du das fragen wirst.» Dann mitleidig: «So geh denn. Ich wills nachher dem Papa selber sagen. Mach nur, daß du um sieben Uhr wieder zu Hause bist.» O Erlösung! So geschwind und so leise wie ein Dieb bin ich durchs Hintertor auf der Straße. Aus einem Fenster quiekt ein Dutzend Flöten den Jägerchor aus dem «Freischütz»: das Wölflein mit seinen Flötenbuben. Allerlei freundliche Gesichter grüßen mich mit gesprächigen Mienen, Halbverwandte und Drittels- und Viertelsverwandte vom Großvater her. – Schon gut; morgen gern; nur nicht jetzt.

Hingegen die Bas Salome, das ist etwas anderes; an der gehe ich nicht vorbei, das ist Erinnerungsbesitz aus den allerersten Kinderjahren. Schon damals war sie uralt; wie alt mag sie gegenwärtig sein? Um die neunzig, heißt es. Sie hat zu klagen, die Bas Salome; der Atem, erzählt sie mir, wollte nicht mehr nach; sie wisse nicht, was das sei.

Der Brunnen, die paar Stufen Freitreppe; ich ziehe die Klingel—wenn nur nicht in der letzten Sekunde noch ein teuflisches Hindernis erfolgt. Hektor, der Pfarrershund, gibt Laut; die Köchin, die Marie, steckt ihren Strubelkopf oben zum Fenster heraus, dann tut sich die Haustür auf, hinter mir wieder zu. Gewonnen! Durch eine Wand vor der gemeinen Wirklichkeit geschützt! O Glück: vor mir vier Stunden Paradies!

Sonntagnachmittag im Pfarrhaus

Den ersten Gruß, sobald die Haustür sich hinter mir schließt, empfangen ich von Hektor, dem Pfarrershund, der mich freundlich beschnuppert. «Ach so, du bist? Nicht wahr, du begreifst, ich habe bloß so im allgemeinen gebellt, als es klingelte; aber seit ich weiß, daß du es bist—»

Während ich die Treppe hinaufsteige, erscheint oben die Tante, Fräulein Wimmer, die Schwester der Frau Pfarrer, um nachzusehen, wer geläutet habe. «Der Pepi ist auf seinem Zimmer», flüstert sie geheimnisvoll, indem sie mich durchs Eßzimmer führt, «er arbeitet.» Ich weiß, was das bedeutet: er dichtet und will nicht gestört werden. Auch ich will ihn nicht stören; denn dichten, das geht über meinen Horizont, das lasse ich ihn mit sich allein ausmachen.

Wie ich in den Salon trete, schöpfe ich einen tiefen, langen Atemzug, gleich einem, der aus dem Nebel plötzlich in den Son-

nenschein gerät; denn ein Schwall von Güte und Freundschaft, von Schönheit und Frohsinn grüßt mich und blendet mich. Aus dem Glanze ruft mir Frau Pfarrer ihren warmen, fast mütterlichen Willkomm zu, mit ihrer zwar nicht klangschönen, aber so überzeugend herzlichen Stimme, mit ihrem so liebenswürdig anmutenden Wienerdeutsch, daß ich mich wundere, warum nicht alle gutartigen Menschen wienerisch sprechen, nämlich so wienerisch, wie sie es ausspricht. Zu gleicher Zeit erhebt sich etwas Junges, Schönes aus der Gesellschaft, das mir entgegenkommt und mir kameradschaftlich unbefangen die Hand reicht: Anna. Statt eines Grußspruches sagt sie einfach «Carlo dolce» und lächelt dazu mit jenem guten, überlegenen Lächeln, das man für ein naives Kind hat, während man ihm Zucker auf den Pfirsich streut. Der Pfarrer, voll geruhssamer Menschenfreundlichkeit, im Bewußtsein einer kräftigen Arbeitsleistung (Predigt und Kinderlehre), macht seinen Gruß etwas trockener ab; ein gnädig wohlwollender Gruß des Lehrers zum Schüler; Jovialität und Humor liegt in seiner Stimme; seine Aussprache ist kurz und bündig; man spürt, er kennt, wenns sein muß, auch derbere Wiener-sprüchelein. Gäste sind ebenfalls da, der verschiedensten Art und Herkunft; vornehme aus der Umgegend, die in eigenen Wagen anfahren, daneben fremde Flüchtlinge, in Liestal gestrandet, deren Vorleben man nicht kennt und nicht untersucht. Wer sie übrigens auch sein mögen, ich empfinde Gäste als überzählig, weil die Familie Widmann so viel Wärme ausstrahlt, daß im Vergleich damit fremde Gesichter kälten.

Da bin ich nun, sehe mich um, weide meine Blicke und genesse. In diesem Kreise brauche ich, um glücklich zu sein, nichts anderes als zu atmen und zu schauen. Neben dem Flügel gruppiert ein halbes Dutzend Pensionsmädchen aus der französischen Schweiz, jung, übermütig, ein bißchen spottlustig, was nichts schadet; einige davon hübsch, was noch weniger schadet. Man kennt sich, hat zusammen Spiele gemacht, hat sich geneckt und

gestritten, man nickt einander zu. Melanie sitzt heute unter den Erwachsenen, denn ihr Papa ist zu Besuch gekommen; dort thront er auf dem Ehrenplatz, neben der Frau Pfarrer, ein vornehmer, dekorativer Herr. Der Pfarrer hat zu meiner Freude den Fensterplatz gewählt, so daß sich sein feines Profil scharf vom Lichte abhebt. Eine Kleinigkeit, nicht wahr, ein schönes Profil; allein wenn man, wie ich, mit stümperndem Stift und sehnsüchtigem Wunsch sich umsonst bemüht hat, eine Nase, ein paar Lippen richtig zu zeichnen, da gewinnt ein schönes Profil Wirklichkeit. Andere mögen andere Weltwunder anstaunen, für mich ist das Bemerkenswerteste auf Erden ein schönes menschliches Antlitz. Der Pfarrer ist übrigens in doppelter Ausgabe vorhanden; denn Anna ist dem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten, seine Übersetzung ins Weibliche und Jugendliche; ich ziehe die Übersetzung sogar dem Original vor. Und wie fröhlich, wie farbenlustig, wie freundlich: alle die Garibaldihemden und Medicigürtel. Es wird auch gesprochen. Wozu? Was? Ich höre es gar nicht, nur fällt mir angenehm auf, daß buchdeutsch gesprochen wird (mehr oder weniger), daß man lacht und scherzt, daß man von den Abwesenden nichts Unvorteilhaftes berichtet, daß man den Anwesenden Verbindlichkeiten sagt. Und noch etwas fällt mir auf: die Ehrerbietung, mit welcher die ganze Gesellschaft, sogar der Pfarrer selber, zu der Frau Pfarrer hinüberblickt. Unscheinbar, zusammengekauert, von Krankheit gebeugt, von körperlichem Schmerz zur Einsilbigkeit verurteilt, leiten ihre großen klugen Augen doch die Geselligkeit und leiten sie zur Fröhlichkeit; denn mit echt weiblicher Seelengröße weiß sie zu verhüten, daß der Anblick ihrer Leiden den Frohsinn dämpft. Sie ist, ob schweigsam, der geistige Mittelpunkt der Gesellschaft, wie sie den seelischen Mittelpunkt der Familie bedeutet.

«Aber sollen wir denn nicht etwas spielen?» verlangt die wohl-tönende Rednerstimme des Pfarrers. Und hiemit beginnt einer jener Musikvorträge, die in weitem Umkreis das Pfarrhaus Wid-

mann berühmt gemacht haben und die mir so tief ins Herz sangen, daß ich noch nach fünfzig Jahren die Szene vor Augen sehe, als erlebte ich sie heute, daß ich mich sogar der begleitenden Bemerkungen erinnere, daß ich noch weiß, wie ein gewisser Takt eines bestimmten Musikstückes damals ausgeführt wurde. Die ideale Kammermusik, wie die großen Wiener Meister sie sich wünschten, nicht von selbstgefälligen Virtuosen, nicht von Geniefexen, nicht von abgespielten harthäutigen Berufsmusikern vorgetragen, sondern von erlesenen Dilettanten, die einerseits über hinreichende Technik verfügen, um ein Stück fehlerlos wiederzugeben (Frau Pfarrer duldete keine Fehler), und die zugleich mit heiliger Andacht dabei sind. Ist es bloße Parteilichkeit, Erinnerungspietätglanz, was mir den Gedanken, eines jener Musikstücke nachträglich von andern gespielt zu erhalten, unleidlich macht? Zum Teil gewiß, aber nicht einzig; es wirkt auch meine Überzeugung mit, daß nur herzensgute Menschen die Werke der ganz großen Meister richtig zu spielen (und auch zu hören) vermögen; so viel Herzensgüte aber, wie in dem kleinen Empfangszimmer des Pfarrhauses Widmann versammelt war, wird man mir kaum irgendwo wieder zusammenbringen können. Schwer, sehr schwer wird es mir, nicht ins einzelne einzugehen; allein wenn ich damit anfinde, würde ich nicht mehr aufhören; hier nur einige Andeutungen, worum es sich handelte.

Nicht der Pfarrer, nicht die Pfarrerin allein waren hervorragende Musiker, sondern beide; sie eine geniale Klavierspielerin, er ein tüchtiger Dirigent, ein guter Violinspieler, leidlicher Cellist, anmutender Sänger; beide kannten die ganze Partitur des «Don Juan» auswendig. Zu meiner Zeit hatte die Frau Pfarrer sich vom Soloklavierspiel zurückgezogen (ich habe sie kein einziges ganzes Musikstück spielen hören) und es ihrer Tochter übertragen, teils wegen Krankheit, teils weil die Mutter dem Talent der Tochter das volle Licht gönnte. Sie durfte das, denn das Talent der Tochter verdiente es. Annas Klavierspiel erzielte sogar in öffentlichen

Konzerten Aufsehen und Begeisterung, so daß ihr glänzender Vortrag weit herum gerühmt wurde; er war aber nicht bloß glänzend, sondern seelenvoll.

Gleichwohl war es weniger das Soloklavierspiel, an welches man zunächst dachte, wenn man von der Kammermusik im Pfarrhaus Liestal sprach, als die Streichmusik: Violinsonate und Trio, zur Seltenheit auch das Streichquartett. Um Trio und Quartett zu ermöglichen, bedurfte es der Mitwirkung von Berufsmusikern aus dem Basler Orchester (Prinzeiger, Cellist und so weiter), welche mitunter in dem gastlichen Pfarrhause vorsprachen. Ich verspürte nach solchem Zuzug kein Bedürfnis; die intimen Violinsonaten, welche der Pfarrer mit seiner Tochter jahraus, jahrein vortrug, sobald die Gäste sich verabschiedet hatten, genügten mir vollauf. Wie könnte ich es wagen, den Einfluß er-messen zu wollen, den diese mit durstiger Seele aufgenommenen Violinsonaten von Mozart und Beethoven im Verlauf der Jahre auf die Bildung meiner Persönlichkeit ausgeübt haben mochten? Sonntag für Sonntag lange Stunden, innerhalb derer die Sekunden Ewigkeitswerte enthielten; Ahnungsschauer kamen zu Gast, vor welchen die wirklichen Dinge verschwanden; die stillen Bäume, die von draußen durch die Fenster hereinschauten, schie-nen aus unergründlichen Tiefen zu wachsen, mit Geheimnissen in den Augen, die man nur abzulesen brauchte.

Und da wir es doch einmal hier mit Wundern zu tun haben, will ich bekennen, daß meine Einbildung, wenn ich an jene Musikvorträge zurückdenke, Geister, von meiner Freundschaft her-aufbeschworen, um das Pfarrhaus schweben sieht, Geister des Dankes, welche die Stätte jener hohen, reinen Stunden segnen, die Toten auferwecken und die Entfernten grüßen.

Und wie ich damals zuhören durfte, so glaube ich heute die Er-laubnis zu haben, zuzutrauern und zuzulieben.

Der Freund

Im Frühsommer 1860 hatte ich den Pepi (Joseph Victor Widmann) kennengelernt. (Zwei flüchtige frühere Begegnungen sind gleich Null zu zählen.) Im Frühsommer 1861 schwuren wir uns feierlich ewige Freundschaft. In einem einzigen Jahre also legten wir die gewaltige Strecke von gänzlicher Unbekanntschaft bis zur innigsten Intimität zurück. Und was für Hemmnisse und Hindernisse hatten wir doch erst zu beseitigen, um uns zusammenzufinden!

Erstens sahen wir uns, selbst nach unserer Bekanntschaft (Mai 1860); wenn schon fast täglich, trotzdem nicht viel, nämlich nur vorübergehend, nie auf längere Stunden: auf der Eisenbahn und beim gemeinschaftlichen Mittagessen; und auch das nicht etwa zu zweien, sondern in Gesellschaft mancher anderer. Wir mußten uns also erst gegenseitig aus den Vielen herauslesen. Überdies besuchte ich anfänglich eine andere Schule als er. Und als ich später in die nämliche Schule, in das Basler Pädagogium (Obergymnasium) übertrat, kam ich, meinem Alter entsprechend, in die unterste Klasse zu sitzen, während er schon vor dem Maturitätsexamen und der Universität stand. Denn er war ja volle drei Jahre älter als ich. Die Freundschaft pflegt sich aber in der Jugend sonst auf der Klassenkameradschaft und Studiengemeinschaft, mit andern Worten auf der Schicksals- und Lebensgenossenschaft aufzubauen. Daß ein Knabe über zwei Schulklassen hinweg, ein Student unter den Gymnasiasten sich seinen intimsten Freund aussucht, ist ein so seltenes, so auffallendes Vorkommnis, daß es von den Altersgenossen beinahe als unnatürlich empfunden wird.

Sodann mußten wir beide, um uns zusammenzuschließen, unsere bisherigen, langjährigen Freunde in den zweiten Rang zurücksetzen. Widmann, aus der Liestaler Bezirksschule kommend, hatte von dort eine Anzahl Freunde mitgebracht, andere in Basel erworben, die alle ein besseres Recht auf seinen Umgang bean-

spruchten und auch besaßen als ich, der Neue. Ich wiederum hatte vom Basler Untergymnasium her neben andern traulichen Schulkameraden einen guten Freund, Ludwig Müller. Diese alten Bande mußten auf beiden Seiten erst gelockert sein, ehe der neue Bund geschlossen werden konnte. Zieht man noch einige Vorurteile in Rechnung, an denen zwar nicht er, aber ich krankte, sein Äußeres und so weiter, so ist erstaunlich, daß wir uns überhaupt fanden.

Was ihn bewog, mich hervorzuziehen, kann ich natürlich nicht wissen. Was hingegen mich in den Stand setzte, meine anfänglichen Vorurteile zu überwinden, ist mir bewußt: erstens seine Eigenschaft als Bruder Jener, die ich liebte; eine Eigenschaft, die ihn vor allen andern Menschen auszeichnete, zweitens je länger, je mehr die Erkenntnis seines Wertes. Nicht seines geistigen Wertes, den zu begreifen mir das Organ fehlte. Sein täglich neu aus dem Innern sprudelnder Witz und Geist, der ihn durch tausend überraschende Einfälle bei seinen Basler Schulkameraden beliebt machte, prallte an mir, dem reinen germanischen Tore, ab. Wer ein «Lob der Dummheit» zu schreiben plant, wie ich damals (heute nicht mehr), ist für die glänzendsten Geisteszeichen unempfindlich. Auch nicht sein weithin berühmtes, selbst von seinen Lehrern gepriesenes poetisches Talent. Denn Poesie lag überhaupt jenseits meines Horizontes; was aber jenseits des Horizontes liegt, das sieht man nicht. Nein, nicht die geistigen, sondern die Gemütswerte eroberten mich. Seine Gutartigkeit, seine Wärme, seine Gefälligkeiten, seine treue Fürsprache für mich, welche fast einer Protektion gleichkam, seine Ehrerbietung vor seiner Mutter (er küßte seiner Mutter die Hand), seine Zärtlichkeit gegenüber seiner Schwester, mit einem Wort, sein Herz besiegte mich. Und dann gewisse Taktfeinheiten, die Frucht einer von weiblichen Genien geleiteten Erziehung. Wenn er zum Beispiel an einem geheimen Tagebuch schrieb, worin verhängliche Dinge standen, und über diesem Tagebuch ertappt wurde,

so zog er das Buch nicht weg, weil die feige, hastige Gebärde der Beseitigung seinem Geschmack widerstrebte. So etwas bewunderte ich, so etwas nahm mich gefangen. Die einzelnen Stationen unserer Annäherung habe ich nicht im Gedächtnis behalten. Wenn es überhaupt Stationen gab; was ich bezweifle, denn sonst würde ich sie kaum vergessen haben. Die Freundschaft keimte vielmehr lange Zeit im Unbewußten; dann plötzlich hob sie ein ekstatischer Zustand ins Bewußtsein.

Die Ekstase befiel mich im Frühling 1861, über dem Lesen des «Titan» von Jean Paul. Sie hatte neben anderen, mir rätselhaften Gründen diesen Hauptgrund: das nämliche Exemplar des Titan hatte (was ich von Pepi wußte) soeben Anna gelesen; auf jeder Zeile hatte ihr Blick geruht, jede Seite war von ihrer Hand berührt worden; an einer Stelle klebte ein Veilchen, das sie hineingelegt; von einer andern Stelle wußte ich, daß sie beim Lesen Tränen vergoß; ich las also das Buch zum vornherein wie ein Heiligtum. Wie weit der Inhalt an meiner Begeisterung mit schuld war, ist mir unmöglich wieder herauszubekommen, weil ich mich gegenwärtig mit dem besten Willen nicht mehr durch den geschwätzigen, sentimentalischen Brei durchzuarbeiten vermag. Sicher ist, daß der «Titan» von Jean Paul einen Gefühlsparoxysmus in mir und mein Gefühlsparoxysmus unser gegenseitiges Freundschaftsgeständnis bewirkte. Wieso? Schwer zu erklären; denn Gefühle kennen keine Logik. Vielleicht steckte ihn mein Fieber einfach an, vielleicht erriet der gescheite Beobachter aus meiner stummen Verzückung die Idealität, den heiligen Ernst, die religiöse Inbrunst meiner Liebe zu seiner Schwester. In diesem Fall hätte Anna mittelbar unsern Freundschaftsbund gestiftet. In jedem Fall hat sie ihn eingeseget; denn sie war in unsern Herzen und Gedanken gegenwärtig, als wir den Bund schwuren.

Das Datum des Schwures läßt sich genau bezeichnen: 27. Juni 1861. Wie wir den Schwur mit symbolischen Handlungen bekräftigten, am ‚Tiergarten‘ (nahe der Eisenbahnstation Liestal;

er ist aber inzwischen längst überbaut) Freundschaftsgeranien in die Erde pflanzten, hernach ein Freundschaftsalbum namens Lilar gründeten, habe ich an einem andern Ort erzählt. Was für eine hohe, starke Gesinnung aber die beiden damals beseelte, das bezeugt die Tatsache, daß der zwischen einem Studenten und einem Gymnasiasten geschworene Bund zeitlebens vorhielt. Gleich einem wundertätigen Duett flutete aus jener Abendstunde des 27. Juni 1861 unaufhörlich und unerschöpflich Weihe über das ganze Leben des einen und des andern.

Der schöne Dreibund

Nachdem wir unsern Freundschaftsbund geschlossen, entstand von selber, da wir beide Anna lieb hatten, ein schöner Dreibund guter Menschen. Denn auch dem Carlo dolce glaube ich das Prädikat «gut» zusprechen zu dürfen, da doch seine näheren Bekannten es ihm fast wie einen ständigen Beinamen zuteilten; er hieß ja auch nicht umsonst Carlo dolce. Schön aber war der Dreibund, weil jedes der drei von der seelischen Lauterkeit der beiden andern felsenfest überzeugt war, weil niemand von uns dem andern auch nur den flüchtigsten unedlen Gedanken zutraute, weil es unter uns dreien als selbstverständliche Voraussetzung galt, daß man sich gegenseitig jedes Versehen, was einem entschlüpfen könnte, jeden Schmerz, den er unabsichtlich verschulden würde, groß und einfach verzeihe, ohne daß eine Spur, eine Trübung nachbliebe. Der vereinte Sonnenschein der Güte aus dreien Herzen ließ keine Wolken aufkommen. Der Dreibund wäre für sämtliche Teilhaber eine Quelle reinsten Glückes geworden, wie er später für uns alle eine Quelle reinsten Erinnerungen wurde, wenn ich nicht das kameradschaftliche, unbefangene Geschwisterverhältnis, das Anna meinte und Pepi erstrebte,

durch meine anbetende Liebe vergiftet hätte. Liebe ist der Todfeind der geschwisterlichen Freundschaft. Man kann nicht kameradschaftlich unbefangen mit jemand umgehen, den man anbetet.

In dem Dreibund war Pepi entschieden das wichtigste Glied, deswegen weil er die Brücke bildete, über welche die beiden andern zusammenkamen, zusammenfühlten und sich verstanden. Sobald der Pepi fehlte, also im folgenden Sommer nach seiner Abreise nach Heidelberg, rückten nicht etwa die beiden übrigen enger zusammen, sondern fielen auseinander. Er war im eigentlichsten Sinne der Vermittler.

Aber der Vermittler diente nicht etwa als Liebesbote. Ein solcher war auch gar nicht nötig. Ich brauchte keinen Liebesboten, weil Anna so gut wie alle Welt ohnehin wußte, daß ich sie liebe (meine Liebe war phänomenal, und ein Phänomen bleibt nicht unbemerkt); Anna brauchte keinen, weil sie mir nichts Liebes mitzuteilen hatte. (Ein einziges Mal geschah ausnahmsweise durch ihn ein Bescheid Annas.) Ich war überhaupt so spröde und in diesem Punkte so empfindlich und verwundbar, Pepi wiederum so feinfühlig, daß zwischen uns beiden nur im dringendsten, seltensten Notfall die Rede auf seine Schwester kam, ja daß wir soviel als möglich sogar die Aussprache des Namens vermieden. Hingegen muß er, wie ich schließen konnte, zuweilen mich der Anna vorgepredigt haben. Als ob das etwas nützte! Es steht schon hoffnungslos, wenn man einem Mädchen jemand vorpredigen muß. War aber Pepi einmal über mich aufgebracht, dann fand Anna in ihrem Herzen Freundschaft genug, um mich zu verteidigen.

Der gegenseitige Verkehr war in höchstem Grade seltsam. Zum vornherein war eine gemeinsame körperliche Gegenwart sämtlicher drei Verbündeten vollständig ausgeschlossen. Ein Spaziergang zu dreien? Eine solche Unmöglichkeit, daß auch nicht ein Gedanke daran jemals aufkam. Man geht nicht mit einem Heili-

genbild spazieren. Es wäre eine Prozession daraus geworden; oder man lief Gefahr, daß ich unterwegs irgendwo versteinert einwurzelte. Auf Pepis Zimmer? Allerdings, da erschien sie mitunter; indessen nie länger als auf wenige Minuten. Denn bei solchem Ereignis verging mir der Atem und die Stimme, so daß ich nichts vermochte, als sie anzustarren und einzusaugen. Das ist aber weder unterhaltlich noch gemütlich; darum machte sie sich jedesmal schleunigst wieder davon. Ihre körperliche Gegenwart also fiel weg, hingegen war Anna allgegenwärtig. Wo immer die beiden Freunde sich befinden mochten, was sie auch sprachen oder taten, ewig schwebte Annas Bild dazwischen. Das wußte und fühlte sie, und darum wirkte jede Zusammenkunft der Freunde zugleich wie eine Huldigung für die abwesende Dritte. Etwas Schönes wie ein Dank verklärte ihr Gesicht, wenn sie uns von einem Spaziergang zurückkehren sah. Ja, wenn ihr meine Liebe durch meine Freundschaft mit dem Bruder zuströmte, dann war sie filtriert, dann konnte sie sie annehmen, dann hielt sie gerne mit.

Auch der Umgangsstil der beiden Freunde unter sich war eigentümlich. Sobald wir uns selber sahen, trat augenblicklich die höchste Spannung der Gefühle ein, jene Spannung, die man empfindet, wenn man entweder selber ein Bekenntnis auf der Zunge hat oder ahnt, daß der andere an einem Geständnis laboriert. Für mich bedeutete ja unter anderm Pepi einen Hohepriester, der aus dem Allerheiligsten, aus Annas Gegenwart herauskam; er wußte tausend intime Dinge von ihr, deren Mitteilung ich zwar nicht wünschte, deren Mitteilungsmöglichkeit aber schon genügte, um mein Gefühl in die höchste Spannung zu versetzen. Er wieder wußte mich mit erhabenen Gedanken über Gott und die Welt trüchtig und erwartete jeden Augenblick irgendeine stammelnde Offenbarung. Gefühlsspannung beweist Schweigsamkeit. Wie schweigsam wir uns verhielten, ist fast unglaublich. Stundenlang konnten wir durch den Wald wandern, ohne auch nur ein einziges Wort miteinander zu sprechen; das Bewußtsein

der Freundschaft genügte. Es genügte so sehr, daß gerade diese schweigsamen Wanderungen die Freundschaft fürs ganze Leben haltbar festkitteten.

Nur wenn die Gefühlsspannung nachließ, wenn etwa ein längerer Marsch das Herz beruhigt und den Atem geebnet hatte, taute die Zunge auf, und der emsige Geist heischte die Sprache. Dann war es Widmann, der sprach, und ich, der lauschte; denn er wußte viel, und ich wußte wenig; er war belesen, war durch tausend Fäden mit der Welt verbunden, ich war ein Einsamer, der nur mit sich selber redete. Er, der um volle drei Jahre ältere, wurde mir Zeitung und Post und Nährvater, das Segelschiff, das dem Robinson alles mögliche auf die Insel zutrug. Aber niemals etwas Unbedeutendes, niemals eine bloße Unterhaltung zum Zeitvertreib. Ob gesprochen wurde, wurde nie geschwätzt; auch nie gescherzt; der Humor, der Spaß fand keinen Raum in unsern Gesprächen. Wir blieben jederzeit ernst, weil der Geist beständig auf die wichtigsten Gegenstände zielte. Selbstverständlich war alles Rohe ausgeschlossen. Wir vermieden so peinlich, so übertrieben peinlich jedes häßliche Wort, daß ich an seiner Seite jahrelang, obschon er aufgeklärt war, über die Bedeutung der körperlichen Entwicklungsvorgänge die abenteuerlichsten, schrecklichsten Wahnvorstellungen beibehalten konnte.

Es war ein sonderbares, wenn man will, närrisches Ding, unser Dreibund. Aber er war schön, denn er war rein, war edel und war hoch. Gewiß gab es auch Verstimmungen und Mißverständnisse zwischen uns dreien. Man tat einander etwa ein wenig Unrecht oder ein bißchen furchtbar weh. Allein das waren Fliegen, die über ein Gemälde huschten. Die Fliegen vertreibt ein Wink und ein Blast, die Verstimmungen und Mißverständnisse beseitigt ein Blick und ein Lächeln. Und das Gemälde stellte drei gute Menschengesichter dar, die einander alle drei lieb hatten und hochschätzten. Mit einem leuchtenden goldenen Rahmen darum, den die Erinnerung schenkte.



«Eugenia»

Eugenia

Im August 1859 schlug eine Todesbotschaft unsere Familie mit Bestürzung. Der Stolz und die Hoffnung aller, das Ideal meiner Kindheit, der ebenso liebenswürdige wie hochbegabte und ausnehmend gescheite Onkel Henri, erst seit zwei Jahren verheiratet, war plötzlich in Bombay gestorben. Seine Witwe reiste sofort nach ihrer Heimat Winterthur zurück, ein Kind auf dem Arm, ein anderes unter dem Herzen; mein Vater, zu ihrem Vormund ernannt, holte sie in Marseille ab.

Diese junge Witwe, Sophie Brodbeck, geborene Ernst, die man als Braut nur flüchtig kennengelernt hatte, wurde nun nach ihrer Rückkehr vom Gerücht und von der Phantasie umspinnen; der Ton der Stimme dämpfte sich, wenn man von ihr sprach. Sie sei vornehm, hieß es, fürchterlich wohlerzogen, hübsch, reich, genial, künstlerisch begabt; wenn wir Buben allenfalls die Gunst ihrer Gegenwart genießen sollten, so müßten wir uns schrecklich zusammennehmen und musterhaft artig sein, insonderheit dürften wir dann keine dummen Streiche machen. Das Erinnerungsbild, das ich von ihr hatte, wollte allerdings nicht recht zu diesen Beschreibungen stimmen; denn als ich vor zwei Jahren (Anfang 1858) meinem Onkel und seiner jungen Frau auf ihrer Durchreise nach Indien in Basel ein kindisches Geschichtlein hersagen mußte, das ich kurz vorher erfunden, erhielt ich zum Lohn einen herzhaften Kuß von der neuen Tante.

Zum Basler Universitätsjubiläum (5. bis 7. September 1860) erschien dann die märchenhafte Witwe leibhaftig in Liestal bei uns zu Gast. Während anläßlich dieses Festes in Augusta Rauracorum feierliche Reden gehalten wurden und ich mich zu diesem Zwecke außer Gehörweite auf einen einsamen Rain gesetzt hatte, steckten mir ein paar feine Finger heimlich eine Beere in den Mund, und wie ich mich umsah, war es die neue Tante.

Für die Osterferien 1861 lud sie dann uns zwei Buben zu sich

nach Winterthur ein. Sie wohnte in der Stadt, in der ‚Zeder‘. Unser Schlafzimmer lag neben dem schönen, geräumigen gotischen Salon, wo es herrlich nach indischen Wohlgerüchen duftete, Sandelholz und desgleichen. Jeden Morgen wurden wir von wundersamer Musik aus dem Schlaf geweckt, einer Art Musik, wie ich noch keine gehört hatte, auch nicht im Pfarrhaus: die Tante, welche im Salon Bach spielte. Das war nun in der Tat märchenhaft, aus schönen Träumen in noch schönere Wirklichkeit hinübergezaubert zu werden, so daß ich mir wie in einem Feenpalast vorkam.

Eines Tages urteilte sie, ich müsse ebenfalls Bach spielen. «Aber ich weiß ja gar nicht, was die schwarzen und weißen Tasten bedeuten, kenne auch nicht einmal den Baßschlüssel.» «Bah, das sind Kleinigkeiten, das kannst du in ein paar Minuten.» Als sie mir das Nötigste gezeigt hatte, legte sie mir ein Menuett von Bach vor: «Da, spiel das!» «Aber ich müßte ja doch zuerst Fingerübungen gemacht haben». «Warum nicht gar; Fingerübungen, das ist bloß für den musikalischen Pöbel; geniale Menschen fangen mit Bach an; also». Hiemit legte sie mir die Finger auf dem Klavier zurecht, und wahrhaftig, die selbe wundersame Musik, die sie zu spielen pflegte, tönte jetzt unter meinen Fingern. Nach dem Menuett kam ein Adagio; diese beiden Stücke wurden jetzt mein; ich konnte sie erklingen lassen, wann ich wollte. Auf diese Weise erschloß mir die Tante die Schätze derjenigen Kunst, die unsrem Herzen am unentbehrlichsten ist, der Musik. Ob ich schon zeitlebens ein unglaublich elender Klavierspieler geblieben bin, so wurde ich doch dadurch in den Stand gesetzt, die großen Meister selber zu mir einzuladen, ohne dazu fremder Vermittlung zu bedürfen. Schon deswegen verdiente die Tante den Namen Eugenia (guter Genius), den ich ihr später gab. Aber nicht allein deswegen. Vor der Heimreise schob sie mir «mit sanfter Gewalt» ein Büchlein in die Hand; das müsse ich mitnehmen und lesen. Dieses Büchlein (Feuchtersleben) wurde der Wecker meines

Geisteslebens. Also zwiefach Eugenia. Und nicht nur zwiefach, sondern dreifach: sie schenkte mir die Auszeichnung ihrer persönlichen herzlichen Freundschaft, die mich von nun an wie Sonnenschein begleitete.

Leider aus der Ferne.

Hätte Eugenia statt in Winterthur in Liestal oder Basel gewohnt, manches wäre mir erspart geblieben.

*

Nachsatz. Kritik: Das Verdienst Eugenias um mein Klavierspiel ist hier etwas zu einseitig beschrieben. Sie gab allerdings den ersten Anstoß und verursachte mittelbar auch, daß mir später Frau Pfarrer Widmann Klavierstunden gönnte (siehe das Kapitel: «Der Segen Eugenias»), aber das minime bißchen Technik, was ich habe, verdanke ich Frau Pfarrer Widmann.

Geistiges Erwachen

Vor zwei Jahren hatte ich noch mit Bleisoldaten gespielt. Jetzt meldeten sich die Gedanken und ließen mich nicht mehr los. Folgenden Ursachen oder Kräften oder Anlässen schreibe ich mein geistiges Erwachen zu.

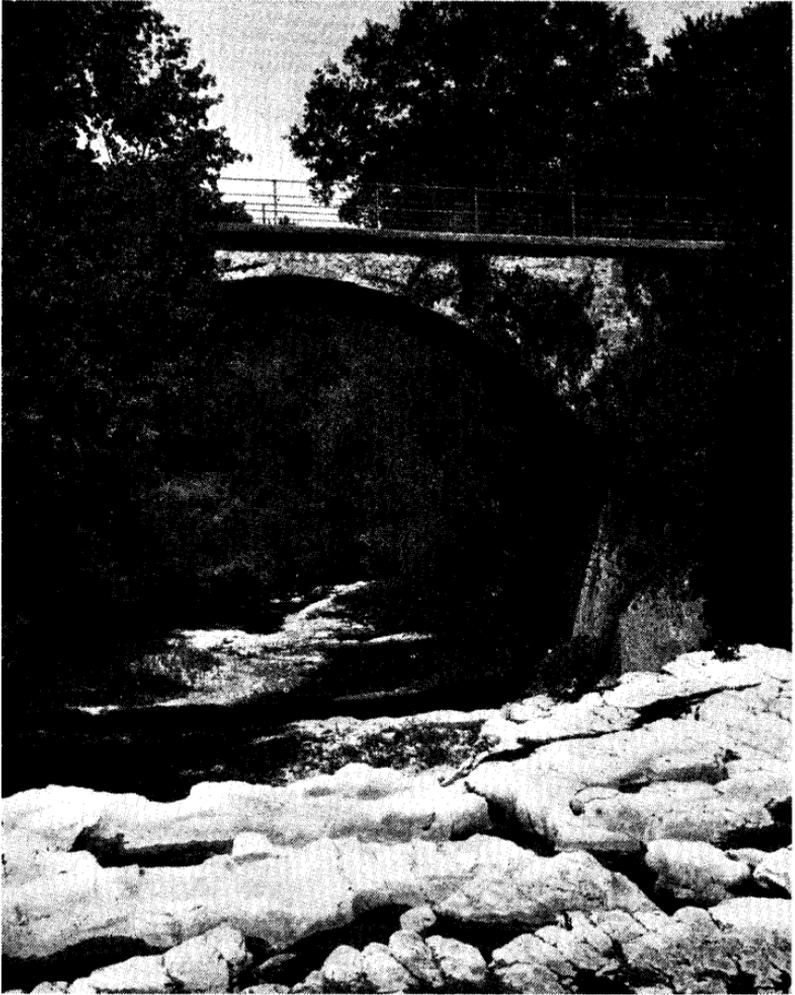
Den ersten, zugleich heftigsten Anstoß gab die kirchliche Dogmatik, die mich zum Widerspruch und zur Rechtfertigung des Widerspruchs durch den Gedanken zwang. Ich hatte metaphysische Schrecken wegen des bevorstehenden Abendmahls ausgestanden. «Wer da ißt und glaubet nicht, der wird verdammt werden.» Da ich mit dem besten Willen manches nicht zu glauben vermochte, komme ich demnach auf ewig in die feurige Hölle, wenn ich das Abendmahl esse. Wie diesem fürchterlichen Schicksal ausweichen? Es gibt nur ein Mittel: bewirken, daß man vor

dem Abendmahl stirbt. Ich schwebte deshalb mehrere Wochen buchstäblich in Todesgefahr. Nach überstandener Angst und Gefahr erfolgte dann der Rückschlag. Die Einsicht, mit Lügen geschreckt worden zu sein, lud meinen Geist mit Grimm, das Bewußtsein ethischer Überlegenheit (des ehrlich Denkenden über die Gedankenmogler) mit Mut, Summa: mit Trotz. Der Trotz fraß den Carlo dolce auf und gebar einen Denker. (Ich bemerke übrigens: dem einzelnen Religionslehrer trug ich nichts nach; wie kann denn auch ein Pfarrer ahnen, daß jemand die jenseitigen Angelegenheiten so wichtig nimmt!)

Ein zweiter Reiz tat es friedlicher und sanfter, dafür stetig: der deutsche Aufsatz für Wackernagel. Ich war gezwungen, alle drei Wochen einmal meiner widersprechenden Natur, welche die logische Aussprache verabscheut, etwas Leserliches, Verständliches und stilistisch Säuberliches abzurufen. Der Zwang aber gestaltete sich schließlich zur Erlaubnis, weil Wackernagel, ein Pädagog ersten Ranges, das heißt ein warmherziger, gütiger und gnädiger Lehrer, gestattete, sich frei auszusprechen. Um es mit einem Satz zu sagen: man wurde gezwungen, eigene Gedanken frei aussprechen zu dürfen.

Zwar nicht die Grundgedanken, da wäre ich bei dem pietistischen Wackernagel übel angekommen, sondern nur die kleinen unruhigen, überschwebigen Kopfgedanken, die ich zeitlebens verachtet habe, wie ich denn meine sämtlichen Wackernagelaufsätze gleich Null zähle; immerhin Gedanken.

Als ausschlaggebend habe damals ich selber—und ich werde wohl auch etwas davon gewußt haben—ein Büchlein empfunden, das mir meine Tante beim Abschied «mit sanfter Gewalt» in die Hände geschoben hatte: die «Diätetik der Seele» von Feuchtersleben. Ich habe keine Ahnung mehr, was in diesem Büchlein steht; dagegen über seine einstige Wirkung auf mich besitze ich in einem Brief vom Juli 1861 treue und genaue Kunde. In diesem Briefe schrieb ich meiner Tante: «Ich habe nun Deinen Feuch-



Das Steinenbrücklein

tersleben ausgelesen und wiedergelesen. So lange ich mich zu erinnern weiß, hat mich noch kein Buch mit solchem Enthusiasmus erfüllt wie dieses. Jeder Satz hat eine solche Fülle von Gedankenreichtum in sich, daß man über ein einziges Kapitel Bücher schreiben könnte. Wer von meinen Kameraden ein tadelndes Wort über diese Diätetik zu sagen wagt—und sie tun es oft zum Spaß—, der hat es mit mir aufzunehmen. Ich kann nicht begreifen, warum nicht dieses Wunderwerk in jeder Haushaltung neben der Bibel und so weiter.»

Endlich, vielleicht das Wichtigste von allem: Mein Körper war inzwischen reif geworden und mit dem Körper der Kopf und mit dem Kopf das Gehirn. Der mit fünfunddreißig Jahren sein erstes Buch schrieb, war mit sechzehn Jahren ein Erwachsener.

Die Ausdrucksweise meiner Gedanken erscheint nicht nur in meinen Aufsätzen, sondern auch in meinen Briefen unecht, entstellt. Da drückte ich mich möglichst säuberlich, umständlich, sogar redselig aus, weil ich meinte, das gehöre sich und dürfe nicht anders sein. Die individuelle Ausdrucksform meiner eigensten Gedanken war der Aphorismus. Dieser lautete, wie man das zu nennen pflegt, paradox; ich nenne es autodox.

Hier einige Gedankenproben des Sechzehnjährigen und Siebzehnjährigen, wie ich sie in einem Heft aus jener Zeit finde:

«Es gibt kein Vergessen.

Kein Gedanke taugt, der nicht Wille ist.

Die größte Todsünde ist die Zufriedenheit.

Im wirklichen Leben ist das tragische Schicksal etwas Schreckliches.

Von allen Übeln das größte ist der körperliche Schmerz.

Das Kind ist keineswegs glücklich.

Die Pflanze hat den göttlichen Geist auch.

Der Liebe ermangelt zu den fünf Sinnen noch ein besonderer (spezifischer).

Die Religion ist die Poesie des Volkes.

Man muß nicht die Musik in Bilder übersetzen wollen (wie Schwind getan hat); denn der Ton ist eine (direkte) Offenbarung Gottes.

Es gibt in der ganzen deutschen Sprache kein lügenhafteres Wort als das Wort ‚unmöglich‘. (Der nämliche Spruch in einem Brief vom Juli 1861: ‚Was ich will, das kann ich‘).

Kein Mensch ist lächerlich.»

Und so weiter.

Ich bekenne, daß ich für einen Gymnasiasten, der für sich in ein geheimes Privatheft den Spruch «Kein Mensch ist lächerlich» niederschreibt, eine gewisse Ehrerbietung verspüre und heische.

Das Steinenbrücklein

Bei Liestal gibt es einen Weg, der ist nicht wie ein anderer Weg, der ist mein Weg. Er heißt der Lange Hag, obgleich der Hag, der ihm den Namen *gegeben*, schon seit mehr als sechzig Jahren verschwunden ist, und führt von der Brücke, unter welcher tief unten in einem künstlichen Hügeleinschnitt die Eisenbahn wie zwischen zwei Schanzen durchfährt, nach dem Steinenbrücklein. Zu sehen gibt es dort nichts, weder für den Fremden, noch für den Einheimischen. Ein ebenes Sträßchen (früher war es ein schmaler Pfad) von etwa fünf Minuten Länge; zur Linken flache Felder mit einem Pulverturm darauf, zur Rechten bergansteigendes Wiesengelände, vor dem Wiesenberg irgendwo ein Bänklein und etwas weiter eine Lehmgrube, welche, wenn es geregnet hat, sich in einen Froschgraben verwandelt. So sieht der Lange Hag in meiner Erinnerung aus; gegenwärtig mag er etwas anders aussehen.

Daß dort und in der Nähe ein Schimmer meiner allerersten Lebenserinnerungen schwebt, darf mich hier nichts angehen;

denn nicht diese Erinnerungen waren es, sondern ein rein äußerlicher Grund, weshalb der Lange Hag bis zum Steinenbrücklein seit 1860 mein bevorzugter Weg wurde. Auf diesem Wege gelangte ich von Hause in der kürzesten Zeit, binnen wenigen Minuten, in die stille Einsamkeit. Ich konnte sogar unbemerkt dorthin gelangen, was zwar keineswegs nötig war, da niemand mir verwehrte, spazieren zu gehen, wohin ich wollte, aber doch erwünscht; denn wer sich in die Einsamkeit begibt, liebt nicht aufzufallen und empfindet es als überflüssig, nach dem Zweck und Ziel des einsamen Wandels befragt zu werden. Die Unbemertheit meiner Gänge nach dem Langen Hag erzielte ich dadurch, daß ich meine Absicht meldete, die Großeltern zu besuchen, mir dort, indem ich mich in und außer dem Hause wiederholt zeigte, ein Alibi konstruierte und dann unversehens zwischen Zaun und Dächern den Hügel hinauf nach dem Langen Hag verschwand. Fragte jemand nach mir, so erhielt er zur Antwort: «Er war den Augenblick noch da, er wird wohl auf dem Kegelplatz oder im Garten sein.»

Der Lange Hag bis zum Steinenbrücklein (aber nie über das Brücklein) wurde der Schauplatz meines Innenlebens während vieler Jahre; nicht ausschließlich, aber vorwiegend. Dort hauptsächlich entstand meine Persönlichkeit. Was ich immer auf dem Herzen hatte oder was mein Geist kreiβte, das trug ich dort hinauf.

Der Seher

Herwärts des Steinenbrückleins, beim Langen Hag, überkamen mich mitunter rätselhafte Seelenzustände, die ich mich wohl hüten werde beschreiben und erklären oder benennen und bewerten zu wollen, da niemand sich selber durch die Augen schauen kann. Hingegen zeigen kann ich sie: durch ein Spiegelbild.

In meinem «Olympischen Frühling», im zweiten Gesang des ersten Teils, tritt der Seher Orpheus auf. Dieser Orpheus, so wie er im Buche geschildert wird, ist nichts anderes als das seelische Abbild des sechzehnjährigen Gymnasiasten, wie die Erinnerung es aufbewahrt hat; jeder Zug ist dem Erlebnis nachgezeichnet. Daß aber das Erinnerungsbild wirklichkeitsgetreu haftete, daß nicht etwa der Dichter nachträglich mit der Phantasie das meiste hinzugetan hat, das bekunden Schriftstücke aus jener Zeit, die ich wieder aufgefunden habe, nachdem das Buch schon veröffentlicht war.

Im «Olympischen Frühling» ruft Orpheus: «Eh daß ich war, so bin ich früher schon gewesen.» In einer Notiz vom Jahre 1862 finde ich den Satz: «Wir sind von Ewigkeit da»; in einer andern vom 22. September 1861 die Worte «Meine Lehre von der Seelenwanderung», in einer dritten aus der nämlichen Zeit (1861 oder 1862): «Nach dem Tode werden wir allen den Verwandlungen subjektiv werden, die wir schon durchgemacht haben.» Wir finden also hier den Glauben an eine Seelenwanderung als eine feste Überzeugung, mehr noch als eine Selbstverständlichkeit verzeichnet. Nun wäre ja an sich dieser Glaube nichts sonderlich Bemerkenswertes; eine Menge Menschen, darunter namhafte Philosophen, teilen ihn. Das Merkwürdige in unserm Falle ist das, daß dieser Glaube nicht, wie es sonst geschieht, durch den denkenden Geist, auf logischem Wege gewonnen wurde, sondern durch die ekstatische Vision, während welcher sich der Jüngling genau wie der Orpheus des Buches an vormenschliche Erlebnisse zu erinnern glaubte.

Die Verse «Von dorthier» bis «laugen» zeichnen die Methode, wie der Jüngling die Offenbarungen der Wahrheit suchte, nicht aus Büchern, nicht von Lehrern, nicht durch Nachdenken, sondern durch unmittelbare Anschauung der metaphysischen Welt, indem er so lange die irdischen Dinge, ein Feld, einen Baum, einen Fleck Erdboden anstarrte, bis er schließlich glaubte,

durch die Kruste der Materie hindurch ins Ewige zu blicken. Doch warum soll ich versuchen, in nüchterner Prosa nachzustammeln, was der Dichter trefflicher gesagt hat.

Sogar von dem starren Seherblick des Orpheus finde ich in den damaligen Aufzeichnungen die Spur. «Man fühlt die Erhebung (Exaltation) in den Augen.»

Der Seher Orpheus meines «Olympischen Frühlings» ist also ein genaues, wirklich getreues Spiegelbild jenes jungen Menschen, um den es sich hier handelt, vom Standpunkt der Seelenwanderung betrachtet. Zur Ergänzung noch zwei Seelengesichtsbilder, von einem andern Standpunkt aufgenommen. Ein Satz, in jener Zeit geschrieben, lautet: «Wir sind Gott. Daß wir die Pflicht lieben können, hat einzig seinen Grund darin, daß wir Gott sind.» Und am 28. September 1861 schreibe ich in mein Tagebuch: «Abends Spaziergang nach Frenkendorf. Visionen bis zur Verzweiflung gesteigert: eine teuflische Macht, die über die göttliche den Vorrang hat.»

Selbstverständlich lief ich nicht etwa täglich von Morgen bis Abend als Seher herum. Die Ekstasen oder Visionen, oder wie man das nennen will, suchten mich bloß in der Einsamkeit in den Augenblicken höchster Durchseelung heim; im übrigen blieb ich ein ganz gewöhnlicher Schulbub, wenigstens von außen gesehen. Aber selbst in meinen allergewöhnlichsten Stunden verspürte ich zuinnerst etwas, das mir keinen Frieden mehr ließ, etwas wie einen Schatten, etwas Ernstes oder Trauriges oder Pathetisches. «Merkwürdig», rief mir eines der Mädchen im Pfarrhause zu, «ich habe Sie noch nicht ein einziges Mal lachen gesehen.»

Der ‚Philosoph‘

Eines Tages erzählte mir mein Freund beiläufig von einem großen Philosophen namens Kant, der ein Buch «Kritik der reinen Vernunft» geschrieben habe. Hochauf jauchzte mein Gedanke bei dieser Nachricht. Ein tapferer Mensch, der rücksichtslos alles und jegliches mit der reinen Vernunft kritisiert, das ist mein Mann, das muß ich lesen. Also flink das Buch aus der Bibliothek geholt. Zwar fand ich dann zu meiner Verblüffung etwas anderes, als ich meinte; da ich aber für den heroischen Mann einmal Feuer gefaßt hatte, gab ich mir, immer in der Hoffnung, auf eine revolutionäre Gesellschaftskritik zu stoßen, eine mörderliche Mühe, aus dem scholastischen Volapük klug zu werden. Klug wurde ich daraus nicht, aber eine richtige chronische Philosophose akquirierte ich mir dabei, glücklicherweise eine gutartige infantile Form; edlere Organe wurden nicht ergriffen; bloß der Gedankenstil und die Sprache blieben geraume Zeit philosophisch ange-seucht: Blässe des Ausdrucks, Wortarmut, Neigung zu Subtilisierung und dergleichen äußere Symptome: Versuche, mit der Begriffsmühle zu klappern, mit griechischen und lateinischen Wörtern zu klingeln, auf Stelzen zu schreiten und eine nüchterne pedantische Miene vorzuzeigen. Dann ging die Krankheit allmählich in völlige Genesung über. Im Gegenteil, der Anfall wirkte als Schutzimpfung; die philosophischen Kinderpocken haben mich auf Lebenszeit von der Gefahr einer ernsthaften philosophischen Infektion behütet. Damals aber war es mir bitter ernst mit meiner philosophischen Eigenschaft; ich war stolz darauf und brüstete mich damit. Auf einem Reischen, das ich im folgenden Jahre machte, schrieb ich ins Fremdenbuch: «Carl Spitteler aus Liestal, Philosoph.»

Keine Gefahr, daß, wer mich kennt oder auch nur sich nach meiner Jugend umsieht, sich durch den philosophischen Hokus-pokus könnte täuschen lassen. Der ganz aus Herz und Traum ge-

schaffene Jüngling in der Philosophenmaske: über diesen fröhlichen Domino lachen alle meine gegenwärtigen Bekannten und Freunde einfach hellauf. Aber meine damaligen Bekannten und Freunde, die ja nur die Krankheit und nicht die spätere Genesung mitansahen, lachten nicht, sondern schüttelten bedenklich den Kopf, wenn ich mit «Moral» und «Grundsätzen» und «subjektiv und objektiv» und «Makrokosmos und Mikrokosmos» rasselte. «Schade», urteilten sie im Pfarrhaus, «was für ein greulicher abstrakter Beelzebub ist in den Carlo dolce gefahren!» Und auch Wackernagel mag ein sonderbares Gesicht gemacht haben, als er einen Aufsatz von mir erhielt, in welchem ich ihm auf philosophisch bewies, daß keine Gewalt des Himmels und der Erde eine Tür, die jemand zugemacht hat, wieder aufzumachen vermöge. Diese Behauptung war übrigens echt philosophisch gedacht; meine Wundertür hat in der Geschichte der Philosophie erlauchte Verwandte von tausendjährigem Adel: die Schildkröte, die von Achilles nicht kann eingeholt werden, und den Esel, der zwischen zwei Heubündeln verhungert, weil er sich nie entscheiden kann, welchen von beiden er anbeißen will.

Diesen ganzen Unfug hat die «Kritik der reinen Vernunft» verschuldet. Aber finden Sie nicht auch: der geriebenste Spötter könnte keine boshaftere Satire auf die sogenannte «Erkenntnistheorie» ausdenken als die schlichte Tatsache, daß ein gesunder, naiver Mensch den Titel «Kritik der reinen Vernunft» so haarsträubend ins Vernünftige mißverstand?

Bruder Sokrates

Ein anderes Mal erzählte mir Widmann (der überhaupt dem einsamen Geistesrobinson jeweilen Nachrichten aus der Welt und aus den Bibliotheken zutrug wie ein Dampfschiff einem Schiffbrüchigen Zeitungen und Nahrungsmittel), auch von Sokrates.

Der habe einen Dämon gehabt, berichtete er, und wäre oft stundenlang auf einem Fleck stillgestanden, um dem Dämon zu lauschen. «Ei sieh doch», sagte ich mir, «das ist ja genau mein Fall. So stehe ich ja auch beim Langen Hag stundenlang still, um zu lauschen, was mir Offenbares aus der Wahrheit geschieht.» Deshalb faßte ich eine große Sympathie, unbekannterweise, für den dämonischen Bruder Sokrates.

So lange bis ich den wirklichen Sokrates (aus Xenophon) in der Schule kennen lernte. Jetzt wurde mir der nüchterne Mann im Gegenteil gründlich zuwider. Schon bei seiner Verteidigungsrede vor den Richtern. Und als ich vollends erfuhr, er habe einen berühmten griechischen Statuenkünstler über die Statuenkunst belehren wollen, galt mir Sokrates als Schauerbeispiel afterweiser Anmaßung. Ein Gehirn- und Zungenfasler, der mit tiftelnder Dialektik einen Künstler zu maßregeln sich untersteht, etwas Verhaßteres konnte ich mir gar nicht denken.

Vandal

W Weil ich gerade von Philosophie und dergleichen spreche: im Winter 1861/62 überraschte ich eines Abends meine Freunde im Pfarrhaus plötzlich mit der Behauptung, alle Kunst wäre frivol, nichtiges Zeug. Kaum hatte ich diesen Kraftsatz ausgesprochen, so kam Frau Pfarrer, die sich sonst nur mühsam vom Stuhl zu erheben vermochte, vor Empörung flink wie ein Wiesel auf mich zugesprungen und rief mir ins Gesicht: «Du abscheulicher Bub, willst du gleich schweigen?» Und Anna sekundierte ihr: «Wenn du so sprichst, so kannst du Räuberhauptmann werden; dann hetze ich den Adolf (meinen Bruder) auf dich, daß er dich einfängt und gefesselt zu mir schleppt.» Das war zornig gemeint. Allein in welchem Tone wurde es gesagt! Ich habe die Be-

obachtung gemacht, daß man gute Menschen am sichersten an der Art erkennt, wie sie mit einem zanken. Nie ist mir die Herzengüte und das innige Wohlwollen der Frau Pfarrer so rührend deutlich geworden wie damals, als sie mir zurief: «Du abscheulicher Bub!» In diesem Tone schilt eine Mutter ihren Sohn.

Aber bei dieser Gelegenheit eine Rätsselfrage: Wie in aller Welt war es möglich, daß ein Junge, der zum Künstler geboren war, der die Schönheit anbetet, dessen Pulsschlag die Kunst ist, dem die Phantasie aus den Fingerspitzen schwitzt, zu solch einem bilderstürmerischen Schauerspruch gelangen kann? Auflösung des Rätsels: Weil er immer in allem, was er unternahm, wahrhaft und ehrlich verfuhr. Jetzt war er ‚Philosoph‘, besser gesagt: Theosoph, meinte wenigstens, es zu sein. Jede Philosophie aber, wenn sie hoch ist, und jede Religion, wenn sie ganz ist, nötigt zur Verachtung der Kunst. Denn die Kunst, ob sie Kirchen baue oder Madonnen und Gekreuzigte male, hat ein weltliches Herz.

Reitende Ferien

Artilerieoffizier, meinte mein Vater zur Abwechslung, sollte ich werden. Warum nicht? Jurist, Kaufmann, Offizier, alles was beliebt, denn der Beruf geht die Zukunft an, die Zukunft aber ist ein so fernes, fabelhaftes Ding, daß man sie gar nie erlebt. Da ich erst sechzehnjährig war, hatte man reichlich Zeit; einstweilen sollte ich einmal reiten lernen, und mein Bruder bei der Gelegenheit gleichfalls. In Maisprach, einem Dörflein unweit Rheinfelden, wohnte der Rittmeister der kantonalen Kavallerie, Hauptmann Graf; das war zugleich der Gastwirt des Dörfchens; deshalb wurden wir in den Sommerferien bei ihm einquartiert, und nun gings vom Morgen bis Abend ans Reiten. Zwei Pferde hatte der Rittmeister eigen, einen wilden, schwarzen Hengst, den

nur er zu bemeistern vermochte, und einen frommen Schimmel; außerdem verfügte er noch über ein ausgedientes deutsches Kavalleriepferd, einen Fuchs, der dem Dorfmüller gehörte. Diese drei wurden auf ein Mättelein geführt, und wir durften auswählen. Sofort entschied ich mich für den dämonischen Hengst, weil der so herrlich malerisch aussah. Also wurde ich auf diesen hinaufgehißt, natürlich ohne Sattel und Reitbügel, und jetzt «vorwärts, marsch!» Kaum aber, daß der Hauptmann «marsch» befahl, verübte der Hengst einen mächtigen Sprung und wollte über Bach und Zaun, wobei er mich unterwegs ablud. Und ähnlich jedesmal, so oft der Rittmeister bloß seine Stimme hören ließ. Als das ein paar Tage gedauert hatte und sich bei mir nervöse Symptome einstellten, wurde ich auf den Fuchs gesetzt; da gings.

Die Dörfler verfolgten unsere Fortschritte mit wohlwollender Teilnahme, und allmählich, da man so beständig beisammen wohnte, bildete sich etwas wie ein Freundschaftsverhältnis zwischen ihnen und uns. Zwar den eigentlichen Bauern blieb ich fern; ich verstand ihre Vorliebe für Kühe und Mist nicht und vermochte sie nicht zu teilen; dagegen mit dem Pfarrer, dem Lehrer, dem Arzte verkehrten wir in den Reitpausen, hörten den Gesangsübungen der ‚Knaben‘, das heißt der Unverheirateten, zu, inspizierten die Schulen und was uns sonst einfiel. Unter dem mitgebrachten Gepäck befand sich eine Gitarre, eine Flöte; ein Schulkamerad von mir aus Basel kam zu uns wohnen; der spielte Violine, und so gab es etwa ein Konzertchen. Allabendlich tönnten die schönen Flötensonaten von Kuhlau, die mein Bruder beim offenen Fenster spielte, über das stille Dörflein bis in den entfernten Mühlegrund hinunter. Mädchen gab es auch in dem Dörflein; die versuchte ich abzuzeichnen. Wenn es regnete, nahm ich ein mitgebrachtes Bändchen Jean Paul vor, den Nachtrag zum «Titan», vermochte ihm aber keinen Geschmack abzugewinnen; dagegen kam mir an einem blendenden Sonntag eine Aufsatz-

vision für Wackernagel: Don Juan in Sevilla. Was der eigentlich in Sevilla sollte, war mir nicht klar; der Einfall war nichts als notdürftig ins Logische übersetzte Sonnenglut. Überhaupt lag das Geistige brach; die Reitmuskeln übermochten das Gehirn; kein Wille vermochte den lahmen Gedanken zu galvanisieren.

Endlich wurden wir für wirkliche Kavalleristen erklärt, Sporen – o Glück, o Ehre! – wurden herbeigeschafft, und nun ritt man täglich über Land, zu dreien, der Rittmeister und wir beiden Buben. Erst nach den umliegenden Dörfern, dann ins Fricktal oder nach Rheinfelden, nach Augst. Da lernte ich die Welt im Allegrotempo kennen; und es ist wirklich ein neuartiges Gefühl, durch die Landschaft im Galopp zu sprengen; ich bin sogar geneigt, zu vermuten, daß ohne meine vielen, ob auch noch so ungeschickten Reitereien (später hauptsächlich in Rußland) meine nachmaligen epischen Dichtungen nicht den frischen, mutigen Zug aufweisen würden. Den Abschluß des ganzen Reitkurses bildete ein Ritt nach Liestal. Ha, welch ein Stolz, hoch zu Pferd selbdritt in die Heimat einzurücken! Welch ein Genuß, das lärmende Hufgeklapper, das man auf dem Pflaster verursachte!

Und nachher, als die Ferien vorbei waren, bezogen wir das Gymnasium mit den Sporen, so daß es wunderbar klirrte, wenn wir in den Gängen und Schulzimmern herumstampften; zur Belustigung unserer Kameraden, zum Ärger unserer Lehrer. Mehrere Tage lang durften wir mit Erlaubnis des Papa die berittenen Gymnasiasten in der Schule betonen, bis schließlich doch der Verdruß der Lehrer dem ritterlichen Vergnügen Einhalt gebot.

Mit dem Reiten war es also ziemlich geglückt; dagegen der Artillerieoffizier, auf den das Reiten gemünzt war, ging dabei verloren. Ich hatte nämlich beiläufig von meinem Rittmeister manches über den militärischen Beruf erfahren, was mir ihn verleidete. Man müsse mit den Soldaten in einem und demselben Zimmer schlafen, wovor mir ekelte; man müsse sich vom Kopf bis zum Fuß ärztlich untersuchen lassen, was mich als eine scham-

lose Beleidigung empörte; man müsse als Artillerieoffizier Trigonometrie und weiß was noch alles für greuliche mathematische Dinge verstehen. Und als er vollends einmal meinte, ich sollte meinem Pferde den Bauch striegeln, ohne das gehe es bei der Kavallerie und Artillerie nicht, sagte ich ihm bündig den Gehorsam auf. «Dem Vaterlande dienen, ja; aber nicht als vernünftiger zweibeiniger Mensch einem unvernünftigen Vierbein den Knecht machen.» Dieses Pferdestriegeln gab den Ausschlag. Einen Monat später notiere ich in mein Tagebuch den festen Entschluß: «Ich will nicht unter die Soldaten.»

Ein Lied ohne Worte

Als wir aus den reitenden Ferien heimkehrten, traf ich zu Hause Eugenia, unsere Tante, die dort schon wochenlang zu Besuch gewilt hatte. Sie blieb nur noch wenige Tage; allein über die wenigen Tage verbreitete ihre Gegenwart Wonnestimmung.

Eugenia offenbarte mir diesmal wiederum eine musikalische Neuigkeit: die «Lieder ohne Worte» von Mendelssohn. Eines dieser Lieder wurde sofort mein Liebling, den sie mir nicht oft genug vorspielen konnte: das Presto agitato in G-Moll. Das leidenschaftliche Tempo, der trotzige Rhythmus der Einleitung, das schwungvolle Thema rissen mich hin, die verminderten Septimen- und Nonenakkorde, die ich hier zum ersten Male vernahm oder wenigstens bemerkte, entzückten mich wie übernatürliche Tonwunder. «Bitte, erkläre mir, was sind das für geheimnisvolle Harmonien? Kraft welcher Mittel tönen sie so ganz anders als die übrigen? Warum wirken sie so herzberauschend?»

Der Zufall wollte, daß gerade in jenen Tagen mein Lateinlehrer, Professor Gerlach, über die Lieder ohne Worte als einen angeblichen Widersinn spöttelte. Ha! Der Hohn, die Verachtung,

die ich ihm dafür zinste! «O du alter, dickhäutiger, oxsenstirniger Barbar! In die Völkerwanderung mit dir! Unter Zimbern, Teutonen und Vandalen ist dein Platz!» Den Hohn mußte er mir wohl am Gesichte abgelesen haben; denn er hielt sich über mein «überlegenes Lächeln» auf.

Ein Lied ohne Worte war auch der Verkehr zwischen uns. Wir verstanden uns unmittelbar, ohne Aussprache, wir harmonierten in unserm Geschmack, in unsern Anschauungen, bildeten (einen) Sonderbund. Während die übrigen die Fenster öffneten, um den Sonnenschein einzuladen, ließen wir die Jalousien herunter, um die Stimmungsgenüsse und Farben- und Schattenwunder des gedämpften Lichtes zu kosten. «Merkwürdig», meinte jemand zu Eugenia, «man sieht Sie fast immer nur im Profil.» Bei dieser Bemerkung lächelten wir uns im verstohlenen vergnügt an. Im Bad Schauenburg, eine starke halbe Stunde von Liestal entfernt, war Ball. Dorthin führte ich sie zum Tanz. Wir hatten den Hausschlüssel nicht mitgenommen; den ging ich in dunkler Nacht in Liestal holen und kehrte mit ihm nach Schauenburg zu ihr zurück. Und ähnlich wie ich vom Pfarrhaus einen italienischen Künstlernamen empfangen hatte, erhielt ich jetzt von Eugenia einen englischen Freundschaftsnamen.

Unbedeutende, alltägliche Vorkommnisse, der Erwähnung unwert? Ja, ist Freundschaft, ist Kunst, ist eine reine, gehobene Stimmung etwas Unbedeutendes? Ist Glück etwas Alltägliches? Nur kurz (wenige Tage) dauerte leider das Zusammensein. Aber nach ihrer Abreise tönte noch wochenlang der Nachhall des Presto agitato in meiner Seele, den Sommer ausläutend. Und sein Thema, von Eugenias Bild illustriert, rief mir zu: «Mut! Ob deine Zukunft auch vielleicht in G-Moll geht, du wirst siegen.»

Den Sommer 1861 kann ich mir ohne das Presto agitato gar nicht denken. Dieses Lied meldet wahrer, als Worte es vermöchten, meine seelische Stimmung im August und September. Darum mußte ich davon erzählen.

Der Segen Eugénias

Ich habe beobachtet, daß wichtige Ereignisse sich gerne in Stimmungen der Gleichgültigkeit, der Niedergeschlagenheit, der Langerweile einschleichen. Man glaubt sich den gewöhnlichsten, nüchternsten Regenwetterstunden anheimgegeben und erfährt währenddessen etwas, was dem Leben, wie die Zukunft zeigen wird, eine Wendung gibt. An einem Herbstsonntag (22. September 1861) wußte ich nicht recht, was mit mir anfangen, las ein wenig, spielte ein bißchen Klavier, wollte nach dem Essen in die Sonntagszeichenschule gehen; diese fand nicht statt; darauf kehrte ich heim und setzte mich vor lauter Enttäuschung und Langerweile wieder ans Klavier.

Ans Klavier, sage ich. Mein Vater hatte nämlich zufällig fast um die nämliche Zeit, da mich Eugénia die zehn Finger auf die Tasten legen lehrte, etwas, das sich Klavier nannte, angeschafft, um seine Tänzlein darauf zu spielen. Naiv und gläubig, wie er war, hatte er sich von einem katholischen Pfäfflein von Pantaleon einen schauerlichen Musikkasten aufschwätzen lassen, der undenkliche Jahre im Basler Theater gestanden hatte und dermaßen abgespielt war, daß er von Tönen bloß noch die Schatten von sich gab. Immerhin, es hieß Klavier, und mit Hilfe der Phantasie konnte man ungefähr unterscheiden, was man spielte. Für mich ergab sich bei diesem Anlaß die Frage: Soll ich, was mich Eugénia gelehrt, aus eigener Kraft weitertreiben? Um diese Frage zu entscheiden, stellte ich die Vorfrage: Verspricht mir jemand, daß ich, falls ich mich anstrengte, spätestens in zwei Jahren eine der großen Beethovenschen Sonaten, zum Beispiel die Pathétique, werde fehlerlos und meisterhaft spielen können? Als diese Vorfrage allgemein verneint wurde, entsagte ich dem Klavierspiel, während mir andererseits das Gitarrenspielen, das ich meinem Vater zuliebe fortsetzen mußte, jetzt verleidet war. Also zunächst eher Verlust als Gewinn. Jenen Herbstsonntag nun

nahm ich aus Langerweile die beiden Winterthurer Stücklein wieder vor. Während ich diese spielte, kam Pepi, um mich ins Pfarrhaus abzuholen. Ich folgte seiner Einladung, traf aber im Pfarrhaus die nämliche gedrückte Stimmung. Frau Pfarrer litt an Brustkrämpfen, Fräulein Wimmer hatte Zahnschmerzen, Anna fühlte sich nicht wohl, zum Überdruß hatten sich noch zwei unliebsame Gäste eingefunden. Alles versprach einen trüben, verfehlten Nachmittag.

Da verkündete Pepi plötzlich die Nachricht, er hätte mich dabei überrascht, wie ich die denkbar schönste und schwierigste Fuge von Bach gespielt hätte. Natürlich erregte seine Mitteilung Aufsehen; denn daß ich Klavier spielen könnte, geschweige denn eine Fuge von Bach, war eine erstaunliche Neuigkeit. Unschwer vermochte ich jedoch die Anwesenden von der liebenswürdigen Übertreibung meines Freundes zu überzeugen; die Unmöglichkeit leuchtete ein, und hiemit schien die Sache abgetan. Als aber Anna aufgefordert wurde, etwas vorzuspielen, öffnete sie den Flügel und meldete einfach: «Carl wird spielen.» Sie sagte richtig; denn, ob noch so ungerne: wenn Anna es wollte, so spielte Carl. Nachdem ich mein bescheidenes Sätzlein mit Angst und Zagen beendet, wurde ich wie eine Art musikalischer Wunderbub angesprochen: «Schade», rief mir Frau Pfarrer zu, «schade, daß Sie nicht früher angefangen haben; Sie wären ein ganz großer Klavierspieler geworden! Dazu ist es jetzt leider zu spät; hingegen ein tüchtiger Klavierspieler können Sie immer noch werden.» Und als ich meinen Widerwillen gegen Klavierunterricht aussprach, entgegnete sie mit schönem, geheimnisvollem Lächeln: «Es dürfte auch nicht der gewöhnliche Unterricht sein; wer weiß, vielleicht wüßte ich Ihnen Rat.» Und ließ durchblicken, sie selber, wenn die Gesundheit es ihr erlaube, wolle mir Klavierunterricht geben. Klavierunterricht von Frau Pfarrer in Person! Das wäre eine so hohe, seltene Auszeichnung gewesen, daß ich nicht zu glauben wagte, es handle sich um einen ernsthaften Vorsatz.

Aber schon am nächsten Tag schickte Frau Pfarrer ihre beiden Kinder aus, um mich zur ersten Klavierstunde zu holen. Sie trafen mich nicht zu Hause, sondern beim Schillingsrain auf dem Felde des Großvaters, neben einem Feuerlein und einer Kuh sitzend, die Ästhetik von Carrière in den Händen. Diese nicht gewöhnliche Situation wurde später von der Sage fröhlich ausgeschmückt: man hätte mich angetroffen, wie ich gleichzeitig Kühe hütete und eine Ästhetik dazu studierte. Ich und Kühe hüten! Der keine Ahnung hatte, was eine Kuh ungefähr frißt und wovor man eine Kuh zu hüten hat. Sondern die Kuh, neben welcher man mich sitzen sah, war eine sentimentale Kuh, und das Feuerlein ein aufgewärmtes: mit Erinnerungsglanz. Ich feierte nämlich den ersten Herbstferientag mit dem Versuch, die einstigen Herbstferienwonnen wieder zu kosten, die wir als kleine Büblein genossen hatten, als wir, von Bern kommend, zusahen, wie die Knechte des Großvaters die Kühe hüteten, und dabei Äpfel zu Kohlen verbrannten (was wir ‚braten‘ hießen) und über das Feuerlein sprangen und uns dabei die Hosen verbrannten. Ein Versuch, der natürlich, wie alle Erlebnisaufwärmungen, kläglich mißlang. Und da mir der Versuch schon am Morgen mißlungen war, nahm ich am Nachmittag aus Vorsicht ein Buch gegen die Langeweile mit.

Mit den Klavierstunden dagegen hatte es seine Richtigkeit, und der ersten Stunde folgten im Verlauf von etwa zwei Jahren eine ansehnliche Anzahl anderer. Trotz beiderseitiger Mühe und Geduld kam jedoch nichts Erkleckliches dabei heraus. Ich war eben den Jahren entwachsen, wo man es erträgt, täglich stundenlang Fingerübungen zu machen; auch hatten meine Hände nicht mehr die kindliche Geschmeidigkeit, so daß wegen des ewig ausbleibenden Ergebnisses schließlich Entmutigung den Unterricht allmählich einschlafen ließ. Der vermeintliche Wunderknabe entpuppte sich als untermittelmäßig. Nur die bewundernswerte Langmut und Güte meiner verehrten Lehrerin konnte es überhaupt so lange mit dem Stümpernden aushalten.

Trotzdem bedeutete der Anfang dieser Klavierstunden ein Ereignis ersten Ranges für mein Jugendleben; trotzdem datiere ich von jenen zwei Septembertagen einen Umschwung meines Schicksals; trotzdem schreibe ich Eugenia den Dank dafür in mein Schuldbuch, daß ihre erste Unterweisung mittelbar die Aufmerksamkeit der Frau Pfarrer auf mein vermeintliches Talent richtete. Der Klavierunterricht im Pfarrhaus erschloß mir nämlich den täglichen Umgang mit Anna. Ob mir daraus dann Freud oder Leid erwuchs, ist Nebensache; selbst Leid ist als Glück zu buchen, wenn es aus erhöhter Seelenstimmung stammt. Und das eben stempelte das Datum des 22. September 1861, das mir den täglichen Verkehr mit Anna eröffnete, zu einem Ereignis ersten Ranges, daß von nun an während eines langen Winters jeder einzelne Tag hoch tönte, daß die Stunden einen reicheren Inhalt gewannen als früher die Wochen, daß ich in einem bewegteren Tempo unter innigeren Gefühlen lebte und litt, daß über die ganze Gegenwart Schicksalsatem wehte. Wichtig, ernst und geschlossen, wie die fortlaufenden Szenen einer Tragödie hebt sich aus meinen Jugendjahren der Winter 1861/62 dunkel ab. Auch ist das kleinste Vorkommnis jener Monate wie mit dem Ätztift in mein Gedächtnis eingetragen.

Ich war mir auch gar wohl der Bedeutung des Ereignisses bewußt. Während ich weder früher noch später jemals ein Tagebuch schrieb, eröffnete ich eines für den Winter 1861 auf 1862, aus einem ähnlichen Trieb, wie etwa ein Evangelist bei seinem Eintritt in den Jüngerkreis den Wunsch verspürt haben mag, jeweilen alles niederzuschreiben, was Jesus täglich sagen oder tun würde. Und das Tagebuch begann ich mit dem 22. September, dem Tage, der mir den täglichen Umgang mit Anna erschloß.

Ehe ich weiter erzähle, will ich die zwei ersten Seiten des Tagebuches wörtlich mitteilen, woraus ein Einsichtiger wie aus einer Seelenphilosophie ablesen kann, wie der junge Mensch um diese

Zeit inwendig beschaffen war, mit Herz und Phantasie und ‚Philosophie‘ und Kinderei und Schulaufsatzstil. Ich will keine Zeile, kein Wort davon weglassen oder retuschieren.

Die zwei ersten Tagebuchseiten

Sonntag, 22. September 1861

«Verschiedene Phantasien überwältigten mich, die ich eine Kasuistik der Phantasie nennen möchte [die übrigen Menschen nennen das Poesie]: in der Kirche verfolgen mich diese Ideen wiederum [Anna: (meine) Gemahlin]. Dann spiele ich Klavier, lese Ästhetik und Andersen. Ein Spaziergang vor dem Essen nach der Steinenbrücke. Die (meine) Lehre von der Seelenwanderung wird ein System.

Egoismus. Jede Liebe ist Egoismus. Haß schließt einfach Höheranerkennen der Person in sich, die wir hassen. Selbstmord ist unzulässig für jeden Starken.

Nach dem Essen wollte ich zeichnen gehen, Herr Völlmy (Zeichenlehrer) war nicht zu Hause. (Sonntagszeichenschule fürs Volk. Ich nahm an diesem Unterricht einzig deshalb teil, weil unter den Zeichenvorlagen sich ein ‚Urteil Salomons‘ befand, in welchem Bilde eine weibliche Gestalt zufällig Ähnlichkeit mit Anna hatte.) Da setzte ich mich wieder ans Klavier. Während ich aber spielte, kam mein lieber Freund und holte mich ab, ins Pfarrhaus zu gehen. Gerne ging ich und fand alle dort (versammelt) mit Herrn Sonntag (aus Berlin). Frau Pfarrer litt an Brustkrämpfen, Fräulein Wimmer an Zahnschmerzen. Auch Anna war nicht wohl. Zu meinem Ärger mußte ich Bach spielen. Die Scharade war mir anfangs unlieb, da meine Anna nicht mitspielen wollte. Sie ließ sich aber nach der ersten Aufführung be-

wegen, mitzuspielen. Die Liebliche aß mit mir eine Traube und schaute mich an mit treuen, sanften Augen, als ob sie nie ein Herz verwunden, nie einen Menschen dem Unglück überlassen könnte. Da trat ich auch zum ersten Male in das Heiligtum ihres Zimmers ein. Efeu zeugte von dem Geschmacke, der aus einem fühlenden Gemüte entspringt. Alles war in Ordnung und geziert durch ihre Gegenwart. Auch die andern Mädchen waren mir heute so lieb. Warum sollte ich sie denn nicht lieb haben, da sie sich doch geäußert: «Wenn Anna nicht bei unserm Spiele ist, so geht alles nicht.» Doch die Armen! Sie dienten nur, um den Glanz der Königin noch mehr hervorzuheben. Sie selbst war freundlich und willigte sogar darein, mir (Egmont) als Klärchen zu erscheinen und den Kranz aufzudrücken. Beim Abendessen nahm sie wieder den Platz neben mir ein. Pepi auf der andern Seite war auch sehr liebevoll, daß ich mir keine liebere Nachbarschaft je auf Erden wünschen könnte. Beim Abschiede küßte ich Anna die Hand, ganz gegen meine Grundsätze, doch nicht gegen mein Gemüt».

(Am Rande dieser Zeilen versucht der Tagebuchschreiber die Erlebnisse dieses Tages in philosophische Rubriken unterzubringen. Neben den ersten Zeilen, die von den Romanphantasien, vom Klavierspielen, vom Andersenlesen handeln, schreibt er die zwei Worte «Phantasie» und «Gemüt»; hierauf, wenn er die Gedanken über Seelenwanderung und so weiter beim Steinenbrücklein berichtet, schreibt er daneben: «Geist» und «Wissenschaft». Dem ganzen Nachmittag, von dem Augenblick an, wo ihn der Freund ins Pfarrhaus holt, gibt er am Rand das Kennzeichen «Gemüt».)

Montag, 25. September 1861

«Das Gefühl der Ferien bekam ich erst dann recht, als ich mit Adolf (meinem Bruder) nach dem Bahnhof ging (der hatte, eine andere Schule besuchend, nicht Ferien). Er war erfreut, mich einmal gesprächig zu finden, da ich ihm von meinem (gestrigen) Besuch im Pfarrhaus erzählte. Ein Spaziergang nach dem Radacker (ein Feld des Großvaters, auf welchem jenen Tag Großvaters Knecht Felix die Kühe hütete) lehrte mich da zum ersten Male, daß es nicht vorteilhaft sei, in der freien Natur Philosophie zu treiben, da die Natur zu sehr Gemüt und Phantasie anregt und diese daher die Vernunft übertönen. Indem ich (zu Hause) Feuchtersleben wieder zur Hand nahm, fand ich zu meiner Freude, daß ich jetzt seiner Denkweise schon viel näher stand, daß ich ihn besser verstehe und daß ich mir auch eine bessere Übersicht erworben habe als früher. Dennoch spürte ich die gewaltige Leere in meinem Innern wieder aufs heftigste. Besonders mein Geist scheint mir klein, so beschränkt zu sein, daß ich an jedem Gehalte in mir verzweifelte. (Der Tagebuchschreiber wußte nicht, daß der Geist Pausen hat, daß man etwas tun muß, daß das müßige Zuschauen, wie der Felix die Kühe hütet, nicht gedankenfördernd wirkt.) Desto mehr beschloß ich von neuem, auf meinen Charakter die größte Sorgfalt zu verwenden, welchen Teil meines geistigen Prinzips ich als den vollendetsten betrachten darf (das Gemüt nicht zu berühren, welches ja vom Charakter geleitet wird). Dem (im?) Geiste (suchte ich mir vorzuspiegeln) kann ich vielleicht durch Willenskraft Geist schaffen, wie ich aus Liebe (zu Anna) das Zeichentalent in mir hervorgerufen habe. Geistesgröße und (-)Erhabenheit wird deshalb mein Ziel sein. Wie ich mir im Charakter, im Gemüt und in der Phantasie ebenfalls Größe, Adel und Hoheit schon lange vorgesetzt hatte. Ich erkannte also heute, daß es auch eine Hoheit im Denken oder, um den allgemein üblichen Ausdruck zu gebrauchen, eine Tiefe

in den Gedanken gebe. Der (unfreundlichen) Witterung setzte ich mich entgegen durch Hervorrufen von Phantasie und Visionen.

Als ich nachmittags wieder die Kühe hüten ging (zusah, wie der Felix die Kühe hütete), nahm ich die Ästhetik (von Carrière) mit. Vieles blieb mir unverständlich, so lange ich auch darüber nachdenken mochte. Ich kam daher zu dem Schlusse, man müsse zuerst Bücher schnell lesen, um sich in den Geist derselben einzuarbeiten; dann müsse man sie noch einmal erwägend lesen, wie wir, wenn ein Musikstück zum Beispiel in A-Dur geendet hat, nicht gleich (ohne vorhergehende Pause, die uns die Gefühle und besonders die Töne verarbeiten läßt, die in unsern Ohren klingen) ein C-Dur hören können, ohne daß der Eindruck, den die ersten Takte machen sollen, darunter leidet.

Während ich beschäftigt war, meine Gedanken auf meine Ästhetik zu sammeln, wurde ich auf die angenehmste Weise überrascht durch meine Lieben, durch Anna und Pepi. Es ist schön und rührend anzusehen, wie die beiden Geschwister in mehr als geschwisterlicher Liebe zart und weich für einander fühlen. Diese Liebe war es, welche mich von Anfang an zu Pepi zog und mir bei all seinen Eigenheiten, die mir am Anfang so anstößig waren, da sie nicht wie jetzt durch Freundschaft gemildert, nein aufgehoben sind, ein Anhaltspunkt war, daß ich mich ihm anzuschließen bemüht war. Denn daß er ein Herz habe, und das ein zartes, bewies mir seine Aufmerksamkeit, Anhänglichkeit und Zärtlichkeit an seine Schwester. Als ich nun sah, daß er ein Herz habe, so kam es nur darauf an, auch mir dies Herz zu gewinnen. Und ich habe es, und werde es fest bewahren und nicht loslassen.

Sie brachten mir die Nachricht, die Frau Pfarrer wolle mir Klavierstunden geben. Dies kam mir ganz unerwartet. Denn ob schon sie mich es hatte hoffen lassen (gestern), so stellte sie doch die Bedingung ihrer Gesundheit dazu, die ich nicht so früh erwarten konnte. Ich nahm also sofort die erste Stunde. Ich faßte

gleich den Beschluß, mich der Frau Pfarrer insofern dankbar zu erweisen, daß ich ihr durch allen Fleiß, der mir bei Aufgaben und Erholung immer möglich wäre, etwas an ihrer Mühe ersparen könnte, und auch weil ich glaubte, daß ich das schon aus Hochachtung tun solle und werde. Pepi und Anna erschienen während der Stunde für einen Augenblick, verabschiedeten sich aber sogleich, um zu Onkel Tütchen (Herrn Sonntag) zu gehen. Ich muß gestehen, ich wurde betrübt durch diesen Abschied; ich bin so kindisch, daß ich sogar dem alten Onkel Tütchen die Gegenwart meiner Geliebten mißgönne. Dies Gefühl wurde gesteigert dadurch, daß mir schon der Heimgang vom Felde zum ‚Falken‘ (Gasthof) etwas zu eintönig und kalt erschien; natürlich aber durch meine Schuld. Ich trug ein Körbchen von Anna und übergab es ihr beim Scheiden wieder, worauf sie in den Doppelsinn dieses Wortes einging.

Abends faßte ich den Entschluß, ein Tagebuch zu schreiben, weil ich jetzt hoffen durfte, meine Anna öfters wiederzusehen, damit ich nie vergesse, was je Bedeutendes geschehen sei (werde geschehen sein). Papa hielt mir einen Vortrag über die Rechte. Mein Entschluß, nicht unter die Soldaten zu gehen.»

(Auch dieser Text ist am Rande mit philosophisch rubrizierenden Titeln versehen. Wo ich mit meinem Bruder spreche, heißt es am Rande «Gemüt», wo ich über Widmanns Verhältnis zu seiner Schwester rede, «Kritik», und so weiter. Das Erscheinen der Geschwister, welche mich zur Klavierstunde abholen, erhält den Namen «Fatum».)

ZWEITER TEIL: HERBST 1861 BIS MAI 1862

«ES SCHMERZT»

Übersicht

Mit allen Glocken der Hoffnung läutete mein Herz den Winter ein, der mir durch die Klavierstunden den täglichen Verkehr mit meiner Geliebten versprach, und da ich mir keiner andern Ansprüche bewußt war als «guten Tag, Carlo dolce», «gute Nacht, Carlo dolce», so glaubte ich eine unabsehbare Kette von lauter roten Festtagen herannahen zu sehen.

Eine Kette von Festtagen langte auch wirklich an; ja, nur nicht von roten, sondern von ultravioletten, die sich allmählich bis zum Schwarz verfinsterten. Als ob es auf die Länge menschenmöglich wäre, jemand zu lieben, ohne zu begehren, wieder geliebt zu werden! Und selbst angenommen, der höchsten Apotheose, verbunden mit der tiefsten Demut, wäre das Unmöglichkeitswunder gelungen, auf Wiederliebe ergeben zu verzichten, eines wird ihr doch nie gelingen, den klaren Beweis der Nichterwiderung und die tägliche Wiederholung dieses Beweises zu verwinden. Was der Gedanke ertrug, erträgt das Auge nicht. Verletzung, Schmerz, Empörung des Selbstbewußtseins und am Ende aller Enden der Ekel, ist die unabwendbare Folge. Darum muß eine himmlische Geliebte entweder tot sein, wie Dantes Beatrice, oder sie muß wenigstens in unerreichbarer Ferne wohnen. Die Nähe erzeugt den nagenden Wunsch und die seufzende Sehnsucht. Und wenn es der Starke vermag, wachend seinem Herzen einen Maulkorb anzulegen, so schreit das Herz um so lauter im Traum.

Die nächste Folge des täglichen Umganges war deshalb diese:

in wachendem Zustand eine Springflut von ethischer Exaltation («sie ist erhaben, ich will alles Gemeine vernichten und meiden, und so weiter»), bei Nacht eine Grundwelle von sehnsüchtiger Traumpoesie mit Bildern von so innigem, wehmütigem Liebesheimwehglanz, daß sie noch weit in den andern Tag hineinleuchteten, wie denn das Tagebuch jeweilen das Traumerlebnis wie ein wichtiges Ereignis, wichtiger und wahrer als die wirklichen Begebnisse nicht bloß verzeichnet, sondern unterstreicht. Und was geschah in diesen Traumabenteuern? Natürlich immer das nämliche, das, was das Herz ersehnte: ihr Liebesgeständnis und ihr Kuß. An diesen seligen Traumerlebnissen gemessen, ergab dann der Verlauf des wachen, nüchternen Tages ein häßliches Manko, welches das Herz auszugleichen begehrte, und da der Ausgleich immerfort ausblieb, war die Unseligkeit da.

Und dann das ewige Hin- und Hergezerr zwischen Glück- und Unglücksgefühlen, wenn einer sein Heil von den Worten, Gebärden, Mienen und Blicken eines Menschen abhängig gemacht hat! Heute heißt es: «Sie lächelte mich so lieb und freundlich an, daß ich ganz glücklich wurde», morgen: «Ich war verzweifelt, denn sie kam mir etwas scharf, beinahe hart vor.» Eine vorübergehende Verstimmung, vielleicht rein körperlichen Ursprungs, dämpft den Glanz des Auges: sofort wird die Mattheit des Blickes als Abneigung mißdeutet. Jetzt fehlt, um den Frieden vollends zu vergiften, einzig noch die Eifersucht; und die wird bei so überspannter mißtrauischer Aufmerksamkeit nicht lange ausbleiben.

Und dann noch etwas anderes. Hätte mein Herz auch alles erhalten, was es begehrte, wären die sehnsüchtigen Träume verwirklicht worden, es hätte mir doch nichts genützt: denn ich war überhaupt nicht mehr fähig, mich zufrieden zu fühlen; ich trug die Unseligkeit in mir. Am Langen Hag hatte sich nämlich im vergangenen Sommer ein Wurm in meine Seele geschlichen, der an mir nagte und mir keine Ruhe mehr ließ, bis ich seinen Willen würde getan haben. Aber der Wurm war stumm, er sagte mir

nicht, was er wollte; hingegen was er nicht wollte, gab er mir durch giftige Bisse zu verstehen. Und das wollte er nicht, das duldet er nicht: daß ich mein Glück in der Liebe und meinen Frieden in der Betätigung meiner angeborenen Talente finde.

Als Maler entdeckt!

An einem Oktobersonntag erschien im Pfarrhaus zu Liestal ein unglaublich schöner junger Maler, den ich Ix Ypsilon Ypsilanti nennen will. Zwei wundervolle große, klare Augen, ein seidener Schnurrbart, eine samtene Haut, eine klangvolle, einschmeichelnde Stimme, eine weiche, süße, kosende Aussprache, geschmackvolle Kleidung, geschmeidige Haltung, feine Hände und feine Manieren und über das Ganze ausgegossen eine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit. In der ersten Minute hatte er sämtliche Pensionsmädchen bezaubert; rein weg waren sie. Und erst, als er auftrat! Er trat nämlich auf, wie ein Schauspieler oder Taschenkünstler, und gab eine Vorstellung. Zunächst setzte er einen geheimnisvollen Kasten auf den Tisch, dann sprach er einige einleitende Worte über seine phänomenale musikalische Begabung, berichtend, wie er vor Liszt gespielt habe und wie er von Liszt bewundert worden sei. Hierauf holte er aus dem geheimnisvollen Kasten ein Dutzend Stück Mundharmonika und begann abwechselnd auf den Dingen zu säuseln. Ha, was für ein Erfolg! Keine lärmende Begeisterung, mehr: bewundernde Blicke, feuchte Augen, Herzensseufzer. Die wonnige Persönlichkeit leuchtete und das Pfarrhaus strahlte.

Anna ließ sich zwar nicht fangen; sie nahm das Adonisphänomen mehr von der fröhlichen Seite. Doch ließ sie sich natürlich seine Höflichkeiten und verbindlichen Artigkeiten lächelnd gefallen, was in mir tragische Gefühle aufwühlte. Zum ersten Male

meines Lebens lernte ich da die Qualen der Eifersucht kennen. Da ich aber noch kein Persönlichkeitsbewußtsein erworben hatte, stand ich der Eifersucht wehrlos gegenüber und fühlte mich als eine Null verurteilt, vernichtet, namenlos unglücklich.

Am folgenden Morgen traf es sich, daß der schöne Ypsilanti zufällig im nämlichen Zuge nach Basel fuhr, wie ich in die Schule. Da setzte er sich neben mich und ließ sich von mir meine Schulhefte zeigen. Plötzlich erhob er ein gewaltiges Bewunderungsgeschrei über die Köpfe, die ich in die Hefte hineingezeichnet hatte. Ich besäße ein außerordentliches Zeichentalent, behauptete er; ich müsse unbedingt Maler werden, er wolle mir Unterricht geben; morgen schon müsse ich bei ihm in seinem Atelier arbeiten. Jenen ganzen Tag war ich selig; ein Schwall von Hoffnung durchflutete mein Herz, die Schule kam mir bereits als ein häßlicher überwundener Spuk vor. Jenen Tag meinte es das Schicksal gut mit mir; es machte mir die Türe zum Glück, und zwar zum nahen, unmittelbar bevorstehenden Glück sperrangelweit auf. Und damals war ich sechzehnjährig! Dagegen, als ich mein erstes Buch veröffentlichte, fünfunddreißigjährig. Was ich bei dieser Gegenüberstellung fühle, kann mir ein gefühlvoller Leser nachfühlen.

Malstudien

Allein am folgenden Tag schon kam die erste bittere Enttäuschung, der in stetiger Folge Tausende nachfolgen sollten. Ich müsse da und da die und die Ölfarben kaufen, befahl er; es koste eine Kleinigkeit, bloß zwanzig Franken; die könne ich im Farbensgeschäft die längste Zeit schuldig bleiben, oder er wolle sie mir einstweilen vorstrecken. «Schuldig bleiben», «vorstrecken», was für unbekannte, schreckliche Begriffe für einen Schulknaben! «Zwanzig Franken!», was für eine ungeheure Summe für jemand,

der mit einem Vermögen von zwanzig Centimes zu rechnen gewohnt war! Wie eine Katastrophe hagelte die Nötigung, mir so teure Dinge anzuschaffen, auf mich nieder. Im Geschäft schuldig bleiben? Ich war gewöhnt worden, das Schuldigbleiben als eine Abart von Diebstahl anzusehen. Von ihm, dem Fremden, mir Geld vorstrecken lassen, während ich nicht absehen kann, wie und wann es ihm zurückgeben? Betrug. Meine Eltern darum angehen? Wenn ich meinem Papa, der ohnehin nichts mehr verabscheute als den Gedanken, daß ich Maler werden könnte, zumute, mir zwanzig Franken für Ölfarben zu schenken, so hat meine Malerei ein Ende, bevor sie angefangen hat. Schließlich entschloß ich mich schweren Herzens, da ich mir nicht anders zu helfen wußte, mein Großmütterchen anzubetteln. Ich und betteln! Ich, der Spröde, der sonst lieber Hungers gestorben wäre, als einen Nebenmenschen um einen Rappen zu bitten! Diese Schmach! Großmütterchen seufzte, als sie mir die zwanzig Franken gab, und ich biß mir auf die Lippen, um nicht aufzuschreien, als ich sie annahm. Das war die Ouvertüre. Das Stück selber glich der Ouvertüre.

Ich hatte gemeint, als mir der schöne Ypsilanti liebenswürdig seinen Unterricht anbot, er würde mich vor allem zeichnen lehren, mir meine Fehler nachweisen und verbessern. Er meinte es anders. Er beabsichtigte nur den Bluff. Schnell mit seiner Hilfe eine Leinwand vollpinseln, einen goldenen Rahmen darum tun und dann das Gemälde im Liestaler Rathause ausstellen, um Aufsehen zu erregen. So hätte ers an meiner Stelle gehalten, so wollte er, daß ich tue. Schob mir, ohne mich nach meinen Wünschen zu fragen, irgendeinen Kopf, der mich gar nicht interessierte (es war ein katholischer Pfarrer, der ein Gebetbuch in der Hand hielt), vor die Staffelei und befahl mir, diesen mit Ölfarben abzumalen. Zweiundeinhalb Monate lang, von Mitte Oktober bis Neujahr mußte ich in den Schulpausen an diesem unseligen Pfaffenkopf pfuschen. Zur Abwechslung gönnte er mir das Ver-

gnügen, auf Holz zu zeichnen, aber was! Einen Affen, der einen Malerstock und eine Palette hielt! Mir, dem nach der Schönheit des menschlichen Angesichts Dürstenden, einen Affen! Ein anderes Mal war es der Dantekopf. Ihm war nämlich von einer illustrierten Zeitung der Auftrag geworden, zu einem Aufsatz über Dante den Dantekopf zu zeichnen; den Auftrag ließ er nun mich ausführen. Der von mir gezeichnete Holzkopf erschien denn auch wirklich in jener Zeitung; allein die Redaktion beschwerte sich (mit Recht) bei ihm, daß er den Auftrag durch einen unfertigen, unsichern Schüler hatte ausführen lassen. Von seinen künstlerischen Ratschlägen habe ich folgende im Gedächtnis behalten: man solle nicht Gemälde schaffen, sondern Illustrationen für Zeitungen, das lohne sich besser. Und ich solle um Gottes willen ja niemals, wenn ich einmal einen Schnurrbart bekäme, ihn beschneiden lassen, sonst würde er auf ewig seine Weichheit verlieren.

Allmählich lernte ich den Grund kennen, warum er mir niemals eine Zeichnung verbesserte: er konnte selber nicht zeichnen. Er konnte so wenig zeichnen, daß ich ihm helfen mußte, als es galt, in einer Landschaft eine Staffage anzubringen. Er wußte nicht einmal, wie man es anfängt, eine Hand darzustellen, die einen Hut hält. Welche Finger in den Hut hinein, welche hinaus gehören, das mußte ich ihn lehren! Mit jenem Tage hatte meine Achtung vor seiner Kunst ein Ende. Er war aber auch, wie ich später erfuhr, nur ein mittelmäßiger Maler, dessen Talentchen zwar für den Museumsgebrauch hinreichte (seine Gemälde wurden bestellt, gekauft, mit Stolz vorgezeigt, von Kunstkennern bewundert), den aber kein Kollege ernst nahm. Ich habe Frau Feuerbach nie so herzlich, so laut, so anhaltend lachen gehört wie damals, als ich ihr den Namen des schönen Ypsilanti nannte. «Schade!» rief sie, «schade, daß mein Sohn nicht hier ist! Der wüßte Ihnen köstliche Anekdoten über diesen Scharlatan zu erzählen.» Und Böcklin erhob bei seinem Namen ein schallendes

Hohngelächter über den «Scharlatan», daß die Wände seines Ateliers zitterten. Mir scheint, wenn ein Feuerbach und ein Böcklin übereinstimmend einen Kollegen Scharlatan nennen, so ist bewiesen, daß er als Maler nicht ernst zu nehmen ist. Ich war also von dem Unrichtigen entdeckt worden. In meinem Falle wäre der richtige Lehrer vielleicht die vielgeschmähte Kunstakademie gewesen.

Nachdem mich mein Lehrer als Künstler enttäuscht, verleidete er mir auch als Mensch. Im Grunde gutartig, wohlwollend und liebenswürdig, ließ er sich wie ein verzogenes Kind von Launen beherrschen; er war eben charakterlos, ideallos, ziellos und darum gänzlich haltlos. In rosiger Laune wußte er ergötzliche Sprüchlein, Anekdotlein und Wortspäßlein; allein die rosigen Launen waren selten, die widrigen die Regel. An seinem Beispiel lernte ich das ganze Elend eines Künstlers, der nichts Rechtes kann und nichts Rechtes ernsthaft will, und das womöglich noch größere Elend eines Don Juan kennen. Solch einen abgründigen moralischen Katzenjammer, solch einen heulenden Ekel vor den gähnenden Höhlen des Nichts im eigenen Busen habe ich niemals, weder vor- noch nachher wieder erlebt wie bei diesem wunderschönen, unwiderstehlichen Adonis. Stundenlang konnte er sitzen und verzweifelt vor sich hinstöhnen: «Carlo dolce, Carlo dolce, werden Sie Schneider, werden Sie Karrenschieber, werden Sie Stiefelputzer, nur werden Sie niemals ein Maler!» Mir ekelte vor dem Ekel. Und als ihm vollends einfiel, mich zu hänseln und zu plagen, wurde mir die Sache zu dumm. Ich habe oben im Gehirn einen Fehler in den Verschiebungen, so daß ich Namen und Dinge verwechsle; das sollte nicht sein, aber es ist so. Diesen Fehler machte sich Ypsilanti zunutze, um mich fürchterlich zu quälen. Ich verwechselte zum Beispiel immer die Worte «Firmis» und «Terpentin»; jeden Tag beim Palettenwaschen höhnte er: «Carlo dolce, ist das Firmis oder Terpentin?» Ich verwechselte beständig den alten Römer Cajus Cornelius Cotta mit dem gegen-

wärtigen Verleger Cotta in Stuttgart. Da sah er mich mit großen, starren Augen an, als ob ich nicht bei Verstand wäre; mit strafender Miene wie ein Examinator, wenn man eine haarsträubende Unwissenheit begangen hat. Auch zankte er mich grob und heftig aus, wenn ich durch die Schule oder Notwendigkeiten verhindert worden war, zu ihm zu kommen und am Pfaffenkopf zu pfuschen. Kurz, ich hatte zu den keifenden Schullehrern einen Mallehrer bekommen, der noch widriger keifte. Ich danke für die Zukost. Beschlossene Sache: Sobald ich den leidigen Pfaffenkopf fertig habe, sieht mich Ypsilanti nicht wieder. Dem Dank für seine wohlwollende Gesinnung unbeschadet.

Nero

In den nämlichen Wochen, während ich unter den Augen meines Lehrers an dem Pfaffenkopf pfuschte, suchten mich eigene Entwürfe heim. Unter diesen war einer, der an sich so wenig taugte wie die andern – ich konnte ja überhaupt nicht zeichnen –, der aber durch das Aufsehen, das er erregte, Erwähnung heischt. An der breiten weißgepigsten Hinterwand der Brauerei Brodbeck, des Hauses meiner Großeltern, zeichnete ich mit Kohle oder Kreide einen Nero, der dem Brande Roms aus einem Schiffchen zuschaut, begleitet von Seneka, umgeben von Buhlerinnen. Die Großeltern, Onkel Karl und das Gesinde schauten dem Entstehen des Bildes teilnehmend zu, allein zugleich mit Schrecken. «Um Gottes willen, was wird der Götti dazu sagen, daß man ihm die weiße Wand verschmiert!» Der Götti war der Bruder des Großvaters, der Miteigentümer der Brauerei, als schrecklicher Mann gefürchtet, mit dessen Namen man uns schon als Kindern bange gemacht hatte, dessen Gesicht schon, ein Ungeheuergesicht, eine Raubtiermaske, Entsetzen verursachte. Und Tag für Tag hieß es

mit Zittern und Zagen: «Wenn der Götti das sieht!» Endlich kam er, während ich gerade an meinem Nero zeichnete, dahergestampft, in der Tat grauenvoll anzuschauen. Stumm stellte er sich neben mich, sah eine lange Weile zu, dann grunzte er eine freundlich schmunzelnde Zustimmung. Er fand Vergnügen an meiner Zeichnung.

Und ähnlich erging es dem Nero mit allen Menschen, von den Gebildeten bis zum letzten Roßknecht, der in der Wirtsstube einkehrte. Ein Bub, der ein fast lebensgroßes Bild an eine Wand zeichnet mit Figuren drin, an deren Gesichtern man einen verschiedenen Ausdruck unterscheiden kann, das war ein Phänomen, das selbst dem gemeinen Volk einleuchtete. Mit Erstaunen erfuhr ich da, wie allgemein selbst im niedrigsten Volk das Wohlgefallen an der Zeichenkunst herrscht. Um ein wenig, so wäre ich damals populär geworden. Kein Gast, der sich nicht den Nero zeigen ließ und ihn bewunderte. Auch aus dem Pfarrhause erschienen sie: der Pfarrer belobte es, Anna war hoch erfreut über die Kunst ihres Carlo dolce. Sogar mein Vater, sonst der Widersacher meiner Zeichengeschäftigkeit, mochte das Bild ansehen und nickte nicht unfreundlich dazu. Nur Ypsilanti war nicht zufrieden. Piloty, meinte er, müßte ich studieren; dann würde ich einsehen lernen, wie man einen solchen Stoff angreift.

Noch manches Jahr blieb das Bild an der Rückwand bestehen; man schonte es nach Kräften als eine Sehenswürdigkeit der Brauerei Brodbeck, bis es dann schließlich mit dem Gips der Vergänglichkeit verfiel. Aber selbst nach seinem Verschwinden sprach sich noch lange im Tone der Hochachtung die Sage davon herum. Ich wiederhole: das Bild war künstlerisch durchaus wertlos, die Zeichnung gänzlich kindisch und widernatürlich; ich erwähne das Machwerk einzig zum Beispiel dafür, daß bis in die untersten Schichten eines Volkes die Kunst Freude und Freundschaft vorfindet.

Weil ich aber von dem schrecklichen Götti sprach: der schreck-

liche Götti war gewalttätig, aber keineswegs böse. Ein rührender Zug von ihm: Ein Jahr nach meinem Nero ging es beim Götti ans Sterben. Da ließ er meinen Vater kommen, sprach kein Wort, aber brach ein Stück Brot entzwei und reichte meinem Vater die eine Hälfte, während er selber die andere Hälfte aß. Mein Vater verstand: es war ein Symbol. Und das Symbol wollte sagen: «Ich muß jetzt sterben; meine Kinder haben längst keine Mutter mehr. Zu Ihnen habe ich Vertrauen, daß Sie meinen Kindern kein Unrecht geschehen lassen.» Und als hierauf mein Vater die andere Hälfte des Brotes aß, stöhnte ihm der kranke Götti mit seiner fürchterlichen Stimme einen Dank.

Postume Lorbeeren

Genau zum Silvester, nach vielem Zanken und gemeinsamem Pinseln wurde der leidige Ölkopf endlich fertig. Gottlob, dachte ich, und hätte das verwünschte Gemälde, das mir schon deshalb verhaßt war, weil es nicht gänzlich mein eigenes Werk war, sondern Spuren von Mitarbeit in sich trug, in den nächsten Graben geworfen. Allein Ypsilanti zu Lieb und Dank mußte ich es meinen Eltern vorweisen; er wollte sogar, daß ichs im Regierungsrathaus zu Liestal ausstelle, was mich aber dermaßen empörte, daß ich es rundweg verweigerte. Das fehlte noch, mit einer wertlosen Pfuscheri, deren ich mich in mein ehrliches Künstlerherz hinein schämte, öffentlich Staat machen zu wollen! Als ich dann am Silvesterabend das Ding auflud, um es nach Liestal zu befördern, machte ich zu meiner Scham unterwegs ein großes Aufsehen damit. Verbergen konnte ichs ja nicht, das Bild war zu groß. In der Eisenbahn wurde es von den Fahrgästen bewundernd angestaunt; der Schaffner ließ nicht zu, daß ich mit einem so kostbaren Schatze dritter Klasse fahre, sondern nötigte mich in eine

einsame Abtheilung erster Klasse, damit das Bild ja keinen Schaden leide. Und überall ähnlich. Die Großeltern machten eine zufriedenen achtungsvolle Miene, meine Mama war hoch erfreut, Papa zeigte sich nicht unangenehm davon berührt; am Neujahrsnachmittag, im Pfarrhaus, wo ich das Gemälde vorzeigte, wurde ich wie ein Sieger begrüßt. All das stimmte mich – freudig? O nein, unsäglich traurig. Das war ja alles postum; ich hatte doch dem Malstudium abgeschworen; dieser Ölquatsch bedeutete nicht einen vielversprechenden Anfang, wie meine Freunde meinten, sondern ein hoffnungsloses Ende.

Und nicht nur traurig ward ich durch diese Triumphe gestimmt, sondern auch trübe. Ich wurde nämlich jetzt an diesem Beispiel ahnend inne, wie unglaublich leicht es ist, in der Kunst mit wertloser Talmiware sich Ehre und Ansehen, Freundschaft und Liebesglück zu erstehlen. Eine Wahrheit, zu der ich zwanzig Jahre später die Ergänzung erhalten sollte: wie unglaublich schwer es ist, in der Kunst mit einem wertvollen Werk die bescheidenste Beachtung zu finden. Allein zwanzig Jahre später spürte ich etwas in mir, das mich hoch aufrecht erhielt; der Knabe dagegen wußte noch keinen Trost in Trauer und Trübsal.

Annas und Pepis Triumphe

Während ich so mit leeren Händen inhaltlos und ratlos ins neue Jahr 1862 hinüberschlich, nach den zerschlagenen Hoffnungen ärmer als vorher und durch die falschen postumen Lorbeeren nur noch tiefer gedrückt, feierten meine Freunde bessere, frohere, weil durch Leistungen verdiente Triumphe. Anna, in der Blüte der Jahre (achtzehn), auf der höchsten Höhe ihrer Schönheit und Anmut, von jedermann bewundert und geliebt, von vielen umschwärmt, von manchen begehrt, von niemand ungerne ge-

litten, erhielt die Einladung, in Rheinfeldern öffentlich im Konzert zu spielen. Sie hatte das D-Moll-Konzert von Mozart zu sicherem Besitz errungen, durfte deshalb die Einladung getrost annehmen. In freudiger Aufregung wie eine Braut reiste sie dem Konzert entgegen. Wunder, aber glaubhafte Wunder erzählte nachher die Mär von ihren Triumphen in Rheinfeldern. Begeisterter Ruhm ihres Klavierspiels beim Publikum, Preis und Lob ihrer Tugenden, Huldigungen ihrer Anmut und Liebenswürdigkeit im Kreise der Freunde. Das leuchtete aus der Ferne zu mir herüber, und ich vermochte mich des edlen Widerscheins ohne die mindeste Anwandlung von Eifersucht herzlich zu freuen.

Noch glänzender waren in diesem Winter Pepis Triumphe. Er hatte als Student seine literarische Lehrzeit bei Wackernagel, die man nicht gering anschlagen darf, da er sie selber hoch anschlug, hinter sich und verfügte nicht bloß über das nötige literarische Wissen, sondern auch über Gewandtheit in der Technik der Dichtkunst. Vers und Reim hatten keine Geheimnisse mehr für ihn, und der poetischen Form bediente er sich mit spielender Freiheit und Leichtigkeit. Dabei beherrschte ihn zugleich, eine Frucht der Wackernagelschen Lehren, Ehrfurcht vor der Sprache und dem Vers, welche ihn auf Lebenszeit vor liederlicher Arbeit bewahrte; Widmann mag Unbedeutendes geschrieben haben, gesudelt hat er nie. Selbst die ersten Jugendgedichte, soweit ich sie kenne, offenbaren neben dem in die Augen springenden natürlichen Talent immer zugleich eine bemerkenswerte Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit in der Behandlung der Technik. Im Besitze dieser Mittel und Eigenschaften konnte er also jetzt dazu übergehen, seinen Geist und seine poetische Begabung durch schöpferische Leistungen zu betätigen. Und siehe da, der Zwanzigjährige sprang schon ganz und fertig zu Tage, so wie ihn später die Welt kennengelernt hat. Ich wenigstens vermag keinen gründlichen Unterschied zwischen den Werken des Zwanzigjährigen und des Vierzigjährigen zu entdecken und halte dafür,

die Dramen Widmanns, welche die Theater im Jahre 1862 ablehnten, seien ebensoviel wert gewesen als jene, die sie jetzt aufzuführen. Jedenfalls dürfen die Sachen und Werke, die er als Zwanzigjähriger schrieb, nicht leichtthin abgetan werden; sie bedeuten nicht etwa eine kindliche Vorstufe, sie bedeuten die Wurzel und hiemit die Erklärung der Widmannschen Poesie, so weit sich Poesie erklären läßt. Das Nähere hierüber muß ich einer Biographie Widmanns überlassen.

Nachdem also bisher vorwiegend Widmanns Geist und Witz gerühmt worden waren, trat jetzt die Poesie in den Vordergrund, und zwar in überraschend reicher, fast unglaublicher Produktion. Als würde es nur so aus dem Ärmel geschüttelt. Man reizte ihn auch, den Ärmel zu schütteln, indem alles um ihn herum der Ansicht huldigte, je leichter, je schneller, je mehr einer produziere, desto größeres Genie bekunde er. Neben einer Menge Gedichte, die fast täglich mit unterliefen, hatte Pepi sein Augenmerk auf das Drama gerichtet, wobei ihn begreiflicher- und natürlicher Weise auch die Hoffnung auf Aufführung beseelte. Eine antike Tragödie («Aristodemos» oder «Sophonisbe») wurde von ihm der Basler Theaterdirektion eingereicht, eine andere oder dieselbe von den Seinigen dem Wiener Burgtheater. Einstweilen, bis die Theater seinen Werken zum Siege in der Öffentlichkeit verhelfen würden, feierte er eine fortlaufende Kette privater, intimer Triumphe daheim im Pfarrhaus. Diese waren nicht eben schwierig, da zum voraus alles, was er vorbrachte, für genial und vollendet galt, aber sie waren süß; denn außer dem Pfarrer und Carlo dolce bestand sein Publikum aus lauter weiblichen Bewunderern: den Pensionsmädchen, der Schwester, der Mutter, der Tante. Nicht zahlreich, doch wer weiß, möglicherweise war seinem Herzen der Beifall in diesem engen Kreise wichtiger als die ganze Öffentlichkeit.

Zunächst las er jedesmal, wenn er ein Werk vollendet hatte, dieses Werk in dem genannten Kreise vor. Unter den Begeisterte-

rungsäußerungen, welche diese Vorlesungen ihm einbrachten, war eine, die mir einen tiefen Eindruck machte: Anna umarmte ihren Bruder unter einem Strom von Tränen mit einer Inbrunst, einer Rührung, einer zärtlichen Bewunderung und Anbetung, daß ich von andächtiger Ehrerbietung über den ungeahnten Schatz von edlen Liebesgefühlen, deren ein weibliches Herz fähig ist, ergriffen wurde. Ich hatte wahrlich Anna immer hochgeschätzt, da ich sie als eine Göttin verehrte; allein jetzt lernte ich, daß sie noch viel mehr wert war, als ich glaubte: nicht eine Göttin, sondern ein tiefführendes menschliches Mädchen. Und auch vor der rätselhaften, mir so fremden Poesie verspürte ich etwas wie Ehrerbietung, dafür, daß sie imstande war, ein edles Mädchenherz so stürmisch und so schön zu bewegen. Nur eines hatte ich daran auszusetzen, daß es der Pepi war, den sie so bewundernd umarmte, und nicht ich. Armer Carlo dolce! Und wenn du noch so prächtige Malereien vorzeigtest, solch einen Liebesturm in Annas Herzen bringst du damit nie zustande.

Handelte es sich um kleinere Gelegenheitsstücke, etwa zur Feier eines Geburtstages, oder um Komödien und Schauspiele, so folgte der Vorlesung die Aufführung im Pfarrhause. Das gab dann ebenso umständliche wie vergnügliche Arbeit. Die Rollen mußten abgeschrieben, hierauf gelernt und zusammen eingeübt werden; es galt Kulissen und Kostüme herbeizuschaffen; das alles mit den Aufführungen selber nahm so ziemlich die ganze zweite Hälfte des Winters ein, so daß die Musik jetzt der Literatur den Platz räumen mußte. Pepi herrschte, und alles diente seinen Werken. Aber er herrschte freundlich und gnädig. Die Aufführungen, an denen sich außer dem zahlreichen Mädchenpersonal einzig noch die beiden Spittelerbuben beteiligten, wurden nicht bloß den Zuhörern, sondern auch den Schauspielern zu einer Quelle des Vergnügens; sie stehen bei allen im besten Angedenken.

Von einer Kritik oder auch nur von dem Gedanken an eine Anzweiflung des Wertes dieser Stücke war bei niemand eine Spur

zu finden; auch bei mir nicht. Pepis unvergleichliches poetisches Genie, in der Familie als Dogma verkündet, von Jacob Burckhardt und Wackernagel gepriesen, vom Ruhm weithin verbreitet, war eine so ausgemachte Sache, daß ich literarischer Barbar mir keine andere Rolle gegenüber einem seiner Werke denken konnte als die eines demütigen Bewunderers. Wenn denn doch Anna selber ihn anbetet! Damit war für mich alles gesagt. Jedes Gedicht Pepis fand sie «wunderschön». Als er einmal nach einer Vorlesung wieder einen seiner glänzenden Triumphe einheimste, fragte ich ihn nachher ganz niedergeschlagen, ob er, im Besitze solcher Genialität und solcher Erfolge, sich noch herablassen könne, mein Freund bleiben zu wollen. Was er, einigermaßen erstaunt, freundlich bejahte.

Ein einziger Mensch wagte es, den poetischen Wert dieser Dichtungen anzuzweifeln: Widmann selber. Das sagte er aber wohlweislich nicht laut.

Die erste Auflehnung

Wer in der Familie den Pepi am meisten vergötterte, weiß ich nicht; sie tatens um die Wette. Aber daß Anna ihn vergötterte, das sah ich; und das ging mich an, das heißt meine Eifersucht. Ihr Lebensinhalt war die Anbetung des Bruders, ihr Atem, ihr Pulsschlag seine Bewunderung. Ihr Blick jauchzte, ihr Lächeln bekannte: «Es gibt nur *einen* Pepi, und der ist ein Genie; es gibt nur *ein* Genie, und das ist der Pepi. Zuerst kommt er, und dann lange, lange niemand.» Nicht als ob es ihre bewußte Meinung gewesen wäre. Sie war viel zu vernünftig und auch zu gerecht, um so etwas zu denken. Allein ihr Herz meinte das.

Und als ich einmal diese Tatsache klar und deutlich einsah, meldete sich mein Selbstbewußtsein. Kein echter Künstler ver-

spürt sein Selbstbewußtsein, außer er würde dazu gezwungen. Man wird aber dazu gezwungen, wenn das Selbstbewußtsein gröblich verletzt wird. Es geht wie mit dem Nervus sympathicus: gewöhnlich weiß man gar nicht, daß man einen solchen hat; sobald er jedoch verwundet wird, richtet er Sturm an. So geschah es mir, als ich inne wurde, daß ich, was ich auch tun und vollbringen möge, bis an mein Lebensende in Annas Schätzung meilenweit hinter ihrem Bruder zurückstehen müßte. Denn auf Änderung durfte ich nicht hoffen; ich fand mich einer Naturkraft gegenüber. «Halt», rief es in mir, «jetzt mache ich nicht mehr mit!»

Nicht als ob ich die vergötternde Liebe nicht begriffen oder sie mißbilligt hätte. Liebe und Verehrung waren gegenüber Pepi wahrhaftig wohl angebracht; er verdiente sie reichlich. Und wenn das Maß zum Übermaß schwoll, wer vermißt sich da zu messen? Wer will einer Mutter, einer Schwester vorrechnen: soviel Liebe und Verehrung, und nicht mehr? Im Gegenteil: ich fand die Vergötterung des Bruders rührend und schön; es war ein edler Zug mehr in Annas Wesen. Allein ein Herz hat seine eigene Unlogik, und die Unlogik meines Herzens lautet: Wenn ein weibliches Wesen mir dauernd einen andern vorzieht, heiße er meinerwegen Bruder, so liebe ich sie nur noch so lange, als ich muß, und wünsche sehnlichst, sie nicht mehr lieben zu müssen. Während ich mich also bisher meiner Liebe rückhaltlos und gerne hingegen, beginnt von nun an der Kampf meines Selbstbewußtseins gegen meine Liebe. Ein peinlicher Kampf, der lange dauern wird; denn Annas Bild war in den fünf Jahren so innig mit meinem Herzen verwachsen, daß es fast einem Selbstmord gleichkam, es aus dem Herzen reißen zu wollen. Es werden auch noch andere, schlimmere Empörungen hinzukommen müssen, um schließlich dem Selbstbewußtsein zum Siege zu verhelfen. Und was den Sieg erschwerte, das war der seelenvolle Ton ihrer Stimme, der mir immer von neuem ihre beispiellose Güte und Freundlichkeit offenbarte. Nach den tapfersten, langwierigsten

Kämpfen gegen meine Liebe brauchte es jeweilen ein einziges Wort von ihr, und wäre es nur ein freundlicher Gruß, so konnte ich nicht anders als sie halt einfach wieder liebhaben. Schwer, jemand nicht liebzuhaben, der durch und durch edel und gut ist!

Schulkrieg

Nicht von der gewöhnlichen Schulfreundschaft ist hier die Rede, die jeder Junge verspürt, die auch ich einst verspürt hatte, eine Feindschaft, die sich bloß auf den Zwang, die Freiheitsentziehung und die Keifereien der Lehrer gründet: von etwas Ernsterem. Ich war mit sechzehn Jahren an Körper ein Erwachsener, an Geist eine keimende Persönlichkeit; ich gehörte nicht mehr in die Schule. Gewiß können die Lehrer nichts dafür, wenn ihnen etwas Abnormes in die Schule läuft; aber ich konnte ebenfalls nichts dafür, daß ich Abnormer noch in die Schule mußte. Meine Aufgabe war unter diesen Umständen, das rätselhafte Ding, das in mir keimte und das ich als etwas dem Schulstoff an Wert Überlegenes verspürte, gegen die Zumutungen der Schule zu verteidigen; und diese Aufgabe erkannte ich klar. Nicht als ob ich das Wissen verachtet hätte, ich kenne sogar den Wissensdurst; allein es war mir nicht erlaubt, wissen und lernen zu wollen, während ich fühlte, daß Besseres, nämlich Schöpferisches sich in mir regte. Wenn heute, während ich ein Werk in der Seele trage, am Morgen um acht Uhr ein Professor der Mathematik, um neun Uhr ein Professor des Lateinischen und den ganzen Tag lang bis zum Abend ein Professor nach dem andern in mein Zimmer kommen wollte, jeder mit dem Anspruch, daß ich ihnen je eine Stunde lang zuhören sollte, so würde wohl jedermann es billig finden, daß ich ihnen sämtlich die Türe wiese. Nun, genau mit demselben Recht konnte ich mir damals den Schulunterricht verbitten; denn

ich trug noch etwas viel Wichtigeres in der Seele als ein Werk, nämlich das Werden meiner Persönlichkeit, aus welcher später Werke hervorgehen sollten. Nur lag es leider nicht in meiner Macht, den Professoren die Tür zu weisen; ich wurde im Gegenteil gezwungen, mich zu ihnen in die Schule zu verfügen und ihre Weisheit zum Schaden meiner schöpferischen Keime über mich ergehen zu lassen. Da ich aber keine Ahnung von der kunstvollen Erziehungspyramide hatte, welche von der Behörde auf ein Reglement, vom Reglement auf die Inspektoren und Examinatoren, von den Inspektoren und Examinatoren auf die Lehrer und von den Lehrern auf die Schüler drückte, schrieb ich die Schulübel einzig den Lehrern zu und taufte diese «Seelenmörder», deswegen weil sie mir mit ihrem zwangsweisen Unterricht und ihren Aufgaben die Zeit für meine bessern, schöpferischen Aufgaben raubten.

Zunächst stand fest, daß ich mir für mein Innenleben so viel freie Zeit retten mußte als möglich. Aufgaben? Das fehlte noch, daß man mir nach dem Tage noch die Abende zerstörte! Um Aufgaben zu machen, sind die Schulstunden da. Immer in einer Stunde die Aufgaben für die nächste erledigen! Auch die Eisenbahnfahrt nach Basel gehörte den Aufgaben. Den französischen Aufsatz zum Beispiel ließ ich mir in der Eisenbahn von Gobat, dem jetzigen Erziehungsdirektor, machen und schrieb ihn in der ersten Schulstunde ab. Die Aufgaben waren meistens noch naß, wenn ich sie einlieferte. Bloß der deutsche Aufsatz für Wacker-nagel machte eine Ausnahme. Den schrieb ich am letzten Abend bis tief in die Nacht hinein. Dadurch geriet ich natürlich in den Ruf eines «unfleißigen» Schülers. Ich war jedoch nicht unfleißig, sondern an einer andern Stelle mit wichtigen Aufgaben fleißig; wie ich denn alles mit bestem Gewissen tat.

«Seelenmörder» verdienten eigentlich den Haß. Allein der Haß ist ein häßliches Gefühl. Um dem Haß zu entrinnen, versuchte ich es mit dem Spott und dem Hohn. Den gewöhnlichen

Schülerstreichen, in welchen ich meistens der Anstifter und Anführer war, fügte ich noch eine besondere Nummer bei: ich merkte mir jedes Lehrers eigentümliche Zornesäußerungen, stellte sie zu einer Generalverhöhnung zusammen und wollte das in Form einer Ouvertüre in Töne setzen, in welcher ein Lehrer nach dem andern mit seinem komischen Gepolter auftreten müßte, so wie ein Komponist in einer Pastoral-symphonie jetzt den Hammel, jetzt den Hahn, jetzt den Ochsen auftreten läßt. Wer mich auszankte, erreichte damit bloß, daß er mir Material für meine ‚Ouvertüre‘ lieferte. Diese Ouvertüre sprach sich unter meinen Schulkameraden herum, wurde freudig erwartet, und als sie ausblieb (weil ich nicht Partitur zu schreiben verstand), wurde das als eine bittere Enttäuschung empfunden.

Trotzdem entrann ich auf die Länge dem Haß nicht. Der Haß übermannte mich, als ich genötigt wurde, meine Lehrer außer «Seelenmörder» überdies «Giftmischer» zu taufen. Mit dem Vorwurf «Giftmischer» meinte ich folgendes. Der «unfleißige» Schüler erhielt begreiflicherweise immer schlechtere Zeugnisse und kam immer niedriger in den untersten Rang zu sitzen. Wenn ich dann das Zeugnis und die Rangnummer nach Hause trug, erhielt ich zwar dank der Güte meiner Eltern keine Vorwürfe; aber mein Vater machte ein ernstes Gesicht, und über das Auge meiner innig geliebten Mutter zog eine Trübung. Deshalb, weil sie mir den Blick meiner geliebten Mutter trübten, wenn auch nur für einige Minuten, taufte ich sie «Familienvergifter» und «Giftmischer», und dafür haßte ich sie, und zwar grimmig, mit mörderischer Inbrunst.

Wie äußert aber ein ohnmächtiger Schulbub seinen Haß gegen die mächtigen Lehrer, die ihm mit einem Wort die ganze Zukunft zerstören können? Ihnen den Haß mit Worten ins Gesicht schreien durfte ich meiner Eltern wegen nicht; ich wäre ja sofort mit Schimpf und Schande aus der Schule gejagt worden. Aber ihn mit den Augen ihnen in die Augen stechen, das konnte ich,

und das tat ich. Wenn je Blicke verständlich sind, so haben sie diese Blicke verstanden. Wenn wir zur sogenannten Kollokation, das heißt zur Ranganweisung vor dem versammelten Lehrerkollegium erschienen, so riefen meine feindseligen Blicke jedem einzelnen Lehrer zu: «Gelt, du schaust auf den Boden? Gelt, du wagst es nicht, deine Blicke mit den meinigen zu kreuzen? Weil du schuldbewußt bist, weil du weißt, daß du mir zu Unrecht einen niedern Rang anweistest.» Und dem Gesamtkollegium schrien meine Blicke entgegen: «O ihr Geistesinvaliden! Ihr, die ihr mit allem, was da lügt, einen schlaun Kompromiß geschlossen habt, wie wagt ihr überhaupt, mir Rangnummern und Zeugnisse zu verschreiben? Was habt ihr denn vor mir voraus? Nichts als euer Alter. Was ist das für ein Verdienst, das Alter? Eine Krähe, ein Elefant wird alt. Im Gegenteil, euer Alter gereicht euch zur Schande! Denn ihr habt, da ihr mit fünfzig und sechzig Jahren noch nichts Rechtes seid, bewiesen, daß niemals etwas Rechtes aus euch werden wird, während aus mir, obschon ich gegenwärtig noch nichts bin, einmal noch etwas werden kann. Und wie schamlos ihr euere Schande tragt! Führt im klaren, saubern Sonnenschein am hellen Tage euer Nichts in den Straßen spazieren. Ich, wenn ich nicht spätestens mit sechsunddreißig Jahren zum mindesten auf der Höhe eines Schubert stehe, so schieße ich mich vor Schande tot. Voyons, Wackernagel, der du es besser weißt, der du mich kennst, ein bißchen Mut! Steh auf, schleudere den Lügnern deinen Protest ins Gesicht! Du tust das nicht? Mitleid mit dir, armer christlicher Wackernagel! Du hast die Gelegenheit verpaßt, eine schöne, edle Rolle zu spielen.»

So sprachen meine Blicke in der Kollokation, und ähnlich lauteten Bemerkungen von verwegener Kühnheit in meinen Aufsätzen. Um nur eine einzige zu erwähnen: in meinem Abiturientenaufsatz schrieb ich klar und deutlich: «Ich trete jetzt aus der Schule ins Leben über, das mich anders taxieren wird, als mich die Schule taxiert hat, und wo es heißen wird: Die Letzten wer-

den die Ersten sein.» Ein Pastor, der den Aufsatz las, soll darüber in helle Wut geraten sein. Das freute mich; denn Wut zu erregen hatte mein Grimm just beabsichtigt.

Ich konnte mir nicht verhehlen, daß ich mich mit solchen Hasses-äußerungen der Gefahr aussetzte, einmal plötzlich aus der Schule zu fliegen; und wer mitunter Anspielungen fallen ließ, die dahin zielten, war Jacob Burckhardt, dessen kühle Art ich überhaupt am meisten fürchtete. Die Ausweisung wäre auch das Schrecklichste gewesen, was mir begegnen konnte. Allein mein Grimm hatte eine solche Macht über mich gewonnen, daß der Verstand nicht mehr zu Worte kam. Wie eine verwundete Wildkatze dem Jäger vor Wut ins Gesicht springt, ohne zu erwägen, daß sie von den Hunden zerfleischt werden wird, so sprang mein maßloser Kamp fzorn unvernünftig gegen meine Lehrer. Daß ich gleichwohl nicht aus der Schule gewiesen wurde, daß man mich gnädig auf die Universität durchschlüpfen ließ (unten durch), dafür weiß ich dem weitherzigen Basler Pädagogium mit seinen wohlmeinenden, gutartigen Lehrern Lob und Preis. Sie hätten das volle Recht gehabt, mich zu relegieren und mir damit meine Zukunft zu zerstören; sie haben vorgezogen, sich durch grenzenlose Nachsicht meinen Dank zu verdienen.

«Verzweiflungen»

In meiner Erinnerung nimmt sich mein Allgemeingefühl in der zweiten Hälfte des Winters 1861/62 mitternächtlich schwarz aus, und in meinen Tagebuchnotizen finde ich, damit übereinstimmend, öfters den Satz: «Ich verzweifelte wieder.» Daß es sich um etwas sehr Ernstes handelt, beweist eine Stunde, in welcher ich mit denselben Gedanken am Rhein stand, wie der Narrenstudent meiner «Mädchenfeinde» an der Aare. Eine Anwendung

zu «baden» (im Februar) meldet über jene Stunde das Tagebuch euphemistisch. Den Ernst der «Verzweiflungen» bezeugt auch der Eindruck, den mein Freund von meinem Zustand erhielt. «Jeder andere», urteilte er später, «wäre dabei zugrunde gegangen. Es brauchte deine Seelenstärke, um heil daraus hervorzutauchen.» Diese Verzweiflungen später nachzufühlen, zu begreifen und zu erklären, wenn sie vorüber sind, ist schwierig; wer kann nachfühlen, wie furchtbar ein Zahn, der ausgezogen ist, einst wehgetan hat? Mein ganzes Leben tat mir damals weh, und ich wußte nicht, wohinaus mit meinem Weh, um es zu ertragen. Und das ist in der Tat eine richtige Verzweiflung. Ich will versuchen, einige Elemente jenes unleidlichen Zustandes aus dem Gedächtnis heraufzuholen.

Vor allem die Pubertätsmelancholie. Es gibt eine solche, sie ist eine furchtbare Gemütskrankheit, viel verbreiteter, als man glaubt, und tritt in besonders schweren Formen dann auf, wenn einer keine Ahnung von der körperlichen Grundlage seiner Unseligkeit hat, mit andern Worten, wenn einer von den natürlichen Veränderungen und ihrem Einfluß rein nichts weiß. Die Pubertätsmelancholie genügte für sich allein, um die öftern «Verzweiflungen» zu erklären.

Dann der Wurm vom Langen Hag her. Ich suchte in ewiger Unruhe etwas, das ich nicht hatte und nicht fand und das mir dringend fehlte. Damals meinte ich, ich suche «mich». Das «Ich», glaubte ich, fehle mir. Jetzt verstehe ich besser, was ich damals suchte: meinen wahren Beruf. Im Beruf und einzig dort war mein «Ich» zu finden.

Dann der Zusammenbruch meiner Malerei. Die letzten Monate des vergangenen Jahres waren in angespannter Tätigkeit verlaufen, Arbeit außen, Phantasiequellen innen; seit dem Neujahr umgähnte mich das Nichts.

Dann die unglückliche Liebe. Meine Liebe hatte mich einst beglückt und beseligt, solange sie nichts begehrte und wünschte.

Nachdem ich aber einmal dahin gelangt war, die Erwidernng zu ersehnen, wurde sie zu einer unglücklichen. Und unglückliche Liebe ist durchaus nichts zu Belächelndes; auch sie kann für sich allein Verzweiflung hervorrufen.

Und dann noch ein Element der «Verzweiflung», vielleicht das wichtigste von allen, das mir eigentümlich ist: die Naturverzweiflung. Ich meine die Verzweiflung, die beim Anfühlen und Mitfühlen des Naturwaltens entsteht. Schon allein das winterliche Übergewicht der Nacht über das Licht hat mehr als einmal in meinem Leben einen Zustand in mir erzeugt, welcher als eine Gemütskrankheit zu deuten ist. Ich weiß von Dezembermelancholien. Auch die herbstlichen Veränderungen der Atmosphäre (wohlverstanden nicht etwa der pflanzliche Herbst der Lyriker, ich sage Veränderungen des Luftkreises) haben schon nachhaltige Trauerstimmung in mir hervorgerufen. Und meine Beobachtungen haben mich dazu geführt, zu vermuten, daß man den chemischen Stoffwechsel des eigenen Körpers spürt, wie der Vogel die Mauser, und daß man mit dem Geruchsinn echtere Weltwahrheit schöpfen kann als mit den grübelnden Gedanken. Doch was will ich viel reden über Dinge, die das Wort nicht wiedergeben, sondern nur entstellen kann? Ich glaube, wenn ein junger Mensch in seinem Tagebuch verzeichnet: «Visionen bis zur Verzweiflung gesteigert: eine teuflische Macht, welche über die göttliche die Oberhand hat» (22. Oktober 1861), so ist hinreichend erklärt, warum ein solcher Mensch «Verzweiflungen» unterworfen war.

Und nun rechne man das alles zusammen und noch einiges dazu, was meinem Gedächtnis entschwunden ist.

Fastnacht

Ob einer noch so traurig ist, er setzt doch einen anständigen Hut auf, wenn er ausgeht. Ob ich schon an chronischer Verzweiflung litt, an der Fastnacht mußte ich anständigerweise mich verkleiden und mit einer Trommel auf der Straße herumziehen. Das war ich als ehemaliger Tambourmajor der Basler Kadetten doppelt schuldig. Und mein Vater, der ehemalige Staatskassier der Schweizerischen Eidgenossenschaft und der künftige Obergerichtspräsident des Kantons Baselland, mochte mittrommeln, denn er war in Basel aufgewachsen.

Sonst stand ich mit meinem Vater nicht mehr auf dem besten Fuße. Er war mit meinen künstlerischen Allotria und meinen täglichen Besuchen im Pfarrhaus nicht einverstanden; auch mißfiel ihm, daß ich seinen abendlichen Privatvorträgen über die *Donatio inter vivos* oder über die *Usucaption*, die er mir zu ver gönnen gedachte, beständig entwischte. Aber wenn es sich um eine nationale Angelegenheit wie die Fastnacht handelt, wer wird da so kleinlich sein, solcher privater Verstimmungen zu gedenken. Und da seine Trommelkunst der Auffrischung bedurfte, ließ er sich von mir sanft wie ein Lämmlein Unterweisung im Wirbel, in den Schlepstreichen, und wie die Kunststücke alle heißen, mit rührender Geduld gefallen.

Und als mir Papa hinreichend reif erschien, gingen wir zusammen auf der Straße trommeln.

In einer Wirtschaft kehrten wir ein. Dort befand sich unter andern ein fesches Mädchen mit herausfordernden Augen, das eine eiternde Hand verbunden hatte. Einer der Gäste setzte sich zu meinem Vater und hielt ihm einen Vortrag. Er müsse sich mit diesem Mädchen zusammentun, damit die Schweizerrasse verbessert werde und das Vaterland einen schönen, gesunden, kräftigen Nachwuchs erhalte. Mein Vater wehrte mit stummem Kopfschütteln ab, und ich machte mir Gedanken in verschiedenen

Richtungen. Einerseits verspürte ich gegen das «Zusammentun» keine grundsätzliche Abneigung, andererseits erschien mir die eiternde Hand nicht gerade als das beste Vorzeichen für einen «schönen, gesunden, kräftigen Nachwuchs». Die Rassenverbesserin ist dann das Jahr darauf als Kindsmörderin ins Gefängnis gekommen.

Einem andern Fastnachtsstil huldigte meine Mama. Sie verkleidete mich als Mädchen, rundete mich gebührend aus und schickte mich mit der Gitarre bei unsern Hausfreunden herum. Merkwürdig, was für eine eigentümliche, ich möchte fast sagen nervöse Wirkung die Verkleidung eines Buben in ein Mädchen auf die Weiblichkeit ausübt. Die Geschlechterverwechslung tut ihnen offenbar innig wohl, so aufgeregt äußert sich ihre Freude über den Anblick. Sogar zu Herzen kanns ihnen gehen. Vor zwei Jahren, nachdem ich an der Fastnacht als Mädchen umhergegangen war, erwartete mich vor der Schultür ein rotwangiger, mehlblonder Bäckerbursch. Er habe mir einen Auftrag von seiner Meisterstochter auszurichten: sie hätte mich als Mädchen verkleidet gesehen, meldete seine Redekunst, sie wolle deshalb wissen, ob sie Gegenliebe finde oder nicht. Ich verspürte nicht das mindeste romantische Gefühl bei dieser Liebesbotschaft, nur eine Höllenangst, daß es Strafaufgaben absetzen werde, falls ein Lehrer den verwünschten Bäcker neben mir erblicke und sich neugierig erkundige, was der mit mir wolle. «Ja, was soll ich jetzt der Meisterstochter antworten?» «Nichts, nichts!» Und rettete mich eiligen Laufes vor dem gefährlichen Mehlwurm.

An der heurigen Fastnacht verfügte ich mich mit der Gitarre, als Mädchen verkleidet und maskiert, unter anderem auch zu meinen Freunden ins Pfarrhaus. Eine fremde Klaviervirtuosin namens Marie Trautmann war zufällig dort, die von den hiesigen Fastnachtsbräuchen nichts wußte und sich vor dem großen maskierten Menschen fürchtete. Nachdem sie lächelnd über die friedliche Gesinnung des Carlo dolce belehrt worden war, mußte ich

nach abgelegter Maske meine Gitarrenkünste zeigen. Es waren ziemlich schwierige Variationen in A-Dur, die ich spielte, über ein Thema aus der «Weißen Dame», wenn ich nicht irre, und Frau Pfarrer, die selber auch Gitarre zu spielen verstand, spendete meinem Spiel unverhofftes Lob.

Das alles unbeschadet der chronischen Traurigkeit, die ich sofort von neuem vorfand, als ich mich aus einem Mädchen wieder in einen Buben verwandelte.

Aufruhr der Eingebornen gegen das Pfarrhaus

An der nämlichen Fastnacht zog über dem Pfarrhaus ein schwarzes Ungewitter auf; die Liestaler, von jeher ein revolutionäres Völklein, dachten das Pfarrhaus zu stürmen. Sonst kamen sie vortrefflich mit der Familie Widmann aus; der Pfarrer war wegen seiner Leutseligkeit beliebt, die Frau Pfarrer geehrt und verehrt, Anna wegen ihrer Freundlichkeit und Bescheidenheit gerne gelitten; einzig dem Pepi, wegen seiner auffallenden Eigentümlichkeiten, boten alle Spott und einige Haß. In diesem Winter aber ereignete sich ein jäher, wilder, nicht ungefährlicher Aufruhr gegen die Familie Widmann. Das kam so:

Ein konfuser, eifriger, wohlmeinender, nicht unbegabter musikalischer Scharlatan namens G(augler) hatte die Liestaler bezaubert und behext, dadurch, daß er aus reinem, selbstlosem Eifer ein Dilettantenorchester aus der Liestaler Bubenschaft zusammentrieb, mit diesem Orchester Konzerte gab und mit ihm in den Straßen herumzog. Er meinte es vortrefflich, teilte den Buben seinen konfusen Feuergeist mit, aber er selber hatte keine musikalische Vorbildung, und sein ganzes Treiben war, künstlerisch beurteilt, ein gen Himmel schreiender Humbug, eine unglaublich abenteuerliche Komödie, eine lächerliche Ogie, die den Hohn

herausforderte. Der Hohn erschien denn auch, in Gestalt eines anonymen Zeitungsartikels.

Nun ward vermutet, entweder der Pfarrer oder der Musikdirektor Häring oder am wahrscheinlichsten der Pepi hätte diesen Hohnartikel verübt. Hohn auf Dilettantenvorfürungen ist aber das Gefährlichste, was einer in der Schweiz tun kann; Regierungsräte beschimpfen und verlästern, meinetwegen; schön und gut; aber Dilettantenvorstellungen—potztausend! Das ist etwas Unantastbares! Ein furchtbarer Sturm des Zornes und des Hasses brach gegen das Pfarrhaus und insonderheit gegen den Pepi los; man sprach von Fenstereinwerfen, sogar von Schlimmerem. Mit großer Mühe gelang es, die Leute soweit zu beschwichtigen, sich mit einer Katzenmusik am Fastnachtmontag zu begnügen. Aber versprechen ist nicht halten; die Sache blieb noch immer gefährlich; ein unvorsichtiges Wort aus dem Pfarrhaus während der Katzenmusik, das als Herausforderung konnte gedeutet werden—wer konnte vorauswissen, was dann geschah.

Das alles hörte und sah ich als Liestaler mit an; und wenn meine Stellungnahme mir nicht so klar vorgezeichnet gewesen wäre, würde ich in eine schwierige Lage geraten sein. Auf der einen Seite meine lieben Freunde, die Familie Widmann, auf der anderen Seite meine Mitbürger und Verwandten—allein nichts ist schwierig, wenn man weiß, was man soll. Ich begab mich ins Pfarrhaus, um mit meinen Freunden die Gefahr zu teilen, und blieb dort, bis ich sicher wußte, daß die Gefahr vorüber war. Die Katzenmusik wurde denn auch richtig ausgeführt; aber da sich nichts im Pfarrhaus regte, hatte es damit sein Besten.

Nachher flaute der Sturm ebenso schnell wieder ab, wie er gekommen war; einzig der Pepi bekam noch eine Zeitlang die Feindlichkeit unangenehm zu spüren. Und bemerkenswert: mir wurde es nicht nachgetragen, daß ich bei diesem Anlaß mich auf die Gegenseite gestellt hatte. Die Liestaler sind eben nichts weni-

ger als böseartig, vielmehr gutmütig, trotz ihrem revolutionären Blute. Aber freilich, wenn einer ein Dilettantenorchester aus-höhnt!

Das deutsche Mädchen

Ein deutsches Mädchen ist, wie ich vermute, in Deutschland keine Seltenheit; in Baselland zu meiner Jugendzeit war es eine. Freilich eine Frankfurterin oder eine Schwäbin oder eine Sächsin oder eine Berlinerin bekam man vielleicht alle paar Jahre einmal zu Gesicht; allein nicht das ist es, was ich mit einem deutschen Mädchen meine. Ich meine ein Mädchen, das nicht in ihrer Sprache, in ihrer Art, in ihren Reden eine bestimmte Stadt oder Gegenwart Deutschlands vertritt, sondern Deutschland im all-gemeinen, und zwar das Deutschland, wie man sich draußen vorstellt oder wenigstens sich einst vorgestellt hat: das sinnige und versonnene Deutschland. Kurz, ich meine das deutsche Mäd-chen der Poesie, der Volkslieder, der Märchen, der Schwind und Ludwig Richter. Mit dieser verklärten Phantasievorstellung des deutschen Mädchens war ich durch Bücher und Bilder vertraut, gesehen dagegen hatte ich bisher nichts dergleichen.

In der Tochter eines deutschen Flüchtlings entdeckte ich jetzt die leibhaftige Verkörperung des deutschen Mädchens der Poesie. Ich würde in Verlegenheit kommen, wenn ich sagen müßte, auf welchen Vorzügen ihr Reiz beruhte: sie war zwar hübsch, aber nicht schön; sie offenbarte keinen Geist, da sie fast kein Wort sprach; man wußte nichts von ihren Talenten, aber ihre Gegen-wart wirkte wie eine Blume. Und zwar nicht etwa bloß auf mich. Als ich an der Fastnacht 1862 die Ehre hatte, auf dem Ball ihr Tänzer zu sein, kam mein Vater, der wahrlich kein Schwärmer war, hastig in freudiger Aufregung auf mich zu: «Sag, was ist jetzt das für ein entzückendes, bezauberndes Geschöpf gewesen,

mit dem du soeben getanzt hast? So lieb! So lieb wie ein Blümlein, wie ein Röselein, wie alles, was man sich von einem Mädchen Anmutiges vorstellt.» Und er hatte noch nicht ausgesprochen, so erschien der Staatsanwalt mit der nämlichen Frage, fast mit denselben Worten.

Das deutsche Mädchen hieß ebenfalls Anna. Wegen der andern Anna achtete ich ihrer nicht nach dem Maße ihres Wertes. Aber später, im fernen Rußland, führte mich zu meinem Erstaunen öfters ein wehmütiger Traum übers einsame Feld nach dem stillen Häuschen und Gärtchen des deutschen Mädchens, mich belehrend, daß sie meinem Herzen lieber gewesen war, als ich wußte.

Das deutsche Mädchen ist längst tot. Das Wort «Pathos», das ich in meinem «Olympischen Frühling» am Schluß des Gesanges «Dionysos» aus meinem Herzen als Segen über alle die Toten aussprach, die mich ein wenig lieb hatten, gilt vornehmlich auch dem deutschen Mädchen.

Hüttchenbauer

Gegen Ende März, die Veilchen blühten schon, Frühjahrslichtschimmer gespenstete über den Dächern zwischen den Wolken, Werdeodem wehte vom Felde her durch die Stadt, witterte ich auf dem Schulweg, durch die Straßen Basels gehend, aus einem Hofe Holzgeruch und erblickte hinschauend Reisigbündel. Dieser Holzgeruch weckte eine Sehnsucht in mir und die Sehnsucht einen Einfall: ich möchte ein Hüttchen im Walde bauen. Das war meine Frühlingslyrik. Ein anderer hätte aus dieser Stimmung ein Gedicht geboren, ich, dem jeder Gedanke an Dichten fernlag (das Dichten besorgte der Pepi), gebar daraus mit meiner Phantasie ein Waldhüttchen. Und warum sollte das Hüttchen bloß in der Phantasie, nicht in der Wirklichkeit wohnen? Ich sehe nicht ein;

hatten wir doch einst als Kinder in der Berner Wengerschule auch wahrhaftige, sichtbare, sogar wohnliche Laubhütten gebaut, im Walde über dem Zehendermätteli. In ein paar Stunden waren sie fertig geworden, mit Anleitung der Lehrer und eifrigem Fleiße von hundert Schülern.

Jetzt fehlte mir zwar der Lehrer, aber einen Freund hatte ich. Denn Pepi leuchtete der Einfall ein, und so gingen wir an die Ausführung. Erst wurde ein geeigneter Platz gesucht, ein möglichst geheimnisvoller, versteckter, entfernter, den niemand aufzuspüren vermöchte. Auf der Rückseite eines Waldhügels, der in der Richtung nach dem Dorfe Lausen schaut, Windental oder Wiedental hieß die Stelle, und der Hügel, wenn ich nicht irre, Humbeler, glaubten wir den richtigen, unentdeckbaren Platz gefunden zu haben. Und nun machten wir während vierzehn Tagen die Baumeister, bald einzeln, je nachdem einer Zeit fand, bald gemeinschaftlich. Ich schleppte Holz herbei, am andern Tag war es weg. Rätselhaft. Dann schlug ich Pfähle in den Boden, die blieben. Hernach heftete mir Pepi ein Freundschaftsgedicht als Gruß an das angefangene Hüttchen. Als er mich zu dem Gedicht führte, o Überraschung, war das Gedicht verschwunden. Unbegreiflich. Minder naive Jungen hätten aus den gespenstigen Verschwindungen etwas geschlossen. Wir schlossen nichts, sondern bauten getrost weiter, glücklich darüber, ein eigenes Haus, einen unauffindbaren, unentweihbaren Freundschaftstempel zu besitzen, den niemals ein gemeines Auge mit einem rohen Blicke wird beleidigen können.

Da überraschte uns eines Abends eine marktschreierische Ankündigung in der Zeitung: «Die Hüttenbauer. Komische Oper von Hölliker und Knopf. Musik von Knopf. Die Dekorationen sind von Hölliker verfertigt.» Knopf war Pepis Übername in der Schule, Hölliker der meine; die Absicht war klar, es sollte eine Satire auf unsere architektonische Lyrik sein. Neben der allgemein menschlichen Spottlust bezog die Satire ihr etwas fades

Salz aus der Gereiztheit gegen das Pfarrhaus. Es war ja seit der Katzenmusik noch kein Monat vergangen. Unserem Gelüsten, der Satire mit feinem, fröhlichem Geist zu antworten, wehrte wohlweislich mein Vater. «Wenn ihr noch so fein antwortet, so kommt eine sackgrobe Erwiderung.»

Schließlich wurde eine Hausweihe in Szene gesetzt; alles Weibliche aus dem Pfarrhaus zog mit uns in die fertige Hütte. Allein es war kein rechter Segen über diesem Zug, jedermann war verstimmt, es lag Verdruß und Zank in der Luft. Begreiflich, mehr noch: symbolischen Freundschaftstempeln bekommt die Zuziehung der Weiblichkeit nicht gut.

Die märchenhafte Freundschaftswanderung

Pepi mußte zu Ostern nach Heidelberg auf die Universität. Vorher machten wir noch eine mehrtägige Wanderung durch Baselland zusammen. Meine Erinnerung hat diesen Ausflug als eines der schönsten und glücklichsten Abenteuer meines Lebens im Herzen behalten, mit Recht; die Zeitdauer aber hat mein Gedächtnis wegen der beispiellosen Fülle der geistigen und gemütlichen Erlebnisse gewaltig überschätzt. Ich hatte gemeint, diese Wanderung hätte zwei Wochen gedauert, schriftliche Zeugnisse aus jener Zeit beweisen mir, daß sie bloß dreiundeinhalb Tage gewährt hat, vom Donnerstag vor Palmsonntag bis zum Palmsonntag. Die nämliche Täuschung wie nach einem inhaltsreichen Traum; man meint, man hätte stundenlang geträumt, während es in der Wirklichkeit bloß einige Sekunden waren.

Und sie war auch ein Traum, jene Reise, eine Wanderung diesseits der Wirklichkeit, ein Märchen. Wie soll ich es anfangen, unsern Gemütszustand glaubhaft zu beschreiben und begreiflich zu erklären? Man denke sich zwei Freunde, die sich innig lieb-

haben, sich verstehen, einander hochschätzen und verehren, deren Seele im Rhythmus der Poesie und Kunst rein und hoch schwingt, deren Geist mit den wichtigsten Fragen des Wissens und den ernstesten Plänen der Zukunft schwanger geht, die jung und frisch sind, so daß ihnen der Augenblick bedeutend wird und daß sie den Ewigkeitsgehalt der Gegenwart fühlen, die beide begabt und gedankenregsam sind; man denke sie sich durch Idealität und Naivität von der Wirklichkeit, durch welche sie wandeln, wie von einem strahlenden, durchsichtigen Vorhang getrennt, von der Bevölkerung, welche ihnen begegnet, durch eine andersartige Erziehung und Umgebung auf gewaltige geistige Distanzen entfernt, so daß sie durch das heimatliche Baselland wandern wie durch Afrika und jedes Bäuerlein mit neugierigen Blicken wie eine ethnographische Merkwürdigkeit anstauen; man denke sich endlich noch die allerwichtigste und allervorteilhafteste Bedingung für ein echtes Reiseglück erfüllt, daß man kaum eine Ahnung hat, wohin und durch welche Gegenden man kommt, so daß man auf Schritt und Tritt abenteuerliche Überraschungen erlebt, eine Bedingung, die ich um so leichter erfüllen konnte, als ich von der Geographie der Erde nicht viel mehr wußte als von der Geographie des Mondes, so wird man vielleicht ungefähr erraten können, was vernünftig zu sagen mir nicht möglich ist. Bei mir kam denn noch etwas Besonderes dazu: die angeborene Gewohnheit, mit Maleraugen zu sehen, das heißt aus jeder Gruppierung der Dinge eine Seele zu lesen und eine Empfindung zu gewinnen, einen Strauch, einen Streifen Bach, eine Windung des Weges als Ahnung oder Gleichnis zu deuten, in einer Wolke, in einem Lichtschein, in einer Perspektive Wunder zu entdecken. Kurz, jeder Augenblick Stimmung, und zwar hochgespannte, ekstatische Stimmung. Und das während dreier langer Tage, ununterbrochen und ungestört, an der Seite des Freundes.

Auf dieser Wanderung geschah auch das Wunder, daß ich, der Verschlussene, dem man sonst fast mit einem Stemmeisen die

Zähne auseinanderbrechen mußte, um ein Wort herauszubekommen, mich der Sprache bediente. Wir tauschten da zum ersten Mal unsere Gedanken in zusammenhängender Kette aus. Vieles ist da zwischen uns gesagt worden, was wert gewesen wäre, daß ich es behielte, was ich aber vergessen habe, weil der Gemütsgehalt der Wanderung meiner Erinnerung wichtiger war als der Geistesgehalt. Nur zwei Gesprächsgegenstände hat mein Gedächtnis aufbewahrt: das deutsche Märchen – mein Kindheitsbesitz –, das mich auf diesem Reiseumärchen wie eine poetische Nebenlinie in der Phantasie begleitete, ferner eine Belehrung, die mir Pepi über das Kunstideal Richard Wagners erteilte, wodurch er mich zu einem theoretischen Wagnerianer machte. Er wieder wollte sich bestimmt erinnern, ich hätte ihm damals ins Gewissen geredet und ihn dadurch endgültig vom christlichen Glauben zur Wahrheit bekehrt. Ich weiß hievon nichts mehr; allein Widmann hat mir das noch in seinem letzten Lebensjahr so fest versichert, daß ich kein Recht habe, seine Erinnerung anzuzweifeln.

Viel wichtiger als diese geistigen Ergebnisse war für mich ein anderer Gewinn. Auf jener Wanderung siegte die Freundschaft über die Liebe, der Freund wuchs in meinen Augen über die Geliebte empor; von jetzt an wurde mir Pepi wichtiger als Anna. Begreiflich: Anna tat mir wehe, Pepi verursachte mir keine Schmerzen, brachte mir vielmehr Trost und Glück; Anna demütigte mich (das heißt in meiner Einbildung), Pepi erhob mich; Anna verstand mich nicht, außer als Maler Carlo dolce, Pepi verstand mich, mehr noch, er erriet in mir den, der ich später wurde. Den Freundschaftsbund hatten wir schon das Jahr zuvor geschlossen, den ganzen Freundschaftssegens erfuhr ich erst jetzt, auf der gemeinsamen Wanderung.

Zu sagen über diese Wanderung wüßte ich noch viel, zu erzählen weiß ich wenig. Wir wanderten zunächst nach Waldenburg. Dort besuchten wir den Pfarrer; der war ein korpulenter lyrischer Dichter, so daß er fortwährend von Fett und Begeist-

rung troff. Ich habe von jeher einen Schauer vor einem Lyriker empfunden; der Schauer wuchs zum entsetzten Grauen beim Anblick dieses orgiastischen Überlaufens. Dann ging es den Hauenstein hinauf nach Langenbruck. Da ich aber von Kind auf einen Widerwillen gegen das Bergsteigen hatte (der Arzt meint: wegen angeborener Lungenerweiterung) und man niemals zum voraus wissen kann, wie hoch ein Berg ist, so mußte mir Widmann zusprechen wie einem kranken Gaul, bis ich mich bergauf entschloß. Doch siehe da, ehe ich mich versah, waren wir schon oben. Das ist mit ein Grund, weshalb ich den Jura den Alpen vorziehe: beim Jura, wenn man meint, man sei unten, ist man oben; bei den Alpen, wenn man meint, man sei oben, ist man unten. Wir übernachteten in Langenbruck, ich bei meinen Verwandten, er im Pfarrhause: am zweiten Tag reisten wir über Eptingen nach Rothenfluh. Dort blieben wir beide beim Pfarrer Rauczka zu Gast, der auch mit meiner Familie befreundet war. In Rothenfluh gab uns die Natur abends eine Galavorstellung: es schneite auf die blühenden Kirschbäume. Es war märchenhaft schön anzusehen, die weißen Spitzengirlanden von Schnee und Blüten in der schwarzen Nacht, so daß ich dadurch in eine Stimmung geriet, die poetisch gewesen wäre, wenn ich damals überhaupt hätte poetisch sein können. Da ich aber nicht poetisch werden konnte, wurde ich musikalisch und glaubte, ein Lied ohne Worte von Mendelssohn zu hören; Chopin hätte besser gepaßt, allein ich kannte Chopin noch nicht. Daß der Schneefall auf die Blüten als unheilbringend müsse beklagt werden, darüber bedurfte ich erst der Belehrung.

Am dritten Tag reisten wir über Maisprach nach Rheinfeldern, wo wir bei dem Tabakbesitzer Fischer übernachteten. Dort geschah mir ein großes Geschenk: die zweite Symphonie von Beethoven, vierhändig gespielt. Diese hat mir noch manchen Tag nachher im Herzen wiedergeklungen. Eigentlich, wenn ich meine Lebensgeschichte schreiben wollte, müßte ich von Rechts wegen,



Joseph Viktor Widmann
zur Zeit der «märchenhaften Freundschaftswanderung»

ich meine von Wahrheit wegen, viele Hunderte von Seiten mit Musikprogrammen füllen und jedem einzelnen Musikstück ein eigenes Kapitel einräumen, berichtend, wo und wann und von wem ich ein bestimmtes Werk zum erstenmal hörte und wie es auf mich wirkte; denn das bedeutete für mich jedesmal ein Ereignis, wichtiger als alles, was mir das Schicksal draußen in der Welt brachte. Das wäre vielleicht sogar die einzig richtige Art, die Geschichte meines Innenlebens zu erzählen. Nur würde das niemand lesen mögen. Also damals in Rheinfeldern war es die wunderbare D-Dur-Symphonie von Beethoven.

Als wir schließlich am Palmsonntag heimkehrten, erwachten wir wie aus einem goldenen Traum, wenn es draußen regnet. Beide fanden das gewohnte Alltagsleben nüchtern, schal und leer; beide gingen wir unruhig und unstedet umher, wie wer einen kostbaren Schatz vermißt. Wir hatten nicht mehr nötig, miteinander zu sprechen; wir hatten uns alles gesagt. Wir brauchten auch nicht einen gefühlvollen schmerzlichen Abschied voneinander zu nehmen, als Pepi verreiste; die Freundschaftswanderung hatte uns zu innig verbunden, als daß die körperliche Trennung uns hätte viel anhaben können.

Das böse Konzert

Nachdem Pepi fort war, entstand natürlich eine große Lücke. Vernunft und Natur forderten daher, daß die Hinterbliebenen sich noch enger aneinanderschlossen. Am Wunsch und Willen hierzu fehlte es nicht, weder hier noch dort. Man tauschte gegenseitig Nachrichten und Briefe aus; man sah sich öfters, die Klavierstunden bildeten ja immer noch ein äußeres Band. Anna, die sich den ganzen Winter über immer gleich geblieben war, jederzeit freundlich und lieb und gut, fand sogar ein schönes, rühren-

des Wort: «Mama, führe deinen Sohn ins Zimmer!» sagte sie. Also als Mutter und Schwester empfingen sie mich.

Dennoch war es jetzt nicht mehr das nämliche. Statt einer Lücke gähnte eine Kluft. Der Vermittler fehlte, und wir waren, wie es sich jetzt herausstellte, unfähig, einander unvermittelt zu verstehen. Und dann kam, kaum sechs Tage nach Pepis Abreise, das böse Konzert. Mein Tagebuch meldet über dieses Schicksalskonzert bloß die äußern Begebenheiten, das Programm des Konzertes und ähnliches, aus Konfusion und Scham auf die Erwähnung der Gefühle verzichtend. Dagegen mein Gedächtnis hat dieses fatale Konzert so treu behalten, wie man die Erinnerung an eine furchtbar schmerzliche Operation behält, und noch manches Jahr nachher finde ich in Notizen oder Briefen eine Anspielung an das «böse Konzert», wie ich es dort einmal nenne.

An sich war nichts Böses daran. Im Gegenteil, es war eine ausgesuchte Ohrenweide. Ein Trio von Beethoven, ein Streichquartett von Haydn wurde gespielt, «Der Rose Pilgerfahrt» gesungen und noch eine Menge schöner, herrlicher Dinge. Man reiste von weitem, um das Konzert anzuhören; namhafte Musiker vom Fach, der Primgeiger und der Cellist vom Basler Orchester, spielten mit, andere Musiker hörten zu; es war ein musikalischer Festschmaus, und alles schwamm in Wonne. Eben darum wurde es für mich das böse Konzert. Ich konnte eben nicht umhin, mein schülerhaftes Nichts im Gegensatz zu all diesen glänzenden Musikern zu verspüren; und wenn ich nicht von selber verspürt hätte, wäre ich darüber belehrt worden, da Anna, was begreiflich ist und was auch ich begriff, sich lieber mit den berühmten Größen, die Bewunderungswertes leisteten, beschäftigte, als mit einem Buben, dem sie Stunden in Fingerübungen zu geben pflegte, wenn ihre Mutter verhindert war, und der seine Fingerübungen nicht einmal konnte. Meine Gefühle beschreiben? Ja, mit einem Gleichnis: Wenn der arme Lazarus einen Hund gehabt hätte, der hungrig, zitternd und frierend dem Gastmahl des reichen Mannes

zugesehen hätte, so würde dieser Hund ungefähr das gefühlt haben, was ich fühlte.

Zu diesem allgemeinen Unheil noch ein besonderes: Der schöne Flüweel (er hieß zwar anders), der berühmte Cellist, der als Mädchenherzenfänger bekannt war (welches Mädchenherz widersteht einem Cello?), hatte es augenscheinlich auf Anna abgesehen, und zwar ganz ernsthaft, mit Hochzeitshintergedanken. Das empfand ich nun geradezu als teuflisch.

Das böse Konzert gab meiner langjährigen Liebe zu Anna den Todesstoß, obschon es noch viele schmerzliche Krämpfe brauchte, bis sie verendete. Nicht als ob ich Anna irgend etwas übelgenommen hätte—ich erhielt auch nicht den mindesten Grund dazu, denn sie blieb sogar jenen Abend freundlich mit mir wie immer; aber ich war fest entschlossen, einen solchen abscheulichen Höllentag nie mehr zu erleben. Und um ihn nie mehr erleben zu müssen, nahm ich meine höchste, hoffnungslose Liebe an den Füßen und schlug ihr den Kopf ein. Der Rest ist bloß noch ein langwieriges Gezappel im Todeskampf.

Ein literarisches Fiasko

Noch eine letzte Hoffnung verblieb mir: wer weiß, vielleicht zwingt sie mich mit einem Drama zur Liebe. Hat sie den Pepi umarmt, wenn er ein Drama vorlas, so kann sie auch mich umarmen. Und warum soll ich nicht ebenso gut ein Drama schreiben können wie er? Allerdings hatte er bei Wackernagel jahraus, jahrein die beste Aufsatznummer erhalten, während ich nur ausnahmsweise die beste, für gewöhnlich die zweitbeste erhielt. Immerhin war ich in meiner Klasse unwidersprochen der Erste bei Wackernagel. Da kann mans wenigstens versuchen; zu verlieren habe ich ja nichts, ich kann nur gewinnen.

Ich hatte das Ding schon in Arbeit, und es handelte von einem Herrn, der neulich den Salineninspektor Glenck um ein paar hunderttausend Franken betrogen hatte; das Thema war demnach aktuell. Schon während der Arbeit erlebte ich aber eine Entmutigung. Ich hatte, eine Äußerung Pepis mißverstehend, gemeint, ein Drama mache man in drei Tagen. Statt dessen brauchte ich volle zehn Tage, um fünf Akte mit einem längern poetischen Vorspiel fertig zu bekommen, so daß ich Wackernagel, der mich fragte, ob mir so ein Drama leicht und gerne vom Stapel laufe, bekümmert antwortete: «Ach nein, es hat mich unendliche Zeit und Mühe gekostet.»

Wie alles, was ich schriftlich von mir gab, war auch dieses Drama ursprünglich einzig als deutscher Aufsatz für Wackernagel gemeint; nur versprach ich mir von diesem dramatischen Aufsatz eine süße Nebenwirkung, wenn ich ihn im Pfarrhaus vorlesen würde.

Die Vorlesung fand statt, unter genau den nämlichen Umständen wie früher Pepis Vorlesungen, vor den nämlichen Zuhörern. Am Anfang ging es herrlich. Das poetische Vorspiel (ungereimt, denn die «Metrik, Poetik und Rhetorik» reichte Wackernagel erst auf der Universität) brachte Rheingeister und Rheinnixen, welchen ich einen Gruß an Pepi nach Heidelberg auftrug. Ich meinte nämlich, Heidelberg liege am Rhein. Man fand die allegorische Wasserfamilie hübsch und poetisch; Frau Pfarrer zeigte sich hochofrennt über den herzlichen Freundesgedanken, Anna war sichtlich bewegt. Zum Lohn für das schöne Vorspiel setzte sie sich ans Klavier und spielte mir mein Lieblingsstück: die Romanze aus dem Mozartschen D-Moll-Konzert.

Als aber das Drama selber anhub, kam es anders. Die Gesichter wurden lang, die Augen trüb, gähnende Seufzer suchten sich schamhaft zu verbergen, die Köpfe bewegten sich unruhig hin und her; schon beim zweiten Akt witterte ich das Fiasko. Und das Schlimmste: ich sah jetzt beim Vorlesen selber ein, daß das Stück

ein Quark war. Die Geistesgegenwart, unter irgendeinem Vorwand das Weiterlesen einzustellen, besaß ich nicht, glaubte mich verpflichtet, nachdem ich einmal angefangen, das Ganze zu erledigen, biß also auf die Zähne und las zwischen den zusammengebissenen Zähnen mit tonloser Stimme hoffnungslos einen Akt nach dem andern herunter. Ein förmliches Harakiri. Ai, das abscheuliche Gefühl, zu wissen: «Jetzt kommen noch so und so viele Seiten», wenn man gewahrt, daß von Minute zu Minute das Mißfallen sich steigert. Mit Mühe unterdrückten die Zuhörer aus Freundschaftsgnaden Äußerungen des Unwillens; Fräulein Wimmer aber unterdrückte den Unwillen nicht, sondern gab, im Zimmer hin- und herlaufend, entrüstete Töne von sich, wie ein Tiger, dem man Kartoffelsalat statt Fleisch unter die Nase hält. Was Anna für ein Gesicht dazu machte, weiß ich nicht, denn ich wagte sie gar nicht anzusehen.

Es war ein fürchterliches Fiasko. Der Schuß war hinten hinausgegangen: statt der schönen Fasanin, auf welche ich zielte, traf ich mich selber, und zwar häßlich, mitten ins Gesicht, welches dadurch auf ewige Zeiten entstellt wurde. Daß ich keine Spur von poetischer Begabung besitze, glaubte man mir schon vorher; jetzt hatte ich einfältigerweise noch den klaren Beweis dafür geliefert. Nun mochte mir Wackernagel noch so gute Aufsatznummern zuerteilen und Pepi noch so viel Rühmens von mir machen, mein literarischer Ruf im Pfarrhaus stand fortan fest: ein Mensch, der zwar alle möglichen Talente hat, aber das Dichten, wovon er nichts versteht (man kann ja nicht alle Talente haben), lieber dem Pepi überlassen soll. Mein Ruf als geborener Nichtdichter hat sich in diesem Kreise von dem Fiasko nie mehr ganz erholt, bis auf den heutigen Tag nicht.

Als dann Widmann in den Ferien heimkehrte und das unselige Zeug las, wollte er aufbegehren und das Verdammungsurteil kasieren. Lieber Freund, das ist zwar rührend lieb von dir, allein diesmal haben die Deinigen recht und nicht du. Das Drama

«Potozki» war nicht bloß verfehlt und schwach, es war geschmacklos und taktlos. Brav von meinen Freunden: daß sie es ablehnten, das freut mich innig. Wie es mich jedesmal innig freut, wenn etwas Schlechtes gezüchtigt wird, einerlei, ob ich der Verfasser bin oder ein anderer.

Die beiden Cicerone

Nun hatte ich mehr als genug. Das Alphabet meiner Hoffnungen war beim Ende angelangt, da, wo es heißt: Ypsilon, Zet. Allein es gibt Leute, welche auf das Ypsilon noch einen überflüssigen i-Punkt setzen. Solch einen überflüssigen i-Punkt bekam ich noch auf den Kopf.

Ein ehemaliges Pensionsmädchen kam ins Pfarrhaus Liestal zu Besuch, ein geniales, bemerkenswertes und sehenswertes Wesen aus einer berühmten Malerfamilie in Neuenburg. Dieses wollte, von Anna begleitet, sich die Basler Gemäldegalerie ansehen. Ein drittes ausgezeichnetes Fräulein, eine musikalisch hochbegabte Deutsche, für alles Schöne begeistert, die von dem Vorhaben vernahm, schloß sich den beiden an. So kam etwas zustande wie ein Zug dreier Musen oder Grazien in das heilige Reich der Kunst.

Anna hatte den liebenswürdigen Einfall, ihren Carlo dolce, der ja doch selber in Öl gemalt hatte und täglich nach Basel fuhr, auch wahrscheinlich in der Gemäldegalerie Bescheid wußte, zum Cicerone zu ernennen. Kein König und Kaiser kann mit größerer Scheu und Ehrerbietung empfangen werden, als dieses Grazientrio von mir am Basler Bahnhof empfangen wurde, am Nachmittag, mit dem Zweiuhrzuge von Liestal.

Vor der Gemäldesammlung wollten sich die Damen erst noch die Pfalz ansehen, das heißt die Terrasse, welche hinter dem

Münster über den Rhein ragt. Ich führte sie also dorthin. Auf der Pfalz nun geschah etwas—wie soll ich es nennen?—Symbolisches oder Gleichnishaltiges, jedenfalls etwas mir Unvergeßliches. Die drei Fräulein stellten sich auf und musterten die Vorübergehenden, mit der Hoffnung, zufällig jemand zu erblicken, der beachtenswert wäre. «Ist das wohl ein Künstler?» lautete jedesmal die hoffnungsvolle Frage. Allein weh, die Frage mußte immer wieder verneint werden. Grausam war ihre Enttäuschung; nirgends, wohin sie auch spähten, ein Mensch zu entdecken, welcher Beachtung verdiente. Ich aber stand daneben und schaute sie mit eigentümlichen Gedanken an.

Nachher begaben wir uns in die Gemäldegalerie. Kaum jedoch waren wir eingetreten, ich hatte noch nicht einmal Zeit gefunden, ihnen die Kupferstiche im Vorsaal zu zeigen, wen sehe ich? Flüweel, den baritonsamtenen Cellospieler. Welcher der beiden Cicerone Anna aber jetzt der wichtigere wurde, das bekam ich zu fühlen. «Sie sprach nur wenig mit mir», berichtet das Tagebuch. Um vier Uhr mußte ich obendrein zur Schule (eigentlich schon um drei Uhr, doch wagte ich eine Stunde zu versäumen), mithin dem Flüweel das Feld überlassen.

Als ‚Philosoph‘ aber konnte ich trotz meiner peinlichen Beschämung nicht umhin, mir eine interessante Beobachtung hinter die Ohren zu notieren. Warum verspürte ich gegen den verwünschten Flüweel nicht die mindeste Feindseligkeit, obschon ich ihn lieber in der Hölle gewußt hätte, von wo er stammte? (Er sah auch danach aus, brandbraun mit kohlschwarzen Augen.) Wir bekomplimentierten uns, lächelten einander ohne Falsch freundlich an, stritten uns sogar ritterlich miteinander herum, wer von uns das Eintrittsgeld für die Damen entrichten dürfe. In welchem Streit ich übrigens Sieger blieb, was mir eine kleine Genugtuung verschaffte; denn wenn ich die Damen freihielt, waren sie meine Gäste, nicht seine.

Abends im Bahnhof traf ich dann das Trio wieder, natürlich in

Gesellschaft des baritonsamtönen Höllenschwärzlings, welcher meiner Anna mit seinen großen weißen Zähnen Komplimente fletschte. Endlich, im Eisenbahnwagen, Gott sei Dank, nahm er Abschied. Aber, o weh: «Als er mit Anna sprach, errötete sie», heißt es in meinem Tagebuch. Das Erröten war das Tüpfchen aufs Ypsilon. Da rief ich «Zet!» Einen Punkt daneben und einen Strich darunter. Ich fuhr sogar mit dem Löschpapier über den Text; allein das Löschpapier taugte nichts: es gab Tintenflecke über den Strich.

Ein Trugschluß

Jetzt hatte ich nur noch einen einzigen Gedanken: weg aus diesem unseligen Pfarrhaus, wo man mich so liebhatte und mir doch so wehtat, wo man mir so viel Wärme entgegenbrachte und wo mich doch so entsetzlich fror. Wie kann einer frieren, wo es warm ist? Wenn er Fieber hat. Und wenn einer Fieber hat, so kennt er nur noch eine einzige Sehnsucht: Ruhe. Ruhe sogar vor denen, die es gut mit einem meinen. Nicht mehr den Gruß «Carlo dolce» vernehmen, nicht mehr die Ypsilanti und Flüweel antreffen oder sonst irgendeinen Primgeiger oder Violageiger oder Cellisten oder Kontrabassisten oder Tuttiquanti, nichts, nichts, nur Ruhe.

Ist es ein Leibesschaden, der einem das Fieber gebracht hat, so geht man heim und legt sich ins Bett. Ist aber die Liebe daran schuld, so flieht man in die Fremde. O wie gerne wäre ich jetzt geflohen, gleichviel wohin, nur weg, weit, weit weg von Anna. Allein daran war gar nicht zu denken. Ich gehörte ja noch ein volles Jahr lang in die Schule. Durfte ich nicht in die Ferne, so konnte ich doch meine Besuche im Pfarrhaus einstellen und (wenn es glücklich) vermeiden, Anna an einem dritten Ort zu begegnen. Das tat ich denn mit Fleiß und Eifer. Schränkte die Kla-

vierstunden, die mich ins Pfarrhaus nötigten, möglichst ein, unterließ meine Besuche, schloß das Tagebuch ab, zum Zeichen, daß die Herrschaft Annas jetzt vorbei sei (nur noch wenige flüchtige, lakonische Sätze finde ich nach dem Ciceronetag notiert), lenkte meine Spaziergänge in Gegenden, wo ich nahezu sicher war, sie nicht zu treffen, also vornehmlich zum Obern Tor hinaus nach dem Steinenbrücklein. Es half in der Tat, half sogar mehr, als ich gehofft hatte, es versprach wirklich, ein gültiger Schluß zu werden, das heißt, wenn es so weiter geht, wenn ich ihr nie, nie mehr begegne. Allein gesetzt der Fall, ich begegnete ihr eines Tages, sei es nach Wochen, sei es nach Monaten, werde ich mich dann als geheilt erweisen oder werde ich einen Rückfall erleiden? Offen gestanden, ich war ein wenig neugierig darauf. Einstweilen genoß ich meine Ruhe.

DRITTER TEIL: SOMMER 1862

«ES GÄRT»

Lanzenwerfen

Leer war es in mir, entmutigend leer, im Mai 1862. Die Malerei dahin, das Klavierspiel verendend, Pepi verreist, das Pfarrhaus, das ich einst «das Paradies auf Erden» getauft, mir verleidet, so daß ich es nach Möglichkeit mied. Nicht umsonst schrieb ich jetzt für Wackernagel einen Aufsatz: «Der Dichter, der seine Phantasie verloren hat.» Um die Leere auszufüllen, versuchte ich dies und das. Lernte unter anderm ein paar hundert griechische Verse aus Homer auswendig, die einzigen Verse, die mir jemals gelungen ist, im Gedächtnis zu behalten. Dabei kam mir plötzlich ein Einfall: Lanzenwerfen, wie die griechischen Helden. Zuerst auf dem alten Turnplatz gegenüber dem Pfarrhaus, später auf dem alten Exerzierplatz hinter der Kaserne, auf dem Gestadeck neben dem Ergolzflüßchen, versuchte ich meine Kunst. Da ich ziemlich kräftig gebaut war (mein Vater war ein Herkules an Leibesstärke), brachte ichs durch Zähigkeit zu ansehnlichem Erfolg im Lanzenwerfen, woraus sich die Freude an der Schilderung des Wurfes erklärt, die sich an gewissen Stellen meiner spätern Epik bemerkbar macht.

Überhaupt bin ich durch meine Erfahrungen zu der Ansicht gekommen, daß körperliches Kraft- und Lustgefühl, Muskeltemperament, Lebensmut nicht ohne Einfluß auf die epische Phantasie sind. Meine erste epische Periode, als Student in Zürich, fällt zum Beispiel mit meinem Eintritt in den Turnverein des Polytechnikums zusammen; ich erinnere mich auch ganz

wohl, was für eine Wonne mir jeder Schwertstreich ariostischer Helden verursachte. Ich hieb in Gedanken glücklich mit; begriff nicht, warum Burckhardt diese Kampfszenen ermüdend für den Leser nannte; denn für mich waren gerade diese Klopffechtereien der ariostischen Helden das Süßeste. Darum war auch damals Herakles mein Liebling. Noch in meinem «Olympischen Frühling» habe ich sehnlich danach ausgespäht, ob ich nicht irgendwo Anlaß zu einem kräftigen Schlagen gewinnen könne; die nachträgliche Hinzufügung des Gesanges «Ajax und die Giganten» entsprang aus dieser Sehnsucht.

Deswegen darf man aber ja nicht etwa schließen, ich hätte mich in körperlichen Künsten ausgezeichnet. Ich blieb im Gegenteil in allen diesen Dingen ein Stümper. Gegen das Turnen bezeugte ich sogar bis zu meiner Studentenzeit einen ängstlichen Widerwillen, schon deshalb, weil ich meinte, wenn ich jemals mit meinem Kopf nach unten zu hangen käme (zum Beispiel am Reck), so gerieten mir meine mühsam geordneten philosophischen Gedanken durcheinander, wie die Konfitüre in einem Speiseschrank, wenn man den Schrank auf den Kopf stellt. Dagegen am turnerischen Nebenwerk, wo der Kopf an seiner richtigen Stelle, also oben blieb, mochte ich mich zu bestimmten Zeiten, wenn mich ein jäher Trieb ankam, vergnügen. Im Schwimmen durfte ich eine gute Note beanspruchen; geritten habe ich viel, obschon primitiv; den Sprung über ein erhöhtes Hindernis durfte ich nicht wagen. Später, im Jahre 1869, trieb ich einen Herbst lang auch das Fechten mit außerordentlich großen und schweren Kavalleriesäbeln. Der nachmalige Bundespräsident Frey hatte das Vergnügen in Liestal eingeführt. Viele Säbel haben wir dazumal zusammen bei der Parade in Stücke geschlagen, der Polizeileutnant und ich; sogar einen Fingerknöchel zerschlugen wir, durch den Säbelkorb. Wie es bei diesem Fechten zugeht, illustriert der Zweikampf zwischen dem Olim und dem Hermes in meinem «Olympischen Frühling» («Pallas und der Pelarg»).

Im Mai 1862 also kam das Lanzenwerfen an die Reihe. Das dauerte so lange, bis Zahnschmerzen, die ich auf der nassen Wiese auflas, dem heroischen Geschäft ein Ende machten. Während der Zahnschmerzen erfuhr ich zwei Weltwahrheiten, die ich mir merkte. Es ist nicht wahr, daß man mit Willenskraft einem körperlichen Schmerz Einhalt befehlen kann; deshalb kündigte ich jetzt meinem Feuchtersleben den Kredit. Jemand wollte mich mit Küssen trösten. Aus der Vergeblichkeit dieses Unternehmens schöpfte ich die Lehre: Schmerz ist stärker als Lust; einem Körper, der wehtut, kann man nicht wohlthun.

Exaltation des «Ich»

Dann ergriff mich oben vor dem Steinenbrücklein wieder der Geist. Den Langen Hag vor dem Steinenbrücklein suchte ich diesen Sommer noch ausschließlicher auf als im vorjährigen, weil es jetzt galt, der Möglichkeit einer Begegnung mit Anna auszuweichen. Der Lange Hag aber liegt vor dem Obern Tor und zieht sich in der Richtung gegen Bubendorf und Waldenburg, während die Spaziergänge der Insassen des Pfarrhauses durchs Untere Tor oder durch das Gestadeck in entgegengesetzter Richtung, gegen Frenkendorf, Schönthal und Basel verliefen. Dort oben am einsamen Langen Hag also war ich sicher. Eine kleine Weile lang sah ich noch die Kirchturmspitze, dann verschwand auch diese.

Dort nun frönte ich wieder meiner sogenannten Philosophie, in Wirklichkeit meinen Gedankenvisionen über Gott und die Welt. Welches der richtige Name für meine vermeintliche Philosophie gewesen wäre, hat ein aufmerksamer Leser gewiß schon herausgefunden. Wer unter Gemüterschütterungen und seelischen Exaltationsschauern die Wahrheit über Gott und die Welt unmittelbar von innen heraus, durch Anschauung, Ahnung und

Erinnerung zu gewinnen hofft, ist weder ein Philosoph noch ein Denker, er ist ein religiöser Mensch. Kein Zweifel, daß ich, in einem andern Zeitalter geboren, in der Religion meinen Beruf erblickt hätte, wie ich heute noch jeden visionären Menschen der Religionsgeschichte unmittelbar, von innen heraus verstehe. Daß meine alten Bekannten von damals, soviel ihrer noch leben, bei dem bloßen Gedanken, das Wort «religiös» mit meinem Erinnerungsbild zu verbinden, hellauf lachen werden, ändert nichts an der Sache. Sie sahen eben bloß mein äußeres Gebaren; der einzige Mensch, der von meinem Innenleben Kenntnis hatte, Widmann, hat nicht gelacht, im Gegenteil. Aus dem Grunde, weil ich einst ein religiöser Mensch gewesen war, mußte ich später, nach dem ich mich der Poesie verschworen hatte, ein mythischer Dichter werden. Im Jahre 1866 spielten meine sämtlichen poetischen Pläne im Himmel, oder zwischen Himmel und Erde, oder abwechselnd bald im Himmel, bald auf der Erde, und meine Helden mußten zum mindesten Halbgötter sein, Herakles, Prometheus, Atlas und dergleichen. Nötigte mir meine Phantasie etwas auf, das auf Erden allein spielte, so nannte ich das verächtlich «Novelle». Meine Poesie ist zwar nicht religiös, sondern wie alle Kunst weltlich; aber sie ist einem Ackerboden entsprossen, der früher einmal religiös gedüngt worden war, also genau das Entstehungsverhältnis des asiatischen und hellenischen Mythos.

Ein chronischer Zustand von Visionen und Inspirationen führte dann schließlich unvermeidlich zu einer Exaltation des Ich. Wohlverstanden nicht des privaten Ich, man kann dabei der demütigste, bescheidenste aller Menschen bleiben, sondern jenes tiefern Ich, das sich in Verbindung mit etwas Überirdischem fühlt. Das ist die psychologische Erklärung der Religionsstifter, die, indem sie «Gott» predigen, nicht umhin können, zugleich ihr eigenes Ich, das den Gott in sich spürt, zu verkündigen. Ein ähnliches exaltiertes Ichgefühl, aus ähnlichen Gründen, erlitt ich zum ersten Mal im Sommer 1862.

Dazu kam, was ich «Sonnenverblendung» nenne. Der nämliche Mensch, der im Spätherbst den Tod der Natur und den chemischen Stoffwechsel im eigenen Körper zu verspüren glaubt, der auf den Schwund des Lichts im Dezember mit schweren Melancholien reagiert, muß im Sommer gegensatzfolgerichtig von der Sonne und dem Tag geistig und gemütlich beeinflusst werden. Ich erinnere mich eines Juliabends des Jahres 1862 in Winterthur, wo ich durch den Lichtüberschwall des Sonnenuntergangs in eine solche Exaltation des seelischen und körperlichen Ichgefühls geriet, daß ich eine halbe Stunde lang nicht mehr spürte, wo in der Welt und wer ich war. Meine Erinnerung sagt mir, daß mir auch während meiner dichterischen Periode «Sonnenverblendungen» geschahen.

Zu bemerken: Solche Exaltationszustände haben zur Voraussetzung: absolute oder, um deutsch zu reden, überspannte Keuschheit des Leibes, der Seele, der Gedanken und der Träume, mit andern Worten: gewaltsame Unterdrückung der Naturansprüche. Sie sind zwar nicht einzig hieraus zu erklären, aber es wäre ein Fehler, bei Erklärungsversuchen dieses wichtige Moment zu vergessen.

«Würde des Menschen»

Ich war wieder um ein Jahr älter geworden; mein Geist spannte weiter, verlangte Zusammenfassung der Gedanken. Schon vergangenen Herbst hatte ich geplant, meine Lehre von der Seelenwanderung «in ein System zu bringen». Jetzt drängte es mich, überhaupt alles, was ich seit Jahresfrist als Wahrheit glaubte erkannt zu haben, unter einer leitenden Oberidee zu vereinigen und das Ganze der herrschenden Unwahrheit, also dem Kirchenchristentum gegenüberzustellen. Weil ich von jeher aphoristisch dachte, erhielt mein Wahrheitsantievangelium natur-

gemäß die Form von kurzen, knappen Sätzen, die ich Thesen taufte und numerierte. Als die leitende Oberidee erkannte ich meinen Glauben, daß nicht der Mensch einem außerweltlichen Gott gegenüberstehe, dem er Rechenschaft schulde, sondern daß Gott sich im Menschen verkörpert habe, und zwar nicht in Christus allein, sondern in jedem Menschen, und nicht bloß in jedem Menschen, sondern in allem, was Seele hat. In einem Satz zusammengefaßt: «Der Mensch ist Gott.» Deshalb nennt mich Widmann, der von meiner Dogmatik wußte, einmal in einem Briefe «seinen Mitgott» (statt seinen Mitmenschen). Meine Dogmatik war nicht antichristlich, denn ich schätzte Christus als den Verkünder der Wahrheit vom Gottmenschen, das heißt der Wahrheit, daß der Mensch Gott sei; aber sie war antikirchlich. Der Oberidee entsprechend lautete auch der Titel meiner Glaubenslehre: «Würde des Menschen.»

Die «Würde des Menschen» war als ein Evangelium gemeint, als eine frohe Botschaft gegenüber der Kirchenlehre von der Sündenschuld und einem richtenden Gott; sie mußte sich deshalb einer optimistischen Weltanschauung befleißigen. Und weil jeder naive Denker, sobald er ein System oder eine Dogmatik oder sonst ein Denkgebäude errichtet, die formale Einheitlichkeit, die sein Gebäude begehrt, auch auf den Inhalt abfärben läßt, so malte ich in meiner Unerfahrenheit die Welt mit meiner Gedankenphantasie harmonisch. Die «Würde des Menschen» bekannte also optimistische und harmonische Oberstimmung. Aber die Grundstimmung war pathetisch, sogar tragisch, und zeigte sogar Spuren des künftigen Pessimismus. Hiefür ein Beispiel. Jenen Sommer erzählte ich meiner Tante Eugenia beiläufig von meinem Vorsatz, künftig jahraus, jahrein schwarze Kleidung zu tragen. «Oder wenigstens dunkle», meinte sie zustimmend. Sie hatte mich nicht ganz verstanden. Nicht um elegant auszusehen, wollte ich schwarz tragen, sondern aus Trauer über die Leiden der Kreatur.

Einige Thesen meiner «Würde des Menschen» hatte ich schon

längst als festen Besitz im Geiste. Ich brauchte sie bloß aus dem Gedächtnis zu holen und niederzuschreiben, wobei von selber die wichtigern an den Anfang zu stehen kamen. Die Zusatzthesen entstanden in derselben Weise, wie lyrische Gedichte entstehen; auf dem Wege der Inspiration; so zwar, daß jede Inspiration nur einen einzigen Satz, selten zwei oder drei zu Tage förderte. Wann die ersten Sätze der «Würde des Menschen» geschrieben wurden, kann ich nicht mehr herausbekommen; die letzten datieren vom August 1862. Die ganze Dogmatik brachte es auf zweihundert-dreiunddreißig Sätze.

Das Heft «Würde des Menschen» ist erhalten und liegt vor mir. Ich will einige der Hauptthesen mitteilen. «1: Je gotteigener wir werden, desto glücklicher sind wir. 2: Christus ist ein Mensch, der sich seiner Gottheit bewußt war. 6: Wir sind Gott. 11: Wir werden ewig leben, wir sind aber auch von Ewigkeit da. 13: Es gibt ein Weltgedächtnis.»

(Das ist derselbe Gedanke, den Hermes in meinem «Olympischen Frühling» ausführt, als er mit Apoll einen Weltgesang anstimmt.)

«20: Gott folgt denselben Gesetzen wie wir. 27: Es gibt eine Ausatmung und Einatmung Gottes. Gott atmet im Frühling aus, im Winter ein. 51: Die Welt ist ein Gedicht Gottes, ein Kunstwerk Gottes, eine Phantasie Gottes.»

Diese Proben können zur Kennzeichnung genügen. Einige andere Sätze habe ich im Kapitel «Der Seher» mitgeteilt.

Katastrophensamen

Während sechs langer Wochen war es mir gelungen, Annas Begegnung zu vermeiden. Aber am ersten Juli, als ich einmal durchs sogenannte Untere Tor mußte, traf ich sie auf der Straße. Sie erkundigte sich nach dem Grunde meines auffallenden Weg-

bleibens so einfach, so gut, so freundschaftlich und herzlich, daß es mir, trotz meinem besten Willen, unmöglich wurde, zu verhindern, daß ich sie von neuem liebhaben mußte. Was konnte ich auch dagegen tun? Die Kunst, einen lieben Menschen nicht gern zu haben, geht mir nun einmal ab. Nach dieser Erfahrung war ich vollends sicher, daß nichts mich von meiner Liebe heilen könne als eine langdauernde Abwesenheit von Liestal. Aber wie diese gewinnen?

Noch andere Umstände verstärkten meine durstige Sehnsucht nach der Ferne. Einmal mein täglich wachsender Haß gegen die Schule, der mir jeden einzelnen Schultag zur Hölle machte. Und noch schlimmer als Haß, nämlich Ekel, ein solcher Ekel, daß ich meinte, es einfach nicht mehr länger aushalten zu können, ein Ekel, der nicht mehr Verstand anhört, der aufschreit: «Alles, alles eher ertragen, den Tod, nur das nicht!» Ein ähnliches Gefühl, wie es eine Frau hat, wenn ein Scheusal sie vergewaltigen will. Als ich eines Morgens zu spät auf die Eisenbahn kam, so daß der Zug schon im Lauf war, rannte ich auf die Rampe des Güterschopfes und sprang trotz dem Abwehrgeschrei der Fahrgäste von oben in den bereits schnell dahinfahrenden Zug. Hätten mich nicht ein halb Dutzend kräftiger Arme gefaßt und emporgerissen, so fiel ich unter die Räder. Warum tat ich das? Weil mich der Ekel vor dem Gezänk übermannte, das mich erwartete, wenn ich zu spät in die Schule kam. Lieber den Tod als das häßliche Gezeifer. Und meine Feindseligkeit war ja nicht unerwidert geblieben. Das Verhältnis meiner Lehrer zu mir war derart, daß ich täglich eine Katastrophe gewärtigen mußte. Um einer solchen zuvorzukommen, richtete ich meine Augen nach der Ferne.

Dann die zunehmende Spannung zwischen meinem Vater und mir. Mein Vater war gewiß im Recht, wenn er an einem Sohn kein Vergnügen mehr hatte, der immer schlechtere Zeugnisse und Rangnummern heimbrachte, der ihm und aller Welt aus dem Wege ging, einsame Spaziergänge pflog, niemals ein fröhliches,

unbefangenes Gesicht zeigte, also offenbar über Dinge nachgrübelte, die er den Eltern verschloß. Zu Hause wurde es daher allmählich ebenfalls schwül, so daß ich lieber an einem andern Ort gewesen wäre als zu Hause. Ich hatte überhaupt damals in Liestal nur noch einen einzigen Menschen, der nicht über mich den Kopf schüttelte. Das war meine liebe Mama, die zwar ebenfalls keine Ahnung hatte, was in mir vorging, die aber fest überzeugt war, daß ihr «guter Bub» nichts Unrechtes tun werde, und deren Mutterherz merkte, daß mir irgend etwas furchtbar wehetat. Und weil sie merkte, daß ich litt, umgab sie mich mit doppelter Zärtlichkeit.

Zu allem gesellte sich zuletzt noch ein drängendes Auswanderermotiv: das Dionysosmotiv meines «Olympischen Frühlings». Die «Würde des Menschen» war fertig; ein junger naiver Mensch meint, die Menschheit verspüre eine Sehnsucht nach Wahrheit, und da ich überzeugt war, eine echtere Wahrheit zu haben, als die Kirche lehrt, trug ich mich mit dem Gedanken, diese persönlich mitzuteilen.

Kurz, Anfang Juli 1862 wirkte alles zu einem einzigen Sehnsuchtswunsch nach Flucht. Hundertstimmig umschrie mich das Unbehagen: «Geh!» Und aus der Ferne lockte die Hoffnung: «Komm!»

Da öffnete sich ein Sicherheitsventil, das die Katastrophe um volle zwei Jahre verschob.

Ein philosophisches Schweizerreisen

Mein kranker Großvater, der seinem Ende entgegensah, hatte seinem Sohne Karl, dem Küfer und Bierbrauer, zum Lohn für seinen unablässigen Fleiß siebenzig Franken geschenkt. Er solle sich zur wohlverdienten Erholung ein Reischen gönnen.

Siebenzig Franken sind eine so große Summe, daß ein einzelner

damit nicht fertig wird. Deswegen hatte Onkel Karl, wahrscheinlich von meiner lieben Mutter angeregt, den liebenswürdigen Einfall, mich mitzunehmen. Zuerst war im Plan, die Reise sollte nach einem märchenhaften Lande gehen, von welchem man sich die merkwürdigsten Dinge erzählte: nach Deutschland. Deutschland liegt zwar von Liestal bloß zwei Stunden (zu Fuß) entfernt; man kann es sogar am Horizont sehen, wenn man nur ein Viertelstündchen weit vor das Untere Tor spaziert; allein, was sich jenseits des Rheins begibt, davon erfuhr bloß das Gerücht und die Phantasie. Aber Deutschland ist groß; in welchen Teil von Deutschland? Die Sehnsucht meines Onkels, der auch einst lieber Maler als Küfer und Bierbrauer geworden wäre, rief einen Namen: «München».

Allein bei dem Namen München wurde mein Vater störrisch. Das fehlte just noch, daß ich, der ohnehin immer das Zeichnen im Kopf hatte, in das Malernest hineingeriete! Und argumentierte so lange, bis München aufgegeben und der Reiseplan nach der Innerschweiz gerichtet wurde. Es sei doch nichts widersinniger, meinte Papa, als wenn einer ins Ausland reise, ehe er das Inland kenne. Zwar hatte Papa eigentlich hier nichts zu befehlen, der Onkel stand nicht unter ihm; indessen war es nun einmal so: wenn mein Vater etwas wollte, so mußte man ihm gehorchen. (Übrigens hatte Papa mit seinen Befürchtungen wegen München eine richtige Ahnung. Denn als ich siebzehn Jahre später durch München zu reisen kam, genügte der erste Blick in das erste Münchner Kunstladenschaufenster, um eine gräßliche Reue in mir hervorzurufen, dafür, daß ich Dichter und nicht Maler geworden war. Eine Reue, welche, beiläufig gemeldet, mich zur Niederschrift meines Buches «Prometheus» zwang.) Um mir die Enttäuschung über die verweigerte Münchnerfahrt zu versüßen, wurde mir erlaubt, nach Ablauf des Reischens den Rest der Sommerferien bei meiner Tante Eugenia zuzubringen. Nach Winterthur sollte demgemäß das Reischen münden.

Ha, wie schnell man jetzt, im Jahre 1862, nach Bern gelangte! Früher, mit dem Postwagen, hatte man einen vollen Tag dazu gebraucht; jetzt war man in zwei, drei Stunden dort. In Bern grüßte mich ein Schwall von Jugenderinnerungen. Von alten, alten Zeiten – fünf Jahre (welche Ewigkeit!) war es her, daß ich dort gelebt. Ein eigentümliches Gefühl, im Alter (siebzehnjährig!) die Stätte seiner Kindheit wiederzusehen! «Weißt du, was ich glaube?» rief der Philosoph in mir, «die Begriffe jung und alt sind reine Erfindung, die in der Wirklichkeit keine Stütze hat. Jetzt als Siebzehnjähriger meine ich, ich sei alt und wäre einst jung gewesen; als Sechsjähriger hatte ich aber dieselbe Meinung. Wer weiß, wenn ich einmal wirklich alt sein werde, also zum Beispiel fünfundzwanzig- oder dreißigjährig, ob mir dann nicht vorkommen wird, ich sei dazumal mit siebzehn Jahren, also heute, jung gewesen?»

Unter den ehemaligen Kameraden, die ich schleunig besuchen ging, war auch meine ehemalige Tänzerin, mit der ich mich im Jahre 1856 für den Kadettenball verlobt hatte. In freudiger Aufregung betrat ich ihr Haus. Aber o weh, wie kalt und fremd wurde ich empfangen. Aus dieser Erfahrung machte sich der Philosoph eine Lebensregel: «Einen Menschen, den deine Erinnerung mit Phantasieglanz verklärt hat, vermeide wiederzusehen. Ihm bringst du mit dem Wiedersehen verschwindend wenig, denn er lebt ja nicht in der Phantasie wie du, und er verpfuscht dir mit seinem fremden, nüchternen Gesicht, an welchem die Alltagsorgen hangen, das schöne Gemälde deiner Erinnerung.»

In einem billigen Gasthof der Neuengasse übernachteten wir; dort war es, daß ich in das Fremdenbuch schrieb: «Carl Spitteler aus Liestal, Philosoph». Am folgenden Morgen erlebte ich auf der Großen Schanze ein schnurriges Schauspiel: Eine Kompanie Soldaten stellte die Exerzierübungen ein, um ergötzt zwei Hökerweibern zuzuhören, welche einander mit haarsträubenden Schimpfereien bedachten. Plötzlich öffnete sich ein Fenster, und

aus dem Fenster kranzte ein Mann in Hemdsärmeln die Soldaten und Offiziere in kräftigstem Berndeutsch vaterländisch herunter. Ob sie sich nicht schämten, und so weiter. Und siehe da, die Kompanie trat beschämt ins Gewehr und nahm das Exerzieren wieder auf. Aus diesem Erlebnis zog der Philosoph den Satz: «Die mächtigste aller Autoritäten ist die Stimme eines Mannes, der recht hat.»

Jenen Tag suchte ich den Professor K(önig) auf, dessen Frau eine Freundin meiner Mutter war. Gäste aus der französischen Schweiz befanden sich bei ihm. Ob ich französisch spräche, fragten mich diese. Professor König kam meiner Antwort zuvor: «Selbstverständlich!» rief er. Da merkte sich der Philosoph: «Der härteste Tadel beschämt nicht so peinlich wie ein Lob, das man nicht verdient.»

Als wir vom Rathause nach dem Kornhause auf der Rückseite der Stadt zogen, um am Platze hinter der Brunnngasse das Haus aufzusuchen, wo ich einst in die Realschule gegangen war, kamen wir unglücklicherweise bei einem kleinen Schlachthaus vorbei, wo eben eine Kuh zu Boden geschlagen wurde, die mit den Beinen und dem Euter erbärmlich zappelte. «Kann ich nun jemals im Leben wieder fröhlich werden, nachdem ich das gesehen?» trauerte mein Herz. Und der Philosoph urteilte: «Dort im Schlachthause wohnt der Ernst; alles andere ist, damit verglichen, frivoles Larifari. Auch begreift die im Todeskampf zappelnde Kuh besser, was in dieser Welt wahr ist, als du samt allen Philosophen miteinander. Und hast du nicht gesehen, wie überlegen, wie heilig sie aussah, als sie sich im Schmutz ihres Blutes wälzte?» Jenen ganzen Abend konnte ich an nichts anderes denken als an die zappelnde Kuh.

In Thun wohnten wir bei unsern Verwandten, der bekannten Militärfamilie R(ubin). Alles Männliche in dieser Familie ist Offizier, ladet Bomben und Granaten, baut Gewehre und Kanonen. Leider fand ich meinen lieben Freund, den schönen Kadetten S.

nicht mehr vor; der war in der Aare ertrunken. Ein Satz wurde mir in Thun stündlich als Kehrreim vorgesprochen: «Wie willst du über den Brünig kommen!» So daß mir schließlich vor dem fürchterlichen Brünig ganz bange wurde. Man konnte mich nämlich zu keinem Spaziergang bewegen; daher der Zweifel an meiner Gangfähigkeit. Ich kam aber doch über den Brünig, sogar unverhofft leicht, obschon unser Marsch durch ein Gepäckstück beschwert war, einen großen Reisesack, den wir mit Hilfe eines Stockes abwechselnd über der Schulter trugen. Allerdings übernahm der Onkel, als der ältere und stärkere, öfter die Last als ich.

Am Ausgang des Lungernsees, dort, wo es jäh den Kaiserstuhl hinabgeht, geschah mir eine eigentümliche Verblendung. Ein Häuschen stand zuoberst über dem jähem Absturz, vom scheidenden Abendsonnenschein beleuchtet. Da meinte ich, aus jenem Häuschen müßten wunderschöne, vornehme orientalische Fräulein heraustreten, um im Gärtchen Rosen zu pflücken, so daß ich abenteuerlich erregt wurde, als wir uns dem Häuschen näherten. Das heißt, ich wußte selber nicht recht, glaubte ich wirklich, es gehe in dem Häuschen orientalisches zu, oder stellte ich mir es bloß so vor. Der Sonnenschein behauptete es eben meinen Augen; nach der Meinung des Verstandes fragte ich gar nicht.

Am folgenden Tag nahm ich ein Schwimmbad in einem See bei Alpnach. Das sei der Vierwaldstättersee, belehrte mich mein Onkel. Als wir aufs Dampfschiff stiegen, das von schimpfendem Volk und muhendem Vieh strotzte, korrigierte der Philosoph seine bisherige Vorstellung von den Alpen. «Alles, was man von der Poesie der Alpen und des Alpenlebens redet, ist Gefasel. In Wirklichkeit gibt es keinen prosaischeren, nüchterneren Menschenschlag als die Äpler.»

Aber merkwürdig, wie wir bei Stansstad aus dem See herauskamen, gerieten wir wieder in einen See, und zwar in einen noch größern. «Was ist nun das für ein See?» fragte ich. «Auch der Vierwaldstättersee.» «Und dort links ist ja wieder einer, wie

heißt der?» «Ebenfalls der Vierwaldstättersee.» Als ich aber Luzern an allen Ecken vermutete, nur nicht da, wo es war, wurde mein Onkel ernstlich ungehalten. «Wenn ihr im Basler Pädagogium nicht besser Geographie lernt als so, so ist das himmeltraurig.» Und richtete jenen Tag vor Entrüstung kaum das Wort an mich. Da merkte sich der Philosoph: «In den Landschulen überschätzt man das gemeine Wissen, die Kenntnisse. Zu der Einsicht, daß das Denken unendlich mehr wert ist als das Wissen, gelangt man nur auf höheren Stadtschulen, und auch dort bloß unter der Bedingung, daß man nicht auf seine Lehrer hört.»

Gegen die Geographie im besondern hegte ich damals eine grundsätzliche Verachtung. «Nicht *wo* ein Gegenstand ist, sondern *was* er ist, kommt in Betracht, ob ein Hund auf der Treppe oder im Wald oder auf der Wiese ist, er bleibt der nämliche Hund. Also!» «In welchem Lande liegt München?» geruhte ich einmal im Pfarrhaus herablassend zu fragen, zum Entsetzen aller Anwesenden.

In Luzern erlebte ich ein kleines Abenteuer. Nachdem wir uns den Löwen angesehen, kehrte mein Onkel in die benachbarte Bierbrauerei ein. Ich, der Bier überhaupt nicht mochte («Bier und Schuhwichse sind für mich einerlei»), setzte mich unterdessen auf ein Mäuerlein. Nach einiger Zeit zupfte mich ein Kind am Ärmel. Ich solle ihr zum Vater folgen, begehrte sie. «Warum? wozu?» «Das weiß ich nicht; aber der Vater hat es befohlen.» Ich folgte ihr in ein Haus, mehrere Treppen hoch. Im Zimmer saß ein alter Mann, der mich freundlich begrüßte, mir befahl abzusitzen, mir ein Zwehelein (Handtuch) auf die Knie legen ließ und mir eine Tasse Kaffee vorsetzte. Erstaunt sah ich ihn an: «Ja, was soll ich mit dem Kaffee?» Väterlich lächelte er: «Ich habe gar wohl beobachtet, wie Euer Kamerad ins Bierhaus ging und Ihr Euch traurig auf das Mäuerlein setztet, weil Ihr kein Geld habt. Ich bin auch vor Zeiten auf der Wanderung gewesen und weiß, wie es tut. Also greift nur herzlich zu, ich gebe es Euch gerne.» Ich mochte ihn nicht über seinen Irrtum aufklären,

gönnte ihm den Glauben, ein wohltätiges Werk getan zu haben, und schluckte ein wenig von dem Kaffee.

Doch genug von dem Reischen. Ich darf nicht ein Kapitel zu einem Buche anschwellen lassen. Nur noch ein sprechender Zug: Vor Schwyz fragten wir einen Vorübergehenden um den Weg nach dem Muotatal. Nachdem wir freundlich Bescheid erhalten hatten, kehrte ich mich gerührt zu meinem Onkel: «An diesem Beispiel sieht man wieder, wie jene unrecht haben, welche die menschliche Natur für schlecht ausgeben. Im Gegenteil, grundgut ist die menschliche Natur. Ist es denn nicht schön und erhehend, daß der erste beste, der von zwei wildfremden Leuten angesprochen wird, ihnen als Mitmenschen liebenswürdig Auskunft gewährt?» Der Onkel zuckte die Achseln. «Daran kann ich weiß Gott nichts Erstaunliches und Rühmenswertes entdecken. Das fehlte noch, daß man nicht einmal mehr jemand um den Weg fragen dürfte. Das wäre doch wahrhaftig traurig.»

Die große Oase

Als wir, von unserm Schweizerreisen über Glarus in Winterthur mündend, vor der ‚Pflanzschule‘ ankamen, wo Eugenia jetzt wohnte, begrüßte uns durch den Garten herüber eine Klaviersonate, die F-Dur von Beethoven. Das war der Ankunftsgruß. Dem Gruß entsprach der Willkomm, und dem Willkomm das übrige. Nach dem Abschied meines Onkels, der nach Liestal heimkehrte, erlebte ich eine Zeit des reinsten, schönsten Glückes; Freundschaftsglück, Kunstglück, Gegenwartsglück in unerschöpflichem Reichtum. In solchem Reichtum, daß meine Erinnerung die Zeitdauer dieses Aufenthaltes auf viele Wochen schätzte, während sie in Wirklichkeit nur vierzehn Tage betrug. Glückstage lassen sich nicht erzählen; denn eben das, daß nichts geschieht, ist ja eine Bedingung des Glückes. Ruhe, Erholung, Genesung,

begleitet vom Klange Beethovenscher Sonaten und vom schweigenden Frieden inniger Freundschaft, in unseliger Gärungszeit eine selige Oase, deren Trost und Segen noch weithin in die Zukunft leuchtete, der zum Dank ich später sogar eine besondere Dichtung zu widmen gedachte. Mein geplantes Epos «Johannes», meine Fragmente «Eugenia» sind aus dem Gärtlein der Winterthurer Pflanzschule gesprossen.

Auf künstlerischem Gebiet wurde hier für mich das Wichtigste: die Beethovenschen Klaviersonaten. Diese waren im Pfarrhaus Liestal eine seltene Ausnahme, weil das Konzertspiel, die Violinsonaten und Trio vorherrschten. Auch kam ich im Pfarrhaus nicht dazu, die gespielten Noten nachzusehen, ich war bloß Hörer. Jetzt bei der Tante bekam ich den Text vor Augen. Kurz, jetzt bekam ich den Beethoven erstens reichlich, zweitens ohne Vermittlung, direkt Auge in Auge. Und dadurch wurde ich innen ein Künstler, ehe ich das mindeste konnte. Die Kunstprinzipien, die ich später in der Poesie befolgte, hatte ich da geholt oder wenigstens vervollständigt und befestigt. Ich wurde damals künstlerisch der, der ich heute bin. Zum Beispiel erkannte ich damals die Wahrheit, daß Reichtum der Phantasie, der Erfindung dadurch gewonnen wird, daß man wie Beethoven ein jedesmal Vorliegendes, Geplantes konsequent und genau kompositorisch-logisch ausführt und sich nicht erlaubt, die zwischenhinein laufenden Inspirationen in das vorliegende Werk hineinzubringen, wären sie an sich noch so wertvoll. Auch das Proportionsgesetz machte ich mir da dermaßen zu eigen, daß es mir zur Natur geworden ist.

Auch ein bißchen Poesie, aber nicht viel, wurde getrieben. Ich las den «Tasso» von Goethe, die Hymnen (Mahomets Gesang, Prometheus und so weiter); letztere zog ich der gewöhnlichen liedermäßigen Lyrik vor. Ein bißchen Geibel kam auch an die Reihe. Vor allem aber der Lehrer Eugenias in Stuttgart, Mörike. Bei Mörike erschreckte mich, daß er mir eigentlich gefiel. Ein Dichter, der auf beschränktem Gebiet und mitten im Alltag hohe Werte

gefunden hat. Das war nun aber just das, was ich persönlich meiden, hassen und verabscheuen mußte. Weil ich nicht einen kleinen beschränkten Kreis ziehen wollte, mit dem Kopf im realen Alltagsleben drin, sondern einen höhern, weitern Bogen aus dem Realen hinaus. Also für mich ein abschreckendes Exempel. Ähnlich wie der gefeierte Kirchner, der mir mit seinen «Albumblättern» auch einen Schauer einflößte, im Gegensatz zu den großzügigen Meistern. Aber ich konnte nicht wehren, daß mir Schön-Rohtraut und der Vogel Wendehals gefiel, in seiner Art. Nur durfte das ums Himmels willen nicht meine Art sein.

Der unmittelbare Gewinn aus diesem unverhofften Ferien glücke war ein mehrfacher. Erstens vermochte es meine Tante, mich durch Überredung zu bestimmen, daß ich meine Fluchtgedanken einstweilen aufgab und ihr versprach, mich zu gedulden. Mehr noch als ihre Rede wirkte in dieser Richtung die Huld ihrer Freundschaft. Die Krampfbewegungen, welche unleidlicher Schmerz verursacht, hören von selber auf, wenn man den Schmerz besänftigt. Sodann wurde ich hier von dem abscheulichen Gefühl der Demütigung erlöst. Den Kern meiner Persönlichkeit hatte ich schon seit einem Jahre, vollends seit den letzten Monaten («Würde des Menschen») an einem andern Ort gespürt als in meinem Zeichnungstalentchen. Dadurch, daß ich im Pfarrhause als Carlo dolce und nur als Carlo dolce begrüßt wurde, fühlte ich mich nachgerade gedemütigt, einerlei, ob mit Recht oder mit Unrecht. Indem nun Eugenia den ganzen Menschen schätzte, den Zeichner bloß als einen nebensächlichen Teil behandelnd, befriedigte sie meine Ansprüche, und indem sie mir niemand anders vorzog, erhob sie mich.

Endlich lernte jetzt mein Herz einsehen, daß es außer der Einzigigen noch andere liebenswerte weibliche Wesen auf Erden gibt. Eugenia wuchs neben Anna empor, und wenig fehlte, so wäre sie über sie hinausgewachsen. Das einzige, was dazu fehlte, war, daß ich nicht hätte nach Liestal zurückkehren müssen.

VIERTER TEIL: HERBST 1862

«ICH WILL»

Verfinsterung

In der biblischen Geschichte findet sich, wenn ich nicht irre, der Spruch: «Ein schwarzer Geist kam über Saul, daß er die Lanze nach David warf.» Solch ein schwarzer Geist, so daß ich Lust verspürte, nach meinen Freunden die Lanze zu werfen, kam im Herbst 1862 über mich.

Zunächst nach meiner Heimkehr aus der Winterthurer Pflanzschule hielt das Gefühl des Glückes und der Gehobenheit noch einige Zeit vor. Das erste Mal, als ich Anna wieder begegnete, auf der Straße war es, glaubte ich mich geheilt. «Ach so», triumphierte ich, «bloß einer kleinen Abwesenheit hat es bedurft, um mein Herz von dem langjährigen Liebesspuk zu befreien?» Als ich aber durch Pepis Gegenwart, der aus Heidelberg in die Ferien heimgekehrt war, genötigt wurde, wiederum fast täglich im Pfarrhause zu verkehren, fiel ich in die alten Geleise zurück, indessen mit einem gewaltigen Unterschied. Was mir früher Schmerz verursacht hatte, bewirkte jetzt, durch den Schmerz hindurch, Grimm. Statt zu ‚verzweifeln‘ wie einst, knirschte ich jetzt. Ein unsäglicher Widerwille, ähnlich dem Widerwillen des erfahrenen Patienten gegen den Zahnarzt und seine Zange, beherrschte mich, das nämliche Gleicherlei wie im letzten Winter nochmals durchzukosten. Von neuem Annas freundliches Lächeln, hinter welchem doch keine Spur von Liebe wohnte! Von neuem die Vorlesereien Pepis mit dem Gefolge von blinden Bewunderern, wo ich als eine Null unter vierstelligen Zahlen mit-

bewundern durfte! Von neuem die Geigereien im Sopran- und Alt- und Baßschlüssel, mit Zuströmen von Krethi und Plethi. Überhaupt das ganze Pfarrhaus, das sich störrisch weigerte, meine philosophische Bedeutung zu erkennen!

Dazu noch Erschwerungen. War Pepi nicht mehr ganz der nämliche wie im Frühjahr? Mir wollte es scheinen. Wir unternahmen eine zweite Wanderung durch Baselland zusammen; die alte Übereinstimmung wollte sich nicht mehr einstellen. Im Pfarrhaus nahmen diesen Herbst die Fremden überhand. Statt des frühern Klavierspiels und der Violinsonaten im Familienkreis gab es anspruchsvolle, kalte Streichquartette. Jeden Sonntag machten der Flüweel und mit ihm der Primgeiger, der Blondeel, das Pfarrhaus unsicher. Nicht mehr aus Eifersucht war ich ihnen gram: ich verabscheute sie als Eindringlinge. Endlich übermannte mich mit den abnehmenden Tagen wieder wie im vorigen Jahre eine schwere Naturmelancholie.

Das alles vereinigte sich zu einer schwarzen Wolke, verfinsterte mein Gemüt und entzündete meinen Zorn. Ich witterte Zusammenbruch und Todesatem, so etwas wie Weltuntergang. Die Witterung übersetzte mein Verstand: nicht Weltuntergang, sondern dein eigener Untergang. Ehe ich aber zusammenbrechen würde, wollte ich die erlittenen Qualen ungerechter Demütigung vergelten, meinen Groll, meine Verachtung aussprechen. Eine ingrimmige Lust überkam mich, jemand zu beleidigen, womöglich die ganze Welt, wenigstens meine Freunde, jedenfalls Anna. Ich weiß nicht, ob ich jemals angenehm gewesen war; sicher ist, daß ich jetzt unausstehlich wurde. Es brauchte die unerschöpfliche Güte und Nachsicht meiner Freunde im Pfarrhaus, um mich zu ertragen und mir nichts nachzutragen. Wohl schämte ich mich über mich selber und strafte und haßte mich; allein ich konnte nicht anders. Es war wie eine Krankheit, wie ein fremder, finsterner Geist. Oh, wie ich den geistumnachteten König Saul verstand, der die Lanze nach seinem Liebling David schleuderte,

weil der ihm unaufhörlich sanft lächelnd vormusizierte! Umsonst mahnte mich die Klugheit: «Was wirst du später vor der Welt für eine Figur machen, wenn man erfährt, wie widerwärtig du gewesen bist!» Getrost erwiderte ich: «Entweder aus mir wird nichts, dann erfährt die Welt überhaupt nichts von mir. Oder es wird etwas aus mir, dann wird mein Biograph schon dafür sorgen, daß ich mich lieblich ausnehme.» Schließlich war ich doch geseit genug, um einzusehen: so kann es nicht weitergehen. Auf diesem Wege gehe ich entweder zugrunde, oder ich werde häßlich. Zugrunde gehen? Meinetwegen, immerhin nicht spurlos. Häßlich werden? Pfui, nein, das nicht. Es mußte daher etwas Rettendes geschehen. Und zwar gleich. Und ich will es geschehen machen. Ich will etwas wollen, etwas unternehmen. Und wohlverstanden, etwas Großes muß es sein, woran ich meine Persönlichkeit fühlen, betätigen und beweisen kann. Allein was? Ratlos, doch entschlossen schaute ich nach Betätigungsmöglichkeiten aus; wie ein in die Enge getriebener Hecht unter dem Wasserfall, der sich umsieht, über welche Felsen er den rettenden Hochsprung versuchen will.

Musiker?

In was für ein Schaffen, in welcherlei Unternehmen mich werfen? Das war die Frage. Eine Lebensfrage; denn es galt, mich aus einer Gemüthshölle zu retten. Zum vornherein stand fest: Außerhalb der Grenzen des Schönen gibt es für mich kein Heil, keinen innern Frieden. Davon kann also gar keine Rede sein. Laß sehen, was gibt es für schöne Künste? Maler? Ist schon öfters überdacht worden. Geht nicht; mein Vater erlaubt es nie; alles, nur gerade das nicht. Möchte es auch gar nicht mehr, abgesehen davon, daß ich viel zu alt dazu bin. Habe keine Lust, zeitlebens den Carlo dolce zu spielen, schöne Farben auf eine Leinwand zu streichen,

während es inwendig kocht und grollt. Es muß etwas sein, wo ich meine trotzigste Seele aussprechen kann. Poesie? Ausgeschlossen, gar kein Gedanke. Das ist nicht dein Fach; da ist der Pepi Meister. Ja, was bleibt dann noch übrig? Musiker?

Kaum hatte mein Gedanke das Wort ausgesprochen, so erfaßte mich die Sehnsucht. Ja, ja, ja, Musiker. Aber nicht Klavierspieler, sondern schaffender Musiker, Komponist. Der Wille öffnete das Tor, und durch das offene Tor, glücklich über die Erlaubnis, fluteten die Töne herein, die bisher im Unbewußten gesummt hatten. Zwei oder drei Oktoberwochen lang war ich Komponist, ergab mich den keimenden Melodien, setzte im Gedächtnis Sonatenthemen und Streichquartettanfänge mit dem Willen fest, versuchte auch, wohl oder übel (vielmehr übel) einige Noten niederzuschreiben. Das war ernst gemeint und ist auch ernst zu nehmen. Denn in der Musik lebt meine Seele, sie war und ist meine Lyrik, aus ihr, und zwar allein aus ihr schöpfe ich meinen Kunstgenuß, sie allein ist mir unentbehrlich; einzig für die Meister der Musik fühle ich persönlichen Dank und Liebe. Daß ich nicht Musiker geworden bin, daran sind einzig äußere Zufälligkeiten schuld. Der Zufall, daß ich in meinen Studentenjahren niemals ein Klavier hatte, daß ich niemals recht Klavier spielen konnte, daß mir niemand Unterricht im theoretischen Teil der Musik erteilte, daß ich nicht Noten zu schreiben verstand, oder nur mühsam und stümperhaft. Eine bezeichnende Anekdote: Als ich im Jahre 1880 meinen «Prometheus» niederschrieb, wobei meine Seele von erhabenen Gefühlen gewaltig wogte, fiel mir gar nicht ein, daß man diese Gefühle in Worten ausdrücken könnte, sondern ich versuchte, die Leutholdschen Gedichte in Musik zu setzen (wieder ohne Klavier). Im Jahre 1865 und 1866 erzwangen sich meine musikalischen Inspirationen sogar den Vorrang über meine poetischen. Kurz, es handelte sich im Herbst 1862 nicht um flüchtige musikalische Velleitäten, sondern um einen echten Willen, und keineswegs um einen hoffnungslosen Willen. Es beweist

gar nichts, daß die wenigen Themen, die ich notierte, an Wert gleich Null sind; die Poesie, die ich in den drei nächsten Jahren verübte, war noch viel wertloser, nämlich tief unter Null; und ich bin schließlich doch ein Dichter geworden.

Freilich bekam ich bald die Hindernisse schmerzlich zu spüren, die mir aus dem Mangel jeder musikalischen Vorbildung, jeder Hilfe und Anleitung erwachsen. Ich erkundigte mich nach Lehrbüchern über die Kunst der Komposition. «Albrechtsberger» empfahl mir Pfarrer Widmann. Aber wer leiht mir einen Albrechtsberger? Einen «Lohe» konnte ich erwischen, einen harmlosen Verfasser, der sich anheischig machte, Dilettanten kurzerhand in Komponisten umzuwandeln. Zum vorneherein mißtrauisch gegen eine solche Metamorphose, sah ich bald ein, daß ich es da mit dem Spielchen eines unschuldigen Menschen zu tun hatte. Eine Ungewißheit vor allem plagte mich: Wenn ich im Geiste einen D-Dur-Akkord höre, so bleibt es der nämliche D-Dur-Akkord, ob ich ihn in die Mittelstufe oder ob ich ihn eine Oktavstufe tiefer oder höher setze. Wer sagt mir nun, auf welche Tonhöhe ich ihn setzen soll? Eifrig bat ich bei Fachmusikern um Aufschluß. Die verstanden meine Zweifel gar nicht. «Das sagt einem das Gefühl.» Ja, indessen bloß unter der Bedingung, daß mans in den Ohren, mit andern Worten in der Erfahrung, im Gedächtnis hat. Mir aber fehlte jegliche Erfahrung. Und dann, ach, der Altschlüssel, den ich für Streichquartette brauchte, wer lehrt mich den? Und noch manche andere Nöte.

In solchen musikalischen Sorgen und Kümernissen war ich befangen, als ein kleines, unbedeutendes Vorkommnis jäh wie ein Blitz meiner Zukunft eine andere Richtung gab.

Nein, Dichter!

An einem der letzten Oktoberabende, Pepi war schon seit einiger Zeit wieder in Heidelberg, als ich nach beendeter Klavierstunde mich im Pfarrhaus verabschiedete, raunte mir Fräulein Wimmer eine Neuigkeit zu: Pepis «Aristodemos» sei vom Wiener Burgtheater abgewiesen worden und soeben zurückgekommen. Ein grenzenloses Erstaunen überfiel mich. Ein Stück von Pepi, dem Einzigen, Unvergleichlichen, dessen dichterisches Genie wir alle bewunderten, als untauglich zurückgewiesen! Dann steht ja sein dichterisches Genie nicht so himmelhoch über jedem Zweifel. Und wenn er nicht unbestrittener Alleinherr der Poesie ist, dann hat er ja auch kein Monopol; dann ist ja die Poesie kein abgeschlossenes, verbotenes Revier mehr, dann darf gewissermaßen ein jeder—. Und jäh wie der Blitz, hell wie der Mittag, durchfuhr mich ein Gedanke: Das ists, nicht die Musik, nicht die Malerei, sondern die Poesie. In ihr kannst du deinen Trotz, deinen Grimm, überhaupt alles aussprechen, was dich bedrückt und was du zu sagen hast. Und sie bedingt keine technischen Studien, heischt keine Schule, keinen Unterricht, keine Hilfe, keinen Lehrer. Du bekommst es einzig mit deiner Seele und mit deinem Kunstgewissen zu tun. Und noch etwas: hei Glück! du kannst im stillen und geheimen schaffen, ohne daß irgendein Mensch es ahnt. Kein Lehrer, kein Vater kann dich über der Arbeit ertappen, kein Ungläubiger dich mit spöttischem Lächeln beleidigen. Alles inwendig; höchstens vielleicht ein paar stenographische Wörtlein, die niemand lesen kann.

In fieberhafter Aufregung eilte ich nach Hause: «Und jetzt bleibts dabei. Und zwar fürs Leben. Nichts mehr von Zweifel. Und sofort ans Werk, diesen Abend noch, diese Stunde. Einen Nagel in die linke Hand nehmen, den Willen in die rechte Hand, geschwind ein Thema aussuchen, gleichviel welches, und dann mit dem Willen den Nagel durch das Thema schlagen, daß es

festhält, und wenn der Teufel daran rüttelte». Zu Hause war der Tisch fürs Abendessen gedeckt, es mochte ungefähr sechs Uhr sein, die Lampe brannte, Papa und Mama waren noch nicht im Eßzimmer. Also entschieße dich, und zwar sogleich: welches Thema willst du wählen? Daß es eine Tragödie sein mußte, verstand sich von selber. Denn damals galt einzig das Drama für große Kunst. Überdies verlangte ja meine private Katastrophenstimmung das Pathos. Also was für ein Drama? Ein Einfall: Ein Hauslehrer, der sich in die Schwester seines Zöglings verliebt und deswegen mit den Eltern Streit bekommt. Mir scheint, das ginge. Etwa fünf Minuten lang überdachte ich das Thema. Dann verwarf ich es. Das gäbe eine Fundgrube für Geschmacklosigkeiten und Taktlosigkeiten wie weiland dein Potozki. Ein widriger Held, eine hausbackene Luft: fort damit. Etwas Edleres, etwas Größeres, wo man aus dem Stoffe selbst schon Schwung schöpft. Am ehesten etwas Historisches. Ich holte ein altes Schulbuch und blätterte darin. Da fiel mein Auge auf den Namen Saul. «Gefunden!» schrie mein Herz. «Saul, das ist ja mein Ebenbild, der Trotzige, der Meuterer gegen Gott und das Schicksal, der grimmige, finstere Lanzenschleuderer. Triumph! Unter seinem Decknamen kann ich mein Ich darstellen!» Beschlossen, den Nagel durch das Thema. Fertig. In diesem Augenblick trat meine liebe Mama ins Zimmer. Ich ließ mir nichts anmerken, sondern aß ruhig zu Nacht wie gewöhnlich. Aber inwendig fühlte ich den Nagel durch meinen Saul, und aus diesem Gefühl quoll über mein wundes Ich ein mächtiger Trost, etwas wie ein leuchtendes Heilmittel.

Das ist die Stunde, die mich zum Dichter geschlagen hat.

Nachprüfung

Getrost hatte ich mich schlafen gelegt, als jemand, der ein Kind im Herzen spürt; bang erhob ich mich am folgenden Morgen. Sich plötzlich, im Willensfieber, innerhalb einer kleinen Stunde der Poesie auf Lebenszeit verschworen haben! Wie werde ich heute, in nüchternem Zustand, meinen gestrigen Beschluß beurteilen?

Auf der Eisenbahnfahrt mußte ich die Prüfung zurückstellen, der Aufgaben und der Störungen halber. Aber später, in den Schulstunden, und namentlich in den Erholungspausen nahm ich sie vor. Eines wurde mir sofort klar: mein Beschluß, mit dem Verstande beurteilt, war Wahnsinn, ein verrückter, naturwidriger, zur Unmöglichkeit verdammt Einfall. Ich und ein Dichter! Ich, der zur Poesie gar kein Verhältnis hatte, schlimmer noch, der sie nicht liebte, der es nicht über sich vermochte, ein einziges Schillersches Drama zu Ende zu lesen, der an Goethes Faust kein Gefallen fand, dem weder Vergil noch Horaz, noch Sophokles, noch Molière das mindeste Vergnügen, geschweige Begeisterung verschaffte, der die Lyrik verachtete und den Namen Lyriker wie einen Schimpf- und Schandnamen verabscheute, der nicht imstande war, zehn Verse auswendig zu lernen, weder deutsche, noch lateinische, noch französische (mit einziger Ausnahme des griechischen Homer), der nicht begriff, was in der Poesie die Sprache zu tun hat, der nichts von Verskunst wußte (denn das dumme bißchen Jambeln und Hexametern für den deutschen Aufsatz war ja doch bloß verächtlicher Tand), der keine Ahnung hatte, wie es ein Mensch anstellt, um einen Reim zu können—so einer will Dichter werden! Ich hörte im Geiste das Hohngelächter aller meiner Kameraden und Bekannten, wenn sie darum wüßten. Kein Zweifel, es war Wahnsinn, strafwürdige Verwegenheit, ein Ding der Unmöglichkeit.

Dann aber sprang mein Trotz mit geschlossenen Füßen hoch

empor. «Just darum, weil es Wahnsinn ist, weil es unmöglich ist, weil ich anerkanntermaßen nicht das geringste Talent dazu besitze, just darum will ich es. Ich will euch einmal an einem Beispiel beweisen, daß das einfältige Gerede vom Talent ein albernes Gefasel ist. Was ihr irrtümlich der natürlichen Anlage zuschreibt, ist eine Charakter- und Gewissenssache. Wer ehrlich ist, so daß er befolgt, was ihm seine Seele zuflüstert, der hat das, was ihr fälschlich Talent nennt, der bringt es in jeder Kunst—merkt euch, was ich sage—, in jeder, gleichviel in welcher, zu etwas Großem. Jenen aber, von welchen ihr aussagt, ihnen fehle das Talent, denen fehlt einfach das Gewissen. Sie sind verächtliche Wichte, die ihre Seele verraten haben. Jeder Mensch kann ein Genie sein, wenn er will; er braucht bloß aufmerksam hinzuhören, was inwendig in ihm flüstert, und das nicht zu verleugnen. Und er soll auch ein Genie sein; wer kein Genie ist, ist ein Krüppel, ein Lump, und zwar ein verächtlicher; denn er liefert hierdurch den Beweis, daß er einmal in seiner Kindheit eine Todsünde gegen die Wahrhaftigkeit begangen hat. Gelt, das klingt euch neu?

Ihr schüttelt eure Ohren? Wohlan, ich will euch beweisen, daß ich recht habe. Paßt auf, was ich euch sage. Daß ich kein sogenanntes Talent zur Poesie von der Natur mitbekommen habe, steht fest, nicht wahr? Nun wohl, was gilt? Ich werde einmal ein großer Dichter sein. Lacht nur und höhnt! Es wird eine Zeit kommen, wo ihr nicht mehr lacht und höhnt. Und zu jener Zeit werde ich euch daran erinnern, daß ihr heute gelacht und gehöhnt habt. Aber natürlich—euch Schwätzer kenne ich—, wenn ich es werde erreicht haben, dann möchtet ihr mit den Gedanken feige Krabbenwendungen machen und behaupten: er hat doch Talent zur Poesie gehabt, nur wußte er es nicht. Darum noch einmal redliche, bündige Antwort: Habe ich poetisches Talent oder nicht? Euer Grinsen sagt ‚Nein‘. Gut, an dieses grinsende Nein werde ich euch festnageln. Und nun gehe ich ans Werk, euch zu überführen.»

So lautete an jenem Morgen das Ergebnis meiner Nachprüfung. Mutig, freudig unterschrieb ich meinen gestrigen verwegenen Entschluß und schritt sofort in den Schulstunden an den Plan meines «Saul».

Aber gut, daß ich einen Mann nicht sah, der hinter mir stand und mich mitleidig anschaute: «Wenn du wüßtest, wenn du vorauswüßtest—ich fürchte, du würdest vor Entsetzen dich mit beiden Händen am Kopfe fassen und Mund und Augen aufsperrern wie ein Wahnsinniger, der ein Gespenst erblickt, hernach schauernd entlaufen und, vor Anna hinkniend, ihr die Hände küssen, dein Gesicht in ihrem Schoße verbergen: Rette mich, du Einzige, du unerschöpflich Gute, rette mich vor dem Sisyphus-Schicksal! Nicht Sisyphus, nicht Dichter sein! Nicht groß werden und berühmt! Nichts sein, nichts werden, sondern der letzte, unbedeutendste, unbekannteste Farbenmaler, hungernd und frierend zuoberst in einem Dachstüblein, herzlich zufrieden, wenn mir gelingt, ein Gesicht halbwegs richtig auf ein Blatt Papier zu zeichnen. Nenne mich wieder Carlo dolce und sage mir, du habest mich ein wenig lieb. Denn ich weiß ja, ob du mir schon nicht sagst, und ob ich schon nicht glaube, daß du mich liebhabst.» Solche Worte redete der Mann, der hinter mir stand, aus seinen Augen. Glücklicherweise sah ich ihn nicht und hörte ich ihn nicht.

Vorher und nachher, hüben und drüben

UND nachdem ich meinen Beschluß nachgeprüft, gebilligt, mit meiner Unterschrift bekräftigt hatte, machte ich einen langen Strich darunter und zerschnitt mit dem Messer, dem Strich nachfahrend, alle Verbindungen zwischen dem Hüben und Drüben. «Den Menschen, der bisher meinen Namen beansprucht hatte

und meine Haut ausfüllte, kenne ich nicht mehr. Ein neuer Mensch hat jetzt das Recht auf meinen Namen und meine Persönlichkeit, einer, der ein Ziel im Auge, einen Willen in der Brust, einen Zorn in der Faust hat. Jener war sanft, gutmütig, weichherzig gewesen: ins Grab mit dem; der andere, der neue, der harte, der zähe, der böse wird hinfort mein Ich sein. Meine gepriesenen Talente, Zeichnen, Malen, Musik und so weiter? Löwe, sperr den Rachen auf, würg mir ohne Gnade diese Hündchen, damit ich gar nichts mehr von ihnen höre. Meine Freunde? Ich brauche, ich will, ich dulde keine Freunde. Ich weiß von nichts mehr als von meinem Plan, meiner Dichtung, meinem ‚Saul‘».

Eine Datumsgravierung, wie sie ein Frischbekehrter einkerbt; es fehlte einzig, daß ich meinen Namen änderte; verbunden mit dem leidenschaftlichen Wunsch, mit der Vergangenheit aufzuräumen, um reinen Tisch, unbeschriebene Fläche für meine Poesie zu gewinnen. Für ‚böse‘ hielt ich mich, weil ich Metall geschluckt hatte, weil ich männlich geworden war. Das Auskehren der Vergangenheit brauchte ich zur Fernhaltung aller Störungen, um mich zu sammeln, auch um nicht von unnützen Gefühlen («Verzweiflungen» und so weiter) entmannt zu werden. Mit der übrigen Vergangenheit verwarf ich meine sämtlichen bisherigen Kenntnisse, die nicht so gering waren, wie man aus meinen Zeugnissen und meinem Unfließ, meinen Naivitäten schließen möchte. Durch diese Verwerfung und durch die ausschließliche Beschäftigung mit einem einzigen Gedichtplan während dreier Jahre ergab sich dann eine Barbarisierung meines Geistes mit Verengung des Horizontes, so daß ich eine Zeitlang fanatische und anarchistische Züge bekundete. Zu den verworfenen Kenntnissen gehörten auch die wenigen literarischen, die ich vom Deutschunterricht bei Wackernagel und von meinen Aufsatzübungen her hatte. So unglaublich es klingt, daß ein Mensch gerade in dem Augenblick, wo er sich der Dichtkunst verschwört,

seine literarischen Kenntnisse und Fähigkeiten verscharrt, es war so. Ich verstand eben unter «Poesie» etwas so Hohes, so Heiliges, so Inspiratorisches, daß mir das bisherige Jambeln als unpoetischer Plunder erschien. Dergleichen gelangte gar nicht mehr in mein Bewußtsein. Deshalb «konnte» ich, mit dem gemeinen Schriftstellermaßstab gemessen, auf literarischem Gebiet, nachdem ich Dichter geworden war, viel weniger, als ich vorher gekonnt hatte. Der sechzehnjährige Zeichner Carlo dolce war dem zwanzigjährigen «Dichter» gemeinliterarisch weit überlegen. Man vergleiche zum Beispiel die schauerlichen Versversuche des Zwanzigjährigen mit den glatten metrischen Aufsätzen des Sechzehnjährigen.

Natürlich kann es selbst dem stärksten Willen nicht gelingen, die Vergangenheit zu annullieren, die Folgen früherer Ursachen aufzuheben, sein Ich zu halbieren und eine Hälfte wegzuschneiden, die Wurzeln der eigenen Persönlichkeit auszureißen. Ein Psycholog, ein Literaturkundiger, ein Biograph würde wohl herauszufinden vermögen, daß der «Dichter» von dem Carlo dolce keineswegs so grundverschieden war, wie er meinte, wünschte und beabsichtigte, und daß der Neue sein Neues nicht aus dem Nichts, sondern aus dem Alten bezog. Immerhin muß der Augenblick, wo aus dem Patienten ein zielbewußter Willensmensch wurde, als ein Hauptdatum gelten, als ein solches, welches einen tiefklaffenden Abschnitt bezeichnet.

Für mein damaliges Gefühl bedeutet der Unterschied zwischen gestern und heute, ich meine, zwischen meinem Seelenzustand unmittelbar vor und unmittelbar nach dem Entschluß zur Poesie, eine abgrundtiefe Kluft ohne Brücke. Als mir Anfang November auf der Straße nach Bourglibre (heute heißt das Dorf, glaube ich, Sankt Ludwig) der Flüweel begegnete, den ich jüngst noch, vielleicht vor kaum vierzehn Tagen, im Pfarrhaus getroffen hatte, schien er mir wie aus einem fernen, vergessenen Jahrhundert aufzutauchen.

Die ersten Tage meines jungen Dichtens

In fieberhaftem Eifer stürzte ich mich in meinen «Saul». Zum Erlösungstrieb (Rettung vor Seelennot durch eine Tat), zum jungen Schaffensdrang, zum Willenskrampf gesellte sich noch ein schärferer Sporn: die Angst. Und zwar eine doppelte Angst. Erstens Angst vor der Unmöglichkeit meines Beginns, da ich mir bewußt blieb, mit dem mir wildfremden Dichten etwas wahnwitzig Verwegenes unternommen zu haben, eine Angst, die mich zeitlebens nie ganz verlassen hat und die mich immer von neuem zittern macht, wenn ich ein größeres poetisches Werk in Angriff nehmen soll. «Das kannst du ja nicht!» ruft es jedesmal. Zweitens die Todesangst, die buchstäbliche, die Angst vor dem bevorstehenden leiblichen Tode. Ich hatte nämlich in letzter Zeit soviel Katastrophenahnung gewittert, so viel Todesodem geschluckt, daß ich, ohne einen körperlichen Grund dazu zu besitzen, felsenfest davon überzeugt war, ich müßte in den nächsten Monaten sterben. Nun schreckte mich der Tod an sich nicht im mindesten, aber eines trug mein Gedanke nicht, sterben zu müssen, ehe ich ein Werk geleistet. Mein «Saul» wurde ursprünglich von mir als Testament eines Sterbenden gefühlt, das nach meinem Tode von mir zeugen sollte, genau wie später mein «Olympischer Frühling» (man merkt ihm nicht an, weil durch die Schöpferfähigkeit Auferstehung des Verfassers geschah). Mein Dichten am «Saul» war mithin in meinen Augen ein Wettlauf mit dem Tode. Dadurch kam die fiebernde Angst in mein Schaffen, dadurch wurde mein Dichten tragisch. An welchem Datum ich sterben würde, sagte mir meine Ahnung nicht genau; aber ich meinte zu wissen, daß mein Werk spätestens zu Weihnachten vollendet sein müsse. Also beschloß mit leidenschaftlichem Schwur mein Wille: Zu Weihnachten wird mein «Saul» fertig sein, ob sich die Schwierigkeiten himmelhoch türmten. Zur Bekräftigung dieses Beschlusses erwählte sich mein Wille ein Symbol. In Basel, draußen

vor dem Sankt Albantor an der Sankt Jakobsstraße sah ich Maurer den Keller zu einem neuen Hause bauen. «Omen!» rief ich. «Ehe ihr euer Haus unter Dach bringt, schaffe ich meinen Saul zu Ende.» Aber bald bekam ich Ursache, die Maurer zu beneiden. («Der Neubau» in meinen Balladen.)

Das «Dichten» selber übte ich auf eine ungewöhnliche Weise. Ich suchte nämlich nicht im Kopfe mit dem Geiste, sondern schöpfte im Freien draußen mit den Augen, mit der Ahnung, mit dem Geruch (ja, wirklich mit dem Geruch) Weltwitterung und Wahrheitsodem, aus den Wolken, aus den Feldern, aus den Rheinufern, aus allen Weltgegenständen, allen Luftbewegungen, allen Lichtspielen, schöpfte so lange mit starren Blicken, bis Bilder am Himmel hervorleuchteten. Also das nämliche Verfahren, wie es früher der Orpheus, der Philosoph am Steinenbrücklein geübt hatte; nur daß es diesmal nicht auf Gedanken, sondern auf Bilder abgesehen war, und daß nicht der Lange Hag bei Liestal, sondern die Umgegend von Basel den Schauplatz hergab. (Im Winter nützte das Steinenbrücklein nichts, weil finstere Nacht herrschte, wenn ich abends heimkehrte.) Mein «Dichten» war also ein Ablesen von Offenbarungsbildern. Die Offenbarungsbilder wurden mir aber nur im Freien geschenkt, nie in den Häusern; deshalb lief ich täglich nach dem Mittagessen weit vor die Tore der Stadt, am öftesten durch Klein-Basel hinaus, aber auch gegen Bourglibre, gegen Sankt Jakob und so weiter ins Weite und Unbekannte, soweit als die freie Zeit zwischen den Schulstunden reichte. Wenn ich dann von meinen Dichterzügen in die Stadt zurückkehrte, kam ich aus einer andern Welt; jedes Haus der Vorstadt, einen Fabrikkanal, alles und jedes begrüßte ich mit Staunen als eine Merkwürdigkeit, als ein Erdenwunder, als etwas, das Weltseele enthält. Das nannte ich «Dichten». Daß es etwas anderes war, als was sonst die Menschheit Dichten nennt, ist klar; daß auf diese Weise nie ein Drama zustande kommt, geschweige in anderthalb Monaten, ist selbstverständlich, daß, wer

das Dichten so anfängt und fortsetzt, erst mit seinem fünf- unddreißigsten Jahre dazu gelangt, sein erstes Buch zu schreiben, ist begreiflich.

Wenn es aber nicht ein Dichten war, was ich da trieb, was war es dann? Ich bekenne meine Ratlosigkeit, dafür den richtigen Namen zu finden. Jedenfalls war es, ob noch so unzweckmäßig, etwas Erhabenes. Davon zeugt die Spur, welche jenes rätselhafte Treiben in meinem Herzen hinterlassen hat. Noch manches Jahr nachher spürte ich jedesmal, wenn der Oktober sich zum November neigte, das sehnsüchtige und wehmütige Verlangen nach Wiedergewinnung jener Seelenhöhe, auf der ich mich in den ersten Tagen meines jungen Dichtens befunden hatte. Noch im Sommer 1868, als schon der «Prometheus» in meiner Seele keimte, saß ich an einem trüben Tage, der in der Lichtstimmung dem trüben November 1862 glich, auf einer Rheininsel bei Mannheim (ich glaube, «Au» hieß sie), in der Hoffnung, daß vielleicht die nämliche Naturstimmung ähnlich gewaltige Offenbarungsercheinungen erzeugen könnte, wie dazumal beim jungen «Saul». Und als das nicht gelang, glaubte ich mich gesunken und verworfen.

Von der tragischen Höhe meines damaligen Lebensgefühls zeugt ferner der Umstand, daß die kleinen begleitenden Alltagsvorkommnisse sich wie wichtige Ereignisse in mein Gedächtnis eingruben, daß in Traum und Wachen mich symbolischer Odem, der Nachhauch meines «Dichtens» umwehte. In der zweiten Nacht nach meinem Entschluß, Dichter zu werden, sah ich im Traum Anna in einem Hohlweg mir entgegenkommen und mich mit wehmütigen Augen anschauen: «Warum gehst du an mir vorüber?» fragte mich ihr Blick. Traurig erwiderte ich: «Liebe Anna, lebwohl, ich ziehe jetzt einen andern Weg.» Einige Wochen vorher hatte ich mich mit einem Basler Lehrer und Organisten zu gemeinsamem Gitarrenspiel («vierhändig» kann ich nicht wohl sagen) verbündet, in Folge seines Inerates, der einen Mit-

spieler suchte. Das erste Mal, daß ich nach meinem Dichterentschluß wieder mit ihm zusammenkam, spielten wir zusammen aus seinen Noten einen Trauermarsch von Beethoven oder angeblich von Beethoven (ich habe zwar die Töne nach fünfzig Jahren noch im Ohr, kann sie aber nirgends bei Beethoven unterbringen). Diesen Trauermarsch legte ich als meinen Grabgesang aus; denn mein «Saul» wollte ja mein Testament bedeuten. Von dem symbolischen Neubau an der Sankt Jakobsstraße habe ich schon erzählt, auch von der Begegnung mit dem Flüweel auf der fernen, einsamen pappelumsäumten Bourglibrestraße. Wir begrüßten uns freundlich, er überrascht, mich hier zu treffen, ich so erstaunt, als ob ich einen längst Verstorbenen erblickte. – Eines Abends saß ich bei meinem kranken Großvater, der schon die Schatten des nahenden Todes spürte. Ich half ihm Maiskolben schälen, bei welcher Gelegenheit mein Vater sich darüber ärgerte, daß ich beständig Mais und Reis verwechselte. Der Großvater und ich miteinander im fahlen Dämmerlicht Mais (nicht Reis) schälend, von denen der eine wie der andere bald sterben muß, auch dieses Bild grub sich zu lebenslänglicher Gegenwart in mein Gedächtnis. – Und warum gelingt es mir nicht, den nichtswürdigen Umstand zu vergessen, daß am ersten Abend meines «Saul», als mein Entschluß noch keine vier Stunden alt war, Böllerschüsse zur Feier einer Hochzeit ertönten und ich dabei an ein altes schwarzes Pferd denken mußte, das mit hangendem Kopf neben dem Kanönchen stand? Ich weiß, warum es mir nicht gelingt. Weil jene Tage dermaßen mit tragischem Pathos getränkt waren, daß es für mich überhaupt nichts Unbedeutendes in der Welt gab. – Was ist denn zum Beispiel an sich dabei, daß ich einmal während meines «Dichtens» bei Kleinhüningen über den Rhein her die Trompetensignale der französischen Dragoner vernahm? Und doch hat mein Gefühl das wie ein gehaltvolles Ereignis gebucht. Kurz, ich lebte so, als ob ich die Erde zum ersten Mal erlebte.

Ein Vorfall aber hatte mehr als bloße Stimmungsbedeutung. Von einem meiner Dichtertzüge zurückkehrend, kam ich durch die Langen Erlen. Dort trat ein Schulkamerad aus dem Busch, der mir ein Geheimnis anvertraute. Er hatte soeben beschlossen, ein Epos zu dichten, das die Vorzüge Homers und der Nibelungen vereinigen würde. Oh, wie ich mich da schämte! Und mit einem grimmigen Fluch verschwor ich mich, nicht diesem schauerlichen Großhans zu gleichen, sondern echt, mit demütigem Kunstkummer zu schaffen, unbesehen wie viel Zeit es kostete.

Schluß

Auf diesem Wege ist es geschehen, daß aus dem Carlo dolce, Orpheus, Sokrates, Antireligionsstifter, Musikaspiranten schließlich das hervorging, was ihm am fernsten lag: ein Dichter. In der Not der Verzweiflung durch den Willensbeschluß einer einzigen Stunde, der seinen Naturanlagen, seinen Fähigkeiten, seinen Neigungen, seiner Vergangenheit bewußt und absichtlich widersprach. Und daß sich niemand unterstehe zu behaupten, ich sei unter allerlei Masken von Kind auf ein Dichter gewesen; sonst hat er es mit mir verscherzt. Jedes Kind ist freilich ein Dichter. Vielleicht war ich einst mehr Kind als andere; jedenfalls blieb ich es länger, da ich es immer geblieben bin.

Die Aufgabe für mich, nachdem ich mich erneut der Dichtkunst verschworen, war nun, aus einem ‚Dichter‘, wie wir ihn beim «Saul» kennengelernt haben, ein wirklicher Dichter zu werden. Zur Lösung dieser Aufgabe brauchte ich nicht weniger als achtzehn Jahre, von 1862 bis 1880. Warum ich hiefür so lange Zeit brauchte, das zu erklären überlasse ich meinem Biographen. Unter den Tausenden von Hindernissen, die ich zu überwinden hatte, war wohl das größte mein natürlicher Haß gegen das

Schreiben, verbunden mit meiner Verachtung der Sprache. Ein Künstler, der an einem angeborenen Widerwillen gegen die Kunstmittel leidet, in welchen er sich ausdrücken soll: eine eigentümliche Erscheinung. «Schriftsteller!» Wenn man wüßte, wie ich mich sträube, wie ich knirsche, so oft ich gezwungen bin, eine Feder in die Tinte zu tauchen!

Von meiner Verachtung der Sprache eine Probe: ich dachte einen Augenblick daran, meinen «Prometheus» in geometrischen Hieroglyphen, grün und rot gemalt, niederzuzeichnen. (Dabei war ich mit einer ansehnlichen Leichtigkeit für die Erlernung fremder Sprachen begabt, so daß mir jemand nach meinem Staatsexamen sogar den Gedanken an eine hebräische Professur suggerieren wollte.) Damit ich meinen Haß gegen das Schreiben zu überwinden vermochte, hatte das Schicksal die stärksten Trümpfe nötig: Tod und Verzweiflung. Mein erstes zusammenhängendes, lesbare Manuskriptbruchstück (die Wanderszene im «Prometheus») entstand, als ums Ende des Jahres 1873 mein Freund Widmann schrieb, der Arzt habe ihn soeben zum Tode verurteilt, und in diesem Briefe wehmütig darüber klagte, sterben zu müssen, ehe er meinen «Prometheus» erlebt. Die Niederschrift und Veröffentlichung meines «Prometheus» erfolgte, weil mich im Februar 1879 vor einem Münchner Schaufenster eine gräßliche Reue gepackt hatte, nicht Maler geworden zu sein. Ohne solche gewaltsame Hilfe hätte ich es vielleicht nie über mich vermocht, mit meinen natürlichen Feinden, Feder und Tinte, den Versöhnungsbund zu schließen.

Ein weiterer innerer Erschwerungsgrund war mein steifer Eigensinn. Keine noch so schmerzlichen Erfahrungen konnten mich davon abbringen, alles einzig auf dem Visionswege von innen heraus schöpfen zu wollen, keine Belehrung zu suchen, nichts zu lesen. (Bis auf den heutigen Tag kenne ich von den deutschen Klassikern nur das, was ich als Sechzehnjähriger und Siebzehnjähriger gelesen hatte, und das war nicht viel.) Wohl lag mir

Goethes Spruch vom «Narren auf eigene Faust» in den Ohren, allein er hielt mich nicht ab. Just dieser Narr wollte ich sein. Fragt sich, was dabei herausgekommen ist.

Endlich mein Schamgefühl, das mir verbot, mit einem unvollkommenen Werk an die Öffentlichkeit zu treten. Ich war Künstler gewesen, bevor ich mich der Poesie widmete; als Künstler aber war ich von der Überzeugung durchdrungen: wer sich der Welt vorstellt, muß etwas Meisterhaftes können, und ehe er etwas Meisterhaftes kann, soll er sich im Versteck stille halten. Denn ob ich schon keinen Lehrer anerkannte, wußte ich mir doch einen Zuchtmeister: Beethoven. Ich hielt mir sein Opus 1 zur Strafe vor Augen und befahl mir, daß auch mein Opus 1 eine Leistung sei und nicht bloß eine vielversprechende Talent- oder Genieprobe. War das Hochmut? Ja, der Mut, nach dem Höchsten zu streben. War das Stolz? Ja und nein: Der Stolz der Bescheidenheit.

DAS HAUS WIDMANN



Das Pfarrhaus zu Liestal
Das «Paradies auf Erden»

DAS PFARRHAUS WIDMANN IN LIESTAL

Wenn man von Basel in der Richtung nach Olten in die Schweiz fährt, kommt man nach zwanzig Minuten an der häßlichen Rückseite eines sauberen Städtchens namens Liestal vorbei. Von diesem Liestal wüßte ich viel zu erzählen; allein man erzählt nicht von seiner Heimat einleitungsweise. So mache ich denn einen Gedankenstrich, mit einem geheimen Gefühlszeichen darum, nehme einen großen Sprung darüber hinweg und beginne sachlich mit meinem Thema.

In der sogenannten Hintern Gasse Liestals verborgen, nahe der gleichfalls versteckten Kirche, liegt an einer platzartig erweiterten Ausbuchtung das unscheinbare Pfarrhaus. Mehr noch als anderswo bilden in dem ärmlichen Kanton Baselland, der noch vor zwei Menschenaltern nicht viel mehr bedeutete als ein bäurisches Anhängsel der Stadt Basel, die Pfarrhäuser Inseln innerhalb der heimischen Einwohnerschaft. Scheue Ehrfurcht schützt und vereinsamt sie, die nicht einzig dem religiösen Beruf des Pfarrers gilt, sondern auch seiner höheren Bildung und seiner städtischen Lebensart. In denkbar höchstem Grade war das Pfarrhaus Widmann in Liestal isoliert. Die übrigen Pfarrer des Kantons waren doch Schweizer oder hatten wenigstens eine Schweizerin zur Frau, wie zum Beispiel der aus Kärnten stammende Pfarrer Rauczka in Rothenfluh, und ob sie schon städtischer auftraten und einen etwas anders gefärbten Dialekt sprachen, so war es doch baslerische Nachbarluft und unmittelbar verständliche, traute Schweizer Mundart.

Bei den Widmann dagegen war alles fremd, außerschweizerisch: die österreichische Sprache, der großstädtische Ton, das unbefangene, bei einer Pfarrerfamilie auffallende, weltfröhliche

Gebaren, fremd sogar die Kleidung und der Küchenezettel. Auf die naheliegende Frage, wie die Liestaler Kirchgemeinde dazu kam, sich einen heimatlosen, wildfremden Flüchtling zum Pfarrer auszusuchen, lautet die Antwort: Gerade das, daß er ein fremder, heimatloser Flüchtling war, diente ihm bei den erzrevolutionären Liestalern zur Empfehlung. Liestal steckte immer voll von politischen Flüchtlingen, weil es einladend die Arme nach ihnen ausstreckte und ihnen Schutz, Lebensunterhalt und Heimat anbot. Nicht umsonst steht in Liestal ein Herwegh-Denkmal. Widmann aber empfahl sich den Liestalern noch ganz besonders dadurch, daß er aus einem Mönchskloster entsprungen war. Soeben, wenige Wochen nur früher, als sie sich Widmann zum Pfarrer holten, im Jahre 1845, waren die Liestaler mit blutigen Köpfen aus einem unglücklichen Privatkriegszug gegen Luzern zurückgekehrt, wo sie die Jesuiten hatten vertreiben wollen. Die herrliche Gelegenheit, zum Trost für die Niederlage die Jesuiten durch die Wahl eines ‚Exjesuiten‘ zu ärgern. ! Denn Zisterzienser oder Jesuit, das galt den damaligen Radikalen wie Kraut und Rüben. Daß der Fremde sich in der Folge fremd benehmen würde, war vorauszu- sehen; doch dieser Gedanke schreckte nicht; war man mit so vielen flüchtigen Italienern, Deutschen und Polen gut ausgekommen, so wird es mit einem Österreicher wohl auch gehen. Aus solchen Gründen also, das heißt den Pfaffen und Aristokraten zum Trotz, wurde der flüchtige Zisterziensermönch aus Heiligenkreuz bei Wien zum protestantischen Pfarrer von Liestal berufen. Ganz geheuer war mißtrauischen Gemütern freilich nicht dabei: «Wenn am Ende die Flucht, die Bekehrung, die Heirat bloß Trug und Verstellung wären? ein abgefeymtes, jesuitisches Teufelskunststück, um Liestal allmählich katholisch zu machen?!» Den Jesuiten traute man alles zu.

Die romanhafte Vorgeschichte des Pfarrers Widmann und seiner Frau ist so oft und so gründlich erzählt worden, daß ich sie nicht wiederholen will. Ersprößlicher scheint mir, mitzuteilen,

wie es in dem geheimnisvollen, fast märchenhaften Pfarrhaus Widmann in Liestal zugeht und wer alles darin wohnte und waltete.

Da war vor allem der Pfarrer selber. Eine auffallend schöne, stattliche, dekorative Erscheinung; hochgewachsen, aufrecht und schlank, mit einem feinen, regelmäßigen, bildschönen Gesicht. Einer jener Menschen, die nirgends unbemerkt bleiben können, nach denen man sich auf der Straße umwendet und seinen Nachbarn fragt: «Wer ist das?» Zugleich sympathisch anmutend, so daß ihm jedermann auf sein bloßes Gesicht hin freundlich wurde. Wenn er durch die Straße zog, mit jener angeborenen Leutseligkeit grüßend, die gar nicht weiß, daß man auch anders sein könnte, sah man nicht selten die Leute vor Vergnügen und Stolz über seinen Gruß erröten. Seinem Äußern entsprachen seine Lebensgewohnheiten, sein Temperament und seine geistigen Anlagen. Zufriedenheit und Behagen strömten von ihm aus, er verstand die Kunst, stündlich in der Gegenwart zu leben, und wurde schon kraft dieser Eigenschaft ein vorzüglicher, beliebter Gesellschafter; sein Humor, seine Jovialität, seine Gutartigkeit taten das übrige. Weil er sich weltlichen Vergnügungen nicht abhold zeigte, Theater- und Bierhäuser besuchte, herzlich lachen konnte, mit Mutterwitz zahlte, einen saftigen Wienerausdruck nicht verschmähte, überhaupt nicht das mindeste Pastorale zur Schau trug, galt er allgemein für ‚freisinnig‘. Das war eine Begriffsverwechslung; duldsam war er und weitherzig, aber für seine Person und seinen Beruf nicht freisinnig, vielmehr orthodox, ob auch gemäßigt orthodox. Überhaupt lag seine Bedeutung nicht auf theologischem oder philosophischem, sondern auf künstlerischem Gebiete. Musikalisch war er durch und durch. Ohne Musik hielt er nicht lange aus. «Aber sollen wir denn nicht etwas spielen?» rief er, wenn das Gespräch zu lange dauerte. Er selber vermochte als einstiger Regens chori ein Orchester zu dirigieren, war ein tüchtiger Sänger, ansehnlicher Geiger, leidlicher Cellist, so daß er in

Trio und Quartetten seine Noten neben Berufsmusikern zu bewältigen imstande war. Noch weiter als seine ausübende Kunst reichte aber sein Verständnis für Musik.

Dem Pfarrer wie aus dem Gesicht geschnitten, selbstverständlich in verjüngter Ausgabe, war seine Tochter Anna, die Prinzessin Anna, wie neidische Zungen sie taufte. Ein Mädchen von seltener Herzensgüte und Seelenreinheit. Lieblose, scharfe Urteile über einen Nebenmenschen kamen nie aus ihrem Munde, es wäre denn, daß jemand etwas antastete, was ihr heilig war. Daß es schlechte Menschen gibt, dies zu erfahren oder auch nur zu wissen, ersparte ihr die Inselatmosphäre des Pfarrhauses. Die Öffentlichkeit kannte sie als virtuose Klavierspielerin, die schon als elfjähriges Kind in Konzerten aufgetreten war (mit dem F-Moll-Konzertstück von Weber), in der Gesellschaft wurde sie wegen ihrer Anmut gefeiert, ihre größten Vorzüge aber, Charaktervorzüge, offenbarte sie in der häuslichen Intimität. Treue Anhänglichkeit an die Ihrigen war ihre Haupteigenschaft, ihr Lebensatem die unbegrenzte Verehrung ihrer Mutter und ihres Bruders.

Ganz anders die Pfarrerin und der Sohn Joseph Viktor, der Dichter. Diese waren körperlich unansehnlich und verkümmert, die Mutter kränklich, der Sohn schwächlich, dagegen beide an Geist ganz außerordentlich begabt. Die Frau Pfarrer, eine Schülerin Hummels, welche Schubert mehrmals, Beethoven einmal persönlich gesehen und gesprochen hatte, verfügte über ein Klavierspiel, das den Ruf der Genialität genoß und diesen Ruf auch verdiente. Das Spiel der Frau Feuerbach, der Mutter des Malers, hat mich später in mehrfacher Beziehung daran erinnert; doch hatte Frau Pfarrer Widmann noch die Fähigkeit des freien Phantasierens voraus, innerhalb der Grenzen, welche nun einmal die Natur der Frau auf schöpferischem Gebiete abgesteckt hat. Leider erlaubte ihr ihre ewige Kränklichkeit—ich habe sie nie anders als leidend gesehen—nur ausnahmsweise die eigene Betätigung am Klavier.

Wenn sie jedoch zur Seltenheit einmal aufstand und sich dem Flügel näherte, herrschte andächtige Feierstille wie vor einem wichtigen Ereignis. Für gewöhnlich saß sie zusammengesunken auf dem Sofa, eine kleine Gestalt, beherrscht von einem merkwürdig bedeutenden, durchgeistigten Augengesicht, beständig mit ihren Brustkrämpfen ringend, aber siegreich ringend, so daß sie fröhlich zu bleiben und ihre Fröhlichkeit den Anwesenden mitzuteilen vermochte. Sie sprach, ihrer Atemnot wegen, nur wenig. Ihre großen, inhaltvollen und freundlichen Augen genügten indessen zur Belebung der Gesellschaft. Wenn sie redete, hatte ihre Stimme etwas unbeschreiblich Herzliches und zugleich Gescheites. Und die Wienersprache klang aus ihrem Munde so treuherzig, so natürlich, so überzeugend, daß man sich wunderte, warum nicht alle guten Menschen ähnlich sprechen.

Und nun der Sohn Joseph oder Pepi, wie ihn die Familie nach Wiener Sprachgebrauch nannte! Das wäre ein so reichhaltiges Kapitel, daß ich es unmöglich hier so beiläufig in Angriff nehmen kann; das verlangte eine besondere, wohlherwogene große Abhandlung für sich, die auch nicht ausbleiben wird, denn Joseph Viktor Widmann gehört der Literaturgeschichte an. Überdies ist ja eine ausführliche Lebensgeschichte Joseph Viktor Widmanns in Arbeit, von berufener Seite, nämlich von seiner Halbschwester Elisabeth Widmann. Sie wird die Lücke ausfüllen, auf sie verweise ich. Einen Satz immerhin, den Hauptsatz kann ich nicht unterdrücken: Die Familie unseres Dichters hat durch schrankenlose Liebe und Bewunderung ihrem Pepi eine ausnahmsweis glückliche Jugend gebettet, und er hat dieses unschätzbare Geschenk mit inniger, herzlicher Verehrung verdankt.

Dann war noch eine Schwester der Frau Pfarrer, Fräulein Wimmer, im Hause, eine jener rührenden, bedauernswerten Wesen, deren Hauptberuf im Leben darin besteht, Tante zu sein. Ihr Herz war in Wien geblieben, wo ihr einst das Schicksal täuschende Zukunftshoffnungen versprochen hatte, und während

die übrigen sich allmählich in der Schweiz heimatlich einlebten, schmachtete Fräulein Wimmer bis an ihr Ende nach der verlassenen Großstadt. Ähnlich die baumlange Köchin Marie, welche die Familie Widmann aus Wien mitgebracht hatte. «Muß ich denn in Liestal verblühen?» pflegte sie zu klagen.

Und den verwöhnten wichtigen Pfarrershund Hektor darf ich ja nicht vergessen, den Urhund all der vergnüglichen Hündchen, welche uns der Dichter Joseph Viktor Widmann in seinen Alpenwanderungen so zärtlich vorführt.

Außerdem wohnte im Pfarrhause noch ein kleines Trüppchen junger Mädchen als Pensionärinnen, die von Zeit zu Zeit wechselten. Die brachten dann wieder eine neue Note herein: Übermut und Lachlust, gewürzt mit einem Quentchen Spottfreude. Dieses vielstimmige jugendliche Gekicher aus hübschen Mäulchen trug ebenfalls zu der Märchenatmosphäre des Pfarrhauses bei.

Und jeden Sonntagnachmittag öffnete sich das Haus den Gästen. Ja, diese fremde, entwurzelte Flüchtlingsfamilie, an Geldmitteln so arm wie die Kirchenmäuse, verstand es, einzig durch ihre persönlichen Vorzüge und ihre großstädtische Lebensart eine Auslese von nah und fern heranzuziehen, bis über die Kantongrenze, sogar über die Schweiz hinaus. Was irgend Namen hatte oder zu haben glaubte: vorüberreisende Künstler, Dichter, Gelehrte und so weiter sprachen im Pfarrhaus Widmann vor. Alle politischen Flüchtlinge, falls sie nur gesellschaftlich möglich waren, fanden gastliche Aufnahme. Daneben auch Privatflüchtlinge, die ihr Vaterland aus persönlichen, unbekanntem Gründen meiden mußten oder mochten. Man verlangte keine Zeugnisse und forschte nicht nach, sondern nahm, was kam, falls es nur annehmbar aussah. Den Grundstock bildeten in dem musikalischen Hause natürlich die Musiker. Kein hervorragendes Mitglied des Basler Orchesters, das nicht im Pfarrhause Liestal verkehrt hätte. Erschienen Primgeiger, so gab es Trio und Quartette, mangelte der Zuzug: Violinsonaten, vom Pfarrer und seiner Tochter aus-

geführt. Einheimische kamen selten zum Vorschein. Nicht als ob sie wären ausgeschlossen worden; sondern sie schlossen sich selber aus, vor Schüchternheit und Bescheidenheit. Gelang es jedoch den Widmann, in der Einwohnerschaft ein junges Talent zu entdecken, so wurde es freudig hervorgezogen und gehegt. Entdecken und fördern war überhaupt der menschenfreundlichen Familie nicht bloß eine Lust, sondern ein Bedürfnis; wo nichts zu entdecken war, entdeckten sie hinein. In jedem ihrer Gäste fanden und erfanden sie Vorzüge. Häufig täuschten sie sich, einige Male aber gelang es ihnen doch, aus dem Städtchen oder einem benachbarten Dörfchen ein wirkliches Talent zu erwischen, es zu fördern und zu lebenslänglicher Dankbarkeit zu verpflichten.

So sah es, mit nüchternen Worten berichtet, im Pfarrhause Widmann aus, in der schönsten Zeit, am Anfang der sechziger Jahre, als beide Kinder eben erwachsen und noch daheim waren, als die Pfarrerin noch nicht völlig von ihrer Krankheit überwältigt war. Nicht leicht ist es mir geworden, mit nüchternen Worten über eine Familie zu berichten, in der ich wie der eigene Sohn angesehen wurde, die ich wie eine zweite Heimat segne; zumal jetzt, da sie mit einer einzigen Ausnahme sämtlich tot sind und mich mit ihren schönen Auferstehungsaugen grüßen, jetzt, wo der Sohn der Familie, mein bester, treuester Jugendfreund, im Grabe liegt. Wie oft habe ich glückpochenden Herzens vor der Tür des Pfarrhauses gestanden, ungeduldig die Sekunden zählend, bis Hektor Laut gab und die Köchin Marie den Aufzug in Bewegung gefingert hatte!

Es wird wohl nicht lange dauern, so wird Liestal neben dem Herwegh-Denkmal auch ein Denkmal des Dichters Joseph Viktor Widmann, des einstigen Pfarrerpepi, aufweisen. Übrigens mit oder ohne Denkmal (oder trotz dem Denkmal) werden ewig die abgeschiedenen Geister der Familie Widmann, gesegnet vom Dank der Freunde, das Pfarrhaus Liestal umschweben, wo einst

beim Klang Beethovenscher Violinsonaten in den Ring guter, schöner Menschen von draußen die Bäume des Turnplatzes und die Wälder des Schleifenberges zu den Fenstern hereinlauschten und einander zuflüsterten: «Still! Andacht! hier werden edle Träume geboren.»

JOSEPH VIKTOR WIDMANN'S ELTERNHAUS

Wiederholt hat sich mir der Gedanke aufgedrängt, es sollte doch einmal jemand ein Buch über den Einfluß der deutschen Flüchtlinge auf das Geistes- und Gemütsleben in der Schweiz schreiben. Diesem Buche bin ich nicht gewachsen, aber ein Kapitel dazu vermöchte ich zu liefern, und zwar, insofern der Gegenstand den Wert bestimmt, eines der leuchtendsten. Ich denke nicht zunächst an städtische Mäzenaten, obschon es auch solche unter der deutschen Einwandererkolonie in der Schweiz gegeben hat; die Musik- und Literaturgeschichte weiß ihre Ehrennamen zu nennen. Nein, noch höher scheint mir die stetige Wirkung der weniger begünstigten Deutschen zu gelten, welche, in die Dörfer und Kleinstädtchen unseres Vaterlandes verschlagen, dort zwischen Sorgen und Heimweh durch ihre Tätigkeit, durch ihr Beispiel und vor allem durch ihre Persönlichkeit geistiges Leben weckten und Geselligkeit förderten. Denn ohne Frage bedeutete in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts und auch später noch bei unsern kleinlichen zerklüfteten Verhältnissen jedesmal die Einwanderung eines Fremden von Bildung eine Horizontenerweiterung, meist auch eine Erwärmung der lokalen Gemüts-temperatur. Geriet ein keimendes Talent in diese Atmosphäre, so empfing es Sonnenschein, nicht selten sogar Schutz und Pflege. Viel Dank und Segen von Schweizern schwebt in kleinen Friedhöfen über den Gräbern der deutschen Einwanderer.

In dem denkbar vollkommensten Maße ging solche segensreiche Einwirkung, also vor allem Wärme und Sonnenschein, von dem Pfarrhause Widmann in Liestal aus, dem Elternhause unseres Dichters. In diesem gesegneten Heim wehte ein ganz beson-

derer, zarter Seelenatem, der einem, sowie man eintrat, die harte, kalte Wirklichkeit in metaphysische Entfernung entrückte. Ein komplizierter Hauch, zusammengesetzt aus weltmännischer Großstadtluft (die Eltern stammten beide aus Wien), pastoralem, fröhlichem Frieden, Kunst und Geist, alles harmonisch gestimmt durch eine geradezu beispiellose Herzengüte. Ich sehe keine Notwendigkeit, diese Herzengüte auf ihre Elemente hin zu analysieren; immerhin drängt sich mir die Beobachtung auf, daß so absolut harmlose Menschen, die gar nicht ahnen, irgend jemand auf Erden könnte boshaft sein, außerhalb Wiens kaum vorkommen. Das österreichische Blut spielte entschieden mit, wenn auch nicht die Hauptrolle.

Da wurde jeder Besucher vertrauensvoll mit offenem Herzen empfangen, irgendeine gute Seite an ihm herausgefunden, und wenn es nur irgend anging, begeisterte man sich für ihn. Anerkennung war da nicht nur eine Bereitwilligkeit, sondern geradezu ein Bedürfnis. Waren schlechterdings keine Vorzüge an einem Menschen aufzutreiben, so lieb man ihm solche aus dem eigenen, nach dem glorreichen Vorrecht hervorragend guter Geister, die Menschen zu überschätzen. Eine edle Spezialität des Pfarrhauses war die Entdeckung und Behütung von verborgenen Talenten. Aus einem Dörfchen oder Städtchen ein unbekanntes, begabtes Bürschlein hervorzuziehen, ihm Mut und Glauben einzuflößen, ihm Unterricht zu erteilen, ihn bei einflußreichen Freunden zu empfehlen, das gehörte hier zur Natur. Nicht jeder entsprach den großen Hoffnungen, aber dieser und jener hielt Wort und dankt es ihnen zeitlebens.

Wer hat nicht während dieser Schilderung an unsern Dichter selbst gedacht, der ja die gemeinschaftlichen Familienzüge deutlich ausgeprägt aufweist? Die leidenschaftliche, selbstlose, fast weibliche Hingabe an bedeutende Menschen, eine förmliche Apostelnatur, sein Freundschaftstalent, womit er alle Welt fesselt, sein Begeisterungsbedürfnis, das sich mitunter wahllos äußert, da

so ziemlich jeder Mensch imstande ist, auf einige Tage sein gutes Herz zu überrumpeln, bis der kritische Verstand nachträglich die Schwärmerei korrigiert, und vor allem diese aus tiefster Seele stammenden und darum überwältigenden Gefühlsausbrüche, dieser jubelnde Freudenlärm, mit welchem er den Besucher begrüßt. Das alles ist Erbstück aus einer Familie, wo das wahre Leben erst mit lieben Freunden und Gästen begann, wo jede gesellige Stunde zur Gegenwart im höchsten Sinn wurde, zum weihvollen intimen Kultus des Schönen, wo der Empfänger der ausgesuchtesten Geistesgenüsse zugleich die Illusion erhielt, als wäre er der Gebende. Es ist, als ob die Natur sich gesagt hätte: ich will einmal die Gegenfigur des Neides schaffen, einen Musensohn, der aus der Art schlägt, dem fremder Wert noch teurer ist als der eigene: da schuf sie Joseph Viktor Widmann.

Mehr als durch die beste Schilderung erhellt der ausnehmende Reiz des Pfarrhauses Widmann durch die Anziehungskraft, die von ihm in weite Fernen ausstrahlte und die ganz allein von den Persönlichkeiten ausging. Wovon denn sonst? Denn um «ein Haus zu machen», Gastereien und Festlichkeiten zu geben, dazu fehlten bei weitem die Mittel. Wie wenig aber auf Vorhandensein oder Nichtvorhandensein von Reichtum für die Geselligkeit ankommt, wie unendlich höher nicht bloß eine kleine Minderung, sondern die gebildete und feinfühligte Menschheit überhaupt geistige Genüsse als festliche Schmausereien bewertet, dafür gibt das Beispiel des Liestaler Pfarrhauses Zeugnis. In weitem Umkreis bis über die Kantonsgrenzen, ja Landesgrenzen hinaus bildete es den Sammelpunkt des geistigen und künstlerischen Interesses, der Bedeutung, des Ruhmes und in großherziger Weise auch der Abenteurerei; denn echt liberale Gastlichkeit übt ja nicht Federlesens noch Zensur, sie überläßt die Auswahl den Gästen, sich selber damit begnügend, die Menschen aus ihren dumpfen Murrwinkeln hervorzuziehen und nebeneinander zu bringen. Deutsche Fabrikanten, Barone, Revolutionäre, fremde Künstler,

reiche Basler der benachbarten Villen, Polen, Hannoveraner und was da sonst noch Politisches fleuchte oder Literarisches zeuchte, dazwischen Einheimische aus der nächsten Nähe, alles sprach dort vor, immer jedoch in dem Sinne, daß es für eine Auszeichnung galt, im Pfarrhause Liestal verkehren zu dürfen.

Als natürlich gegebener Empfangstag diene jahraus, jahrein der Sonntag. Ich habe immer gefunden, daß, während alle Welt beständig Sonntagsruhe fordert, niemand recht weiß, was mit seiner Sonntagsruhe anfangen. Genauer besehen scheint mir die Menschheit entschieden an Sonntagen unzufriedener als an Werktagen. Man kann sogar ein besonderes Sonntagskopfweh beobachten, eine Müßiggangsmigräne, an welcher weit mehr Leute leiden, als man vermuten sollte. Die einzigen, die ich an Sonntagen wirklich seelenvergnügt gesehen habe, sind diejenigen, die am Sonntagvormittag etwas Energisches arbeiten, also vor allem die Pfarrer, wenn sie sich eine Stunde lang müde gepredigt haben, etwa für die Sonntagsruhe eifernd. So im Pfarrhause zu Liestal. Hier bedeuteten die Sonntagnachmittage das denkbar schönste, was es hienieden (man verzeihe mir das Sonntagswörtchen hienieden) gibt: Zufriedenheit und Erholung, Freundschaft und Güte, Kunst und Geist, mit einem Wort Glück.

Und auch am Nachmittag tat man immer etwas. Allerlei, hauptsächlich aber wurde musiziert. Und nicht dilettantisch, weit entfernt. Die Kammermusikkonzerte am Sonntagnachmittag im Liestaler Pfarrhaus, das waren Leistungen, zu welchen Musiker von Fach, ja Virtuosen herbeireisten, um zuzuhören oder teilzunehmen. Das ging übrigens ganz zwanglos zu, wie es bei Kammermusik zugehen soll, ohne mysteriöse Ehrfurcht, mit Anspruch und Kritik von Satz zu Satz. Ähnlich wie man anderswo einander zum Kartenspiel oder Tanz aufmuntert, sprach der Herr Pfarrer in seinem gemütlichen Wiener Dialekt: «Nun, Kinder, sollen wir nicht etwas spülln?» Deren aber, die etwas «spülln» konnten, wohnten im Pfarrhause selber, es bedurfte dazu nicht

einmal der Gäste. Vor allem die gemütsfeine, geistig hochbegabte Frau Pfarrer, eine geniale Meisterin auf dem Klavier, eine Schülerin Hummels, deren Vortrag, wenn ihre Kränklichkeit ihr einen solchen einmal gestattete, jedesmal ein Ereignis vorstellte. Für gewöhnlich freilich übernahm den Klavierpart ihre anmutige bildhübsche Tochter Anna, und mit Glanz; hatte sie doch schon als Schulmädchen wagen dürfen, das Webersche Konzertstück und die C-Dur-Phantasie von Schubert öffentlich vorzutragen. In seltenen Fällen, zur Auszeichnung und Belohnung, wurde auch etwa eine der Pensionärinnen, mit welchen das Pfarrhaus immer gesegnet war, mit der Ehre eines Klaviervortrags bedacht.

Dann der Herr Pfarrer selber; ein großer, schöner, stattlicher Herr, der allem andern eher gleichsah als einem Pfarrherrn. Seine musikalischen Eigenschaften waren vornehmlich diejenigen eines Dirigenten, der alles kennt, alles übersieht, überall einzuspringen vermag. Im Trio übernahm er je nach Bedürfnis die Violine oder das Cello, im Quartett auch die Viola. Mit seiner sonoren sympathischen Stimme trug er wohl auch einmal eine Arie oder ein Lied vor, mitunter ein humoristisches, wie den «Pfarrer von Ohnewitz» oder den «gebildeten Heinrich», so daß das Pfarrhaus, das von außen so gestrenge aussah, inwendig von herzlichstem Lachen erglänzte. Und der Sohn, unser Dichter Joseph Viktor? Nun, auch er war und ist durch und durch musikalisch. Und wie! Nicht umsonst vereinigte ihn besondere Freundschaft mit hervorragenden Musikern, Brahms und Goetz und Hegar und vielen andern. Dagegen verstockte er von jeher sein Herz gegen die technischen Gebote, so daß er als ausübender Musiker bei den Konzerten im Pfarrhause nicht zum Vorschein kam. Und nun versuche man einmal nachzufühlen, was das heißen will, in einem bescheidenen, stillen Städtchen ein Haus, wo allwöchentlich Beethovensche Violinsonaten und Haydnsche Trios sangen, alltäglich Mozartsche Klavierkonzerte rauschten, eine Gastlichkeit, wo an Stelle der Frage «Wollen Sie lieber Roten

oder Weißen?» eine andere grüßte: «Wollen Sie lieber das D-Moll- oder das C-Moll-Konzert?»

In dieser Atmosphäre also spielen die Idyllen Joseph Viktor Widmanns, dies war sein Elternhaus, dessen Mittelpunkt er bildete, denn aller Augen waren von jeher auf ihn gerichtet, als den Stolz, die Hoffnung, den Abgott der Familie. Ein Wunderkind der Begabung, als Schüler schon wegen seines künftigen Genies und seines gegenwärtigen Geistes gepriesen, ja weithin berühmt. Und mit vollem Recht, denn ich habe niemals einen Menschen gekannt, der es an verschwenderischem Reichtum geistiger Einfälle mit Joseph Viktor Widmann aufzunehmen vermöchte. Ob aber auch durchaus zu seinem Vorteil, darüber ließe sich streiten, zumal die Vergötterung durch den damaligen Zeitirrtum kompliziert wurde, welcher als oberstes Kennzeichen des Genies die mühelose Schnellfertigkeit verkündigte. Dem vierzehnjährigen Widmann wurde von allen Seiten, sogar von seinen Lehrern (darunter Autoritäten) das leckere Evangelium gepredigt, er wäre ein fertig vom Himmel gefallener vollendeter Dichter, der es nur brauche fließen zu lassen. Anderseits empfingen freilich wieder durch die überströmende Liebesfülle der Umgebung und den vorzeitigen Früheraum rund um die Nachbarschaft Charakter und Talent eine behagliche farbige Grundstimmung, die Stimmung des Menschenfreundes, der in der Jugend statt der gewöhnlichen pädagogischen Zurücksetzungen ungewöhnliche Bevorzugung erfuhr, so daß sich statt Bitterkeit Süßigkeit sammeln konnte, die dann zeitlebens die Phantasie der Erinnerung und des Schaffens idyllisch-humoristisch anhauchte. Wie denn zum Beispiel sogar der alte heimatliche Pfarrershund Hektor in dem Alpenhund Argos auferstanden ist, ein vierbeiniges Symbol der Pietät. Gewiß leuchtet ja in jedem Menschen mehr oder weniger die Kindheit goldig nach, in Widmann entschieden mehr. Und nicht bloß mit Mnemosynens Illusionsgold. Nein, der Glückszauber hat in Wirklichkeit bestanden. Es leben viele, die ihn einst mitverspürt

haben und aus warmem Andenken meine Worte bestätigen werden. Inzwischen hat der rücksichtslose Tod längst mit grausamer Faust eingegriffen. Es kann niemand mehr Widmanns Eltern Liebe, Verehrung und Dank aussprechen. Aber ihn selber können wir zu ihrem Gedächtnis herzlich grüßen und mit ihm seine treue, seelenvolle Schwester, welche, wenn sie in diesen Tagen im fernen Rußland des Bruders, der verstorbenen Eltern und Tante, der veränderten Heimat gedenkt, sich sagen darf, daß die großen Hoffnungen, die sie sämtlich einst auf ihren schwärmerisch geliebten Pepi gesetzt, durch ihn gerechtfertigt worden sind. Den Liestaler Pfarrerpepi feiert heute die literarische Schweiz.

WIE ICH MICH MIT WIDMANN

ZUSAMMENFAND

Unsere erste Begegnung

Ende der fünfziger Jahre (1857–1860) wohnten mein Bruder und ich bei einer Tante in Basel, der Schulen wegen, unsere Eltern in Liestal. In den Ferien kamen wir jeweilen nach Liestal zu Besuch. Während eines dieser Liestaler Ferienbesuche lernte ich bei einer befreundeten Familie draußen im sogenannten ‚Gut‘ zufällig Widmanns Schwester flüchtig kennen, ohne von dem Vorhandensein ihres Bruders noch eine Ahnung zu haben. Das Jahr darauf, im Sommer 1858, sah ich ihn selber, ebenfalls im Gut. Wir waren mit einem kindlichen Gesellschaftsspiel beschäftigt; da stürmte mit eiligen Schritten ein junger Mensch herein, eine weißblaue Studentenmütze auf dem Kopf (es war die Mütze des Gymnasialvereins Paedagogia), ließ ein Puppentheater aufstellen und spielte hastig einige selbsterfundene Szenen mit den Marionetten; worauf er eilends wieder verschwand. Das sei der Pfarrerssohn Pepi Widmann gewesen, wurde uns nachher erklärt, und er wäre offenbar erschienen, um mit seiner schönen frischen Studentenmütze zu paradieren. Es war wie eine Sternschnuppe: gekommen, verschwunden, vergessen. Und auch er hatte mich kaum bemerkt. Dagegen hatte er auf meinen Bruder ein kritisches Auge geworfen. Wir trugen Basler Kadettenblusen, die wurden mit einem Gürtel befestigt. Nun hatte mein Bruder seinen Gürtel, statt ihn in der Mitte des Leibes umzuschallen, weit nach unten geschoben, um sich leichter bewegen und freier atmen zu können, was ja für die Gesundheit ganz vernünftig war. Das reizte jedoch Widmanns ästhetisch-logischen Verstand. «Ein

Gürtel gehört mitten um den Leib, nicht darunter; er soll die Taille markieren und nicht den Unterleib». Und so nachhaltig ärgerte ihn dieser unlogisch sitzende Gürtel, daß er ihn zeitlebens nicht ganz zu verwinden vermochte. Noch in seinem letzten Lebensjahre erzählte er uns vergnügt lachend, wie ihn das damals gereizt hatte, daß mein Bruder seinen Gürtel um den Bauch schnallte, statt um die Taille.

Darauf sahen wir uns zwei Jahre lang nicht wieder.

Beim gemeinschaftlichen Mittagessen

Nachdem wir (im Frühling 1860) zu unsern Eltern nach Liestal heimgezogen waren und nun von dort täglich mit der Eisenbahn die Basler Schulen besuchten, trafen wir im Eisenbahnwagen mit einer ganzen Schar von Schülern zusammen. Von Sissach her, von Liestal, von links und rechts an allen Stationen stiegen Schüler allerlei Art ein. Da gab es zum Beispiel einen riesengroßen, starken Burschen, dem sein trotziges Schweizerbewußtsein nicht erlaubte, das ch nach i und e weich auszusprechen; da half nichts, er blieb bei seinem rauhen ch, aus Patriotismus. Die Eisenbahn fuhr damals langsam, man hatte reichlich Zeit, unterwegs im Wagen seine Aufgaben zu machen; ungerechnet die Extra-Aufenthalte an den Stationen, wenn unvorhergesehene Bierfässer oder störrische Kälber mußten aufgeladen werden. Halbstündige Verspätungen waren etwas ganz Gewöhnliches. O das Vergnügen, wenn wir Landschäftler dann eine Viertelstunde nach dem Unterrichtsbeginn in die Klasse marschierten! aufrechten Hauptes; denn man konnte uns ja nichts anhaben, die Eisenbahn war schuld.

Unter den Fahrtgenossen war auch Widmann. Doch suchten wir einander nicht auf; hauptsächlich deshalb, weil wir getrennte

Schulen besuchten; ich sollte nämlich Kaufmann werden und war deshalb in die Basler Gewerbeschule eingetreten (indessen nicht für lange, denn die dortige scharfe Luft bekam mir nicht). Hingegen kam ich nun mit Widmann Tag für Tag beim Mittagessen zusammen, im ‚Venedigli‘, am Schlüsselberg in Basel. Eine bunt zusammengewürfelte Tafelgesellschaft saß dort beieinander, in dem traulichen Stübchen, wo man jahrelang so viele schöne Jugendstunden verlebte, unter der Obhut der braven Eltern Sch(impf), welche die bunte Gesellschaft freundschaftlich versorgte und besorgte, auch, wenn es Not tat, im Zaume hielt, – oder oben im Saal beim Klavierspiel mit den beiden anmutigen, musikalisch begabten Töchtern.

Da wurde natürlich allerlei unnützes Zeug getrieben, viel gelacht und viel gezankt. Widmanns Späßchen aber waren eigentümlicher Natur; sie bewegten sich hauptsächlich auf geistigem Gebiet. So konnte ihm zum Beispiel belieben, nachdem er die ganze Mittagstafel eine Viertelstunde lang durch die absonderlichsten, unmöglichsten Behauptungen gereizt, sich plötzlich so zu stellen, als ob nicht er, sondern die andern diese Behauptungen vorgebracht hätten, während er für die Vernunft gestritten hätte. Und blieb zähe dabei, so sei es gewesen und nicht anders, so daß sich nun ein allgemeines vielstimmiges Wahrheitsgeschrei gegen ihn erhob; und just auf dieses Geschrei hatte ers natürlich abgezielt. Oder es fiel ihm ein, sich als Mädchen zu gebärden und diese Rolle während einer ganzen Mahlzeit zu behaupten; kokettierend und minaudierend, und verlangend, daß man darauf eingehe.

Oder er kam uns dämonisch. Das Dämonische gehörte nämlich damals mit zum Begriff des Genies. «Ich bin der Teufel», konnte er etwa sagen, schnitt eine fürchterliche Grimasse und setzte einem das Messer auf die Brust. Oder er forderte einen harmlosen Tischgenossen wegen irgendeiner kleinen Meinungsverschiedenheit zum Duell aufs Messer heraus, bestimmte Ort und Stunde und tat dabei so blutig, daß man nicht mehr wußte, spielt er oder

ist es ihm Ernst. Kurz, anstatt des üblichen rohen Jugendkraftunfugs allerlei Geistesspiele und Phantasiespäßchen, die uns verblüffen sollten und uns wirklich verblüfften. ... Und der Grund und Zweck aller dieser Späße? Er kostete seine geistige Überlegenheit über uns aus; zur Entschädigung dafür, daß er gezwungen war, zeitweilig mit unserer Gesellschaft vorlieb nehmen zu müssen.

Der gute Kamerad

Als Widmann noch nicht mein Freund, sondern bloß mein Tischnachbar und Eisenbahnfahrtgenosse war (im Sommer 1860), überraschten mich an ihm einige Charakterzüge, die ihn von andern unterschieden. Er konnte einem zwischen den üblichen (geistigen) Jugendbalgereien unversehens etwas Verbindliches sagen, etwas Rühmliches oder Löbliches an einem entdecken. Er mochte auch einem gefällig sein und einen befürworten; ganz natürlich, als könnte es nicht anders sein; ohne Ansehn der Person, aus angeborener Gutherzigkeit und Menschenfreundlichkeit. Als ich zum Beispiel aus der Gewerbeschule ins Obergymnasium herüberkam, also sein Mitschüler wurde, begrüßte er meinen Übertritt mit einem schallenden Freudenlärm, als ob ihm dadurch etwas geschenkt worden wäre, und verkündete das kleine Ereignis seinen Schulkameraden (die jedoch keineswegs in seine Freude einstimmten) gleich einer festlichen Botschaft. Überdies begleitete er mich auf meinen Begrüßungsbesuchen bei den Professoren und wollte mich in den Verein Paedagogia einführen. Wie gesagt, ich war noch nicht sein Freund; was er für mich tat, hätte er für jeden andern auch getan. Diese Zuvorkommenheit und Dienstbereitschaft, diese vertrauensvolle Menschenfreundlichkeit, die jedes neue Gesicht als eine Bereicherung bucht, hat er von Hause mitgebracht, von seiner geselligen Familie, von

seinem Wienerblut. In der französischen Schweiz habe ich ähnliche kameradschaftliche Empfangsbereitwilligkeit gegenüber Unbekannten beobachtet, bei uns ist das sehr selten.

Wer denkt hiebei nicht an den spätern Widmann, den Redaktor des «Bund», der vermöge seiner Stellung und seines Namens diesen nämlichen Charakterzug zum Vorteil von ganzen Generationen betätigte, ihnen zur Hilfe und Ermutigung, ihm zum dankbaren, liebevollen Gedächtnis?

Der ‚Bleistiftmensch‘

Was Widmann zuerst veranlaßte, mich vor andern Tisch- und Schulkameraden auszuzeichnen—denn der nähere Umgang mit Widmann bedeutete eine Auszeichnung—, war meine Gewohnheit, immer und überall zu zeichnen. Wenn ich an dem Schaufenster einer Kunsthandlung einen schönen Kopf gemalt sah, so blieb ich stehen und zeichnete ihn ab, unbekümmert um das Publikum. Wenn ich in der Schule saß, so zeichnete ich fortwährend ins Schulheft, ohne Pausen, mit der Regelmäßigkeit, wie ein anderer denkt; wenn nach dem Mittagessen eine Stunde frei blieb, so zeichnete ich für mich. Beständig hatte ich einen Bleistift bei mir, deshalb nannte mich Widmann den Bleistiftmenschen. Wir hatten in Liestal einen privaten Tanzstundenkurs genommen, die Mädchen aus dem Pfarrhaus, Widmann, mein Bruder und ich. Da zeichnete ich die Tanzstunde auf, was ihn köstlich freute. Aber ich schilderte ihm zu oft Soldaten und Schlachten. Es gäbe schönere Gegenstände, belehrte er mich; warum ich mir nicht lieber etwas hübsches Weibliches zum Vorwurf nähme? Da ging ich denn einmal mit ihm ins Museum und zeichnete die Statue der Psyche ab, während er geduldig mit freundlichen Blicken zuschaute. Immer im ersten Sommer un-

serer Bekanntschaft sah er in mir den Zeichner und nur den Zeichner.

Auch Widmann zeichnete viel und gerne; und zwar so, daß jede seiner Zeichnungen etwas erzählte; Zeichnungen eines Dichters, der etwas zu sagen hat, märchenhaft, phantasiereich und charakteristisch. Aber seine Bescheidenheit wollte von seinen eigenen Zeichnungen nichts hören und überschätzte die meinigen.

Ich las damals kreuz und quer in den Klassikern. So oft ich aber mit ihm über dieses Thema sprechen wollte, schwieg er mich mit einem so verwünschten Lächeln ab, daß ich ahnte, ich verstehe nichts davon. Freilich war ich ja damals eben erst fünfzehn Jahre alt geworden.

Ich befriedigte übrigens, beiläufig gesagt, meine geringen literarischen Bedürfnisse an einem zugänglicheren Orte. Unsere kleine Schulkasse hatte ein literarisches Lesekränzchen gegründet, das allwöchentlich bei meinem damaligen Freunde Müller stattfand. Ich lieferte zu diesem Zwecke die Bücher aus der Bibliothek meiner Eltern. Das ging eine Weile ganz schön und begeistert. Bis ich einmal, ohne an etwas Böses zu denken, Goethes Schweizerreise in Umlauf setzte. Da gab es ein großes, zwar gutartiges und gnädiges, aber ernstes Eingreifen der Lehrerversammlung. Wir sollten nicht solche unsittliche Bücher lesen und überhaupt uns lieber mit dem Lernen befassen als mit überspannten literarischen Gelüsten, für die wir ohnehin nicht reif wären. Damit hatte das Kränzchen ein Ende.

So wenig wie mit meinen Klassikern fand ich bei Widmann Gehör mit meiner Musik. Gitarre war nämlich mein Instrument; während er behauptete, das Klavier wäre der Gitarre überlegen. Das bezweifelte ich, bis mich bald darauf meine Tante, Widmanns nachmalige Frau, zum Klavier bekehrte. Einstweilen kam ich, wie gesagt, für Widmann bloß als Zeichner in Frage.

Widmanns Versuchskaninchen

Widmann war von jeher ein unersättlicher Leser gewesen. Halbe Bibliotheken verschlang er, was ihm dadurch ermöglicht wurde, daß sein Vater als Pfarrer nicht an die gemeinen Bücherbezugsbedingungen gebunden war, sondern samt seiner Familie jeden Augenblick so viele Bücher, als er nur mochte, aus der Liestaler Bibliothek holen konnte; die Liestaler Bibliothek aber war und ist reichhaltig. Was Widmann, schon ehe er auf die Universität zog, für eine Unmenge Bücher gelesen hatte, ist erstaunlich; dadurch holte er sich auch seine phänomenale Kurzsichtigkeit, die ihn nötigte, nicht bloß eine einzige Brille, sondern deren zwei zum Lesen aufzusetzen. Mitunter machte er mich, den Jüngern, Unbelesenen auf ein Buch aufmerksam, hieß mich auf der Bibliothek holen oder lieh es mir. Dabei leiteten ihn, wie er mir später gestand, zugleich Nebenabsichten. Ihn wunderte psychologisch, wie ein bestimmtes Buch auf einen so naiven Candiden, wie ich einer war (ich hatte das Jahr vorher noch mit Bleisoldaten gespielt) wirken würde. Ich diente ihm also ein wenig als Versuchskaninchen. Eines seiner mir zugehaltenen Bücher wirkte dann aber auf das Versuchskaninchen dermaßen unvorhergesehen, daß er erstaunte, aufsah und dem Kaninchen herzlich zugetan wurde. Es war der «Titan» von Jean Paul. Er hatte dieses Buch hastig in ein paar Tagen verschluckt wie jedes andere. Ich aber geriet dabei in eine solche Ekstase, daß ich nie mehr als einige Zeilen im Tag zu lesen vermochte, weil ich dann vor Gefühlsschwall so verblendet war, als ob ich in die Sonne gesehen hätte. Mehrere Monate brauchte ich, um dies eine Buch zu lesen. Der Grund, der Inhalt, das Wesen jener Ekstase ist mir heute ein völliges Rätsel. Wie dem übrigens sei, jedenfalls fiel mein Seelenzustand bei der Lektüre des «Titan» dem gescheit beobachtenden Widmann dermaßen auf, daß er das Kaninchen fortan für ein vorsintflutliches Murmeltier ansah und sich für die naturge-

schichtliche Kuriosität zu interessieren begann. Dem «Titan» von Jean Paul habe ich die Freundschaft Widmanns zu verdanken. Oder, um mich vorsichtiger auszudrücken: dieses Moment ist mir als ausschlaggebend in der Erinnerung geblieben; andere Ursachen, die ich möglicherweise vergessen habe, nicht ausgeschlossen.

Freundschaftsschwärmerei

Das war im Herbst 1860 gewesen. Als wir dann im Juni 1861 einen feierlichen ewigen Freundschaftsbund schlossen, geschah das ebenfalls im Stil des «Titan», also auf romantisch. Zunächst wurde dem «Titan» zu Ehren ein Freundschaftsalbum namens Lilar gestiftet. Lilar, wenn ich mich recht erinnere, heißt im «Titan» irgendeine selige Örtlichkeit (eine Gartenlaube oder so etwas), in welcher die himmlische Liane zu hausen pflegte. Der Buchbinder aber, der Barbar, der den «Titan» nicht gelesen hatte, konnte sich mit dem r am Ende des Wortes nicht versöhnen und wollte durchaus Lila statt Lilar auf den Deckel malen. Endlich gab er doch nach. In dieses Lilar nun klebte Widmann seine Gedichte und ich meine Zeichnungen. Das sollte eine reiche Sammlung geben, es blieb aber bei kargen Anfängen. Es wurde uns eben bald zu pedantisch.

Zum andern pflanzten wir zwei Freundschaftsblumenstöcklein in den Rain beim Bahnhof; aber um die Ecke, damit niemand sie finde und mutwillig ausreißt. Denn das war ja ein Symbol, folglich wichtig und ein bißchen heilig. Widmann belehrte mich, daß Blumenstöcklein nicht wie Unkraut von selber gedeihen, sondern daß man sie begießen müsse. Das war nun schlimm; denn jeden Abend, nachdem man von Basel heimgefahren kam, Wasser holen (woher?) und die Blümlein begießen (womit?)—das war mir zu dumm. Ich meinte, er solle es besorgen, und er meinte, ich

solle es besorgen. Folglich tat es keiner, mit dem Ergebnis, daß die Blumenstöcklein bald vom Gras nicht mehr zu unterscheiden und endlich nicht mehr aufzufinden waren.

Zum dritten bauten wir eine Freundschaftshütte (später; im Winter; genau gesagt im Vorfrühjahr 1862). Zunächst mußte die passendste Stelle gefunden werden, das heißt die geheimste, versteckteste; denn im Geheimnis wohnt ja die wahre Wonne. Wir fanden sie nach langem Suchen; weit, weit vom Städtchen Liestal entfernt, jenseits des Flusses, am jenseitigen Abhang eines entlegenen Hügels, wo noch keiner von uns beiden jemals gewesen war, woraus wir schlossen, daß kein Mensch sie auffinden könne. Und wirklich bauten wir dort die beschlossene Hütte, während mehrerer Wochen Holz und Reisig herbeischleppend und zusammenflechtend, daß es, obschon wacklig, notdürftig hielt. Zuletzt wurde ein Brett auf Steinen quer hineingelegt; auf diesem Brett konnte man sitzen, falls man sich ruhig verhielt und sich nicht bewegte. Folglich war das Hüttchen fertig; und wir freuten uns über die Maßen, daß es uns gelungen war, ein Freundschafts-asyl herzustellen, von welchem keine Menschenseele eine Ahnung hatte. Das Asyl genossen wir während einiger Tage gewissenhaft, obschon es sich in Wirklichkeit nicht so angenehm darin saß, wie es einem die Phantasie vorgegaukelt hatte; namentlich bei Regenwetter war es ein zweifelhaftes Vergnügen. Immerhin, es war herrlich, zu wissen, daß man ein gemeinsames Freundschaftshaus besaß, und herzerwärmend, etwa einen Gruß vom Freunde darin vorzufinden; denn Widmann, der beständig dichtete, heftete etwa ein Blatt Papier voll Verse an die Wand, zum Zeichen, daß er das Hüttchen besucht und des Freundes gedacht hatte. Aber ein Haus will auch eine Hausweihe haben. Zu diesem Zweck wurden sämtliche Mädchen des Pfarrhauses eingeladen, gastlich durch den Wald zu der versteckten Hütte geleitet und gebeten, womöglich darin Platz zu nehmen, eine nach der andern. Ein paar Orangen bildeten die Bewirtung. Diese Mädchen

wurden also ins Geheimnis gezogen. Sonst wußte keine Seele von dem Vorhandensein unseres Häuschens.

Da erschien eines Abends in der Zeitung ein großes, in die Augen springendes Inserat mit dem Titel «Die Hüttenbauer», und unter diesem Titel regnete es von boshaften Anspielungen auf unsere idyllische Seligkeit.

O weh! da ließen wir das Idyllium bleiben...

WAS ICH WIDMANN VERDANKE

Als meinen Beitrag zur Feier des siebenzigsten Geburtstages Widmanns hatte ich mir vorgenommen, ein Geständnis dessen, was ich alles Widmann zu verdanken habe, öffentlich auszusprechen. Nicht seinetwegen—er bedurfte der öffentlichen Aussprache meines Dankes nicht, denn wenn er vergaß, was er für mich geleistet, so habe ich nicht vergessen, es ihm in Erinnerung zu rufen—, sondern um der Wahrheit willen und zur Vervollständigung des Charakterbildes Widmanns. Es gibt nicht bloß Schriften und Werke, es gibt auch Taten; und was Widmann zeitlebens für mich getan, redet so laut und deutlich zu seiner Ehre, wenn man es weiß, daß ich es nicht auf die Dauer ertrug, es einzig und allein zu wissen. Zu den übrigen Ehrenkränzen zur Widmannfeier wollte ich also dieses Bekenntnis als meinen besondern Ehrenkranz hinzufügen.

Aus der Geburtstagsfeier ist nun eine Totenfeier geworden. Ich bin überzeugt, daß niemand, der mein Verhältnis zu Widmann kannte, von mir den Ausdruck meiner Gefühle bei diesem Anlaß erwartet; denn wer aus Erfahrung weiß, wie es tut, wenn man einen seiner Allernächsten durch den Tod verliert—und es sind ihrer leider nur zu viele, die das aus Erfahrung wissen—, der weiß auch, daß man in solchen Fällen nicht von seinen Gefühlen redet. Ich würde am liebsten ganz stumm und still meinem besten Freunde in sein Grab nachdanken, wenn ich nur dürfte. Allein ich darf nicht; ich muß Widmanns Gedächtnisbild, wie es die Welt kennt, mit einigen seiner schönsten, liebenswertesten Zügen, die nur ich kenne, vervollständigen; und so lege ich denn schlicht und einfach, ohne den Text meines Bekenntnisses zu ändern, den Ehrenkranz, den ich auf seinen Geburtstagstisch gezielt hatte, hiemit auf sein Grab.

Der Jugendfreund

Widmann und ich sind zum ersten Male zusammengetroffen im Frühling 1860; er als ein achtzehnjähriger Primaner des Basler Pädagogiums, ich als ein fünfzehnjähriger Schüler der Basler Gewerbeschule; vorher wußten wir kaum von der Existenz des andern. Denn ob wir schon beide Liestal unsere Heimat nannten, Widmann seit seinem dritten Lebensjahre ununterbrochen in Liestal lebte, ich in Liestal geboren bin und dort meine nächsten Verwandten hatte, so waren wir uns deshalb gänzlich unbekannt geblieben, weil ich schon als vierjähriges Kind nach Bern und später nach Basel zu wohnen kam. Widmann ist durch sämtliche Klassen der Liestaler Schulen gegangen, ich nicht einen einzigen Tag.

Nun aber, im Frühling 1860, trafen wir dadurch zusammen, daß wir, täglich von Liestal nach Basel mit der Eisenbahn zur Schule fahrend, nicht nur den Hin- und Herweg gemeinsam machten, sondern überdies noch im nämlichen Hause zu Basel nebst mehreren andern Schulkameraden zu Mittag aßen. Übrigens schlossen wir uns keineswegs sogleich aneinander an; zunächst traten vielmehr die Gegensätze in Kraft. Widmann war damals schon in Basler Universitätskreisen und auch bei seinen Altersgenossen um seiner außerordentlichen Geistesgaben willen beliebt und berühmt. Es galt als eine Ehre, mit Widmann befreundet zu sein; seine geistreichen Aussprüche machten die Runde; seine sämtlichen Lehrer zeichneten ihn aus als einen beispieldios begabten, genialen Menschen; bei Professor Wackernagel gewann er die seltene, von jedem sehnlich begehrte beste Nummer für den deutschen Aufsatz so regelmäßig, als wäre er darauf abonniert; Jacob Burckhardt, der große berühmte Jacob Burckhardt, war in Widmanns Geist und Poesie geradezu verliebt; für ihn war damals schon und blieb zeitlebens Widmann nicht bloß ein begabter Dichter, sondern *der* Dichter. Der nämlichen Be-

liebtheit und Berühmtheit erfreute sich Widmann in den Pfarrhäusern des Kantons Baselland und bei den zahlreichen, erlesenen fremden Gästen seines Elternhauses, des Pfarrhauses in Liestal. Kurz, weit und breit herum verkündete alles, was zur Kunst oder zur höhern Bildung und Intelligenz gehörte, den Ruhm des genialen jungen Joseph Viktor Widmann.

In schroffem Gegensatz dazu stand das Verhältnis des jungen Widmann zu den Einheimischen, sowohl zu dem Basler Bürgertum, soweit es von ihm Notiz nahm, als zu den Liestalern. Da herrschte eitel Hohn und Abneigung. Das ehemalige Mißverständnis ist begreiflich und entschuldbar, und Widmann war später der erste, es zu begreifen und zu entschuldigen; er war zeit lebens seiner Heimat herzlich zugetan, und Liestal darf sich ohne Rückhalt seines Widmann freuen und rühmen. Um das anfängliche Mißverständnis zu verstehen, muß man wissen, daß Widmann erst in Bern derjenige geworden ist, den die Welt gekannt hat; einst war er ein anderer. Der nachmalige begeisterte Schweizerpatriot war damals nicht bloß durch sein Blut ein Fremder, sondern auch durch seine Gesinnung; er bespöttelte Schweizer Art, Schweizer Sitte und Schweizer Sprache; er, der spätere eifrige Radikaldemokrat, verachtete ursprünglich hochmütig das Volk; der rüstige Bergsteiger und Ruderer, der sich auf seine Muskeln und seine Beine etwas zugute tat, war in seiner Jugend ein schwaches, verzärteltes, hüstelndes Wesen, von welchem man nicht erwartete, daß es das Mannesalter erreichen werde. Dazu kamen noch die Absonderlichkeiten seiner Erscheinung, die herausfordernde Genietracht und ähnliches dergleichen. Auch sein Dichten gereichte ihm in diesen Kreisen eher zum Spott als zum Ruhm; ein einheimischer Kommilitone fuhr den Studenten Widmann einmal grob an, er wäre jetzt nachgerade als Student zu alt, um das kindische, läppische Dichten noch fortzusetzen; ähnlich wie der schweizerische Bundespräsident, als er vernahm, daß ich ein poetisches Buch geschrieben, bedauernd ausrief: «Schade: ich



Joseph Viktor Widmann, «der Freund»

1842-1911

hatte ihn bisher für einen so vernünftigen Menschen gehalten!» Und daß man mir nicht etwa deshalb das Schweizer Volk verunglimpfe! Das Schweizer Volk schätzt, liebt und ehrt seine Dichter, nachdem sie etwas Rechtes geleistet haben; aber es hat ein Grauen vor dem Dichterstand und vor den Dichtergebärden. Möge es nie anders werden! Denn wenn es jemals anders wird, werden wir nie mehr einen großen Dichter, sondern dafür eine ehrgeizige, streberische Bande von nichtsnutzigen Geniefexen erhalten.

Ich nun als Basellandschäftler von Eltern und Großeltern her, der in Liestal eine Unmenge ungeahnter Verwandter oder Freunde meiner Eltern und Großeltern hatte, dem aus jedem Gäßchen oder Lädlein ein unbekanntes Männlein oder ein ur-altes, ebenso unbekanntes Mütterlein freundlich entgegenkam, um mich mit dem herzlichen Gruß zu überraschen, sie seien mit mir verwandt, fühlte mich dem fremden und sonderlichen Widmann gegenüber anfänglich ganz als Einheimischer. Obschon ich nämlich meiner Heimat bisher ferngeblieben war, oder vielleicht gerade deshalb, war ich von Herzen Liestaler, denn ich hatte in der Ferne das Heimweh nach Liestal kennengelernt. Und da ich mich als Einheimischen fühlte, teilte ich bis zu einem gewissen Grade auch das Befremden vor Widmanns Eigentümlichkeiten; einzig der Umstand, daß er der Bruder seiner Schwester war, machte mir seine Eigenarten erträglich und seinen Umgang wünschbar. Im übrigen war ich damals ein gesunder, kräftiger, einfältiger Bub, der von sich selber nichts wußte, als daß er gerne zeichnete, und dem man Gutmütigkeit nachsagte.

So stand ich zu Widmann im Frühjahr 1860. Ein Jahr darauf (ich war unterdessen der geworden, der ich später war und der ich heute bin) schloß der geniale, geistreiche, gepriesene Dichter Widmann, der neunzehnjährige Elitestudent, mit dem gänzlich unbekanntem, von seinen Lehrern geringgeschätzten und gescholtenen sechzehnjährigen Gymnasiasten ein inniges Freund-

schaftsbündnis fürs Leben; mit Abstreifung seiner bisherigen Freunde und Kameraden. Widmann, ein weibliches Temperament (ich sage es mit Überlegung und weiß, was ich sage: ein weibliches Temperament) und eine geborene Apostelnatur, dem nicht bloß freudige, opferwillige Hingabe und neidlose Anerkennung, sondern auch freiwillige, demütige Unterordnung Bedürfnis war, hat in seinem spätern Leben sein Herz und seine Kraft noch für manchen andern begeistert eingesetzt; doch einen Gottfried Keller zu rühmen und einen Brahms zu preisen war nicht eben schwierig und blieb nicht ihm allein vorbehalten; auch in dem edlen Bestreben, ein Talent aus dem Dunkeln ans Licht zu ziehen, hat er glücklicherweise Gesinnungsgenossen; hingegen das hat ihm noch nie ein Mensch vorgemacht und wird ihm schwerlich ein Mensch nachmachen: in einem einfältigen Schulbuben, der gar nichts galt und noch gar nichts konnte, dasjenige zu erkennen, was erst zwanzig Jahre später ein zweiter und erst fünfzig Jahre später eine Vielheit erblickte. Ich kann mich nicht mit meinem Dank hiefür begnügen, ich muß einer solchen erstaunlichen Leistung zugleich meine Bewunderung zollen. Und nicht minder einer zweiten erstaunlichen Leistung: in seinem Glauben, der sich vor dem Verstande nicht rechtfertigen ließ, zeitlebens unerschütterlich beharrt zu haben, aller Welt zum Trotz und allem Anschein zuwider.

Ich sagte «ein weibliches Temperament» und «eine Apostelnatur»: er wollte und mußte vor allem an einen Menschen glauben; im Glauben suchte er seinen Lebenszweck und fand er sein Lebensglück; darum war sein Glaube auch so glühend, so innig und so fest. Auf sein eigenes Wirken und Schaffen stützte sich sein Bewußtsein erst in seinen spätern Jahren, zaudernd, beinahe widerwillig.

Und auch dann noch war ihm immer wohler, wenn er andere preisen durfte, als wenn er selber gepriesen wurde. In unserm Fall nun wurde sein Glaube bald vor schwere Proben gestellt, die

er alle glänzend bestand. Wenige Monate nämlich, nachdem wir unsern ewigen Freundschaftsbund geschlossen, entdeckte mich ein Maler. Glück und Glanz und Ruhm tauchten an meinem Horizont auf; jedermann, der mir wohl wollte, jubelte für mich. Einen halben Tag lang sah ich sehnsüchtig nach dem goldenen, glückverheißenden Horizont, dann entschied ich anders. Der Verzicht erschien unbegreiflich, töricht, wahnsinnig. Einzig Widmanns Glaube begriff: ich durfte nicht Künstler sein, weil ich etwas anderes werden mußte.

Eine zweite Probe: Unser Freundschaftsbund war unter der stillschweigenden Voraussetzung geschehen, daß wir einander teilweise ergänzten; er der Dichter, ich der Denker. Im Jahre 1865 mußte ich ihn mit dem Geständnis überraschen, daß ich meine Zukunft der Poesie verschworen hätte. Ich gestand es nicht ohne Bangen, entsetzte Abmahnungen und Warnungen voraussehend, denn die Poesie war mir ja bisher ein wildfremdes Ding gewesen. Doch siehe da: er begriff meinen Entschluß mit freudiger Zustimmung, indem er es ruhig für selbstverständlich erklärte, daß ich überall, wo ich wollte, meinen Mann stellen werde. Und wirklich schwor er von Stund an blindgläubig auf die künftigen poetischen Werke eines Jungen, der noch nicht mein auf dein zu reimen wußte, eines Menschen, der noch ein Vierteljahrhundert nachher, um sein erstes Gedicht zu machen, ein Reimlexikon benutzen mußte! Nun waren ja jetzt Widmann und ich gewissermaßen Kollegen in der Dichtkunst; allein was er Poesie nannte und ich Poesie nannte, wuchs auf ganz verschiedenen Stengeln; und obgleich er der ältere und erfahrener war und schon seit vielen Jahren Verse aus dem Ärmel schüttelte, ist weder ihm jemals eingefallen, mir einen Rat in poetischen Angelegenheiten zu erteilen, noch mir jemals eingefallen, einen Rat von ihm zu begehren. Ich zog es vor, ganz selbständig in allen erdenklichen und unerdenklichen Irrtümern herumzuzappeln, und er ließ mich gläubig und vertrauensvoll zappeln.

Am schwierigsten für ihn war die dritte Probe: die Geduldsprobe. Mit glühender Sehnsucht etwas zu erwarten, was immer nicht kommen will, und nicht begreifen zu können, warum es nicht kommen will, das ist wahrlich schwer auszuhalten. Widmann hat es schwer ausgehalten, aber er hat es siegreich ausgehalten. Ein langes Jahrzehnt hindurch tönt in seinen Briefen ewig die schmerzliche Mahnung, endlich mit einem Werk hervorzutreten; rührend und ergreifend liest es sich, wie er in einer schlimmen Stunde, als ihm der Arzt seinen nahen Tod glaubte voraussagen zu müssen, nicht etwa um seine eigenen Zukunftswerke trauerte, die ihm der Tod vereiteln würde, sondern um die Werke eines andern, die er nun nicht mehr erleben sollte.

Was für mich eine solche Freundschaft eines solchen Mannes bedeutete, brauche ich gewiß nicht zu erklären; ihr Wert für mich kann unmöglich überschätzt werden. Wohl entbehrte ich auch sonst nicht der Liebe: ich erfreute mich treuer, liebevoller Eltern und Verwandter, vor allem eines feinfühligem, erratendem, mich in Freud und Leid begleitendem Mutterherzens, außerdem noch einiger guter Genien meiner Jugend, die nicht zu nennen meinem Dankgefühl schwer wird; allein die Jugend hat viel Liebe nötig, weil sie viel leidet, und ein Jüngling bedarf unbedingt eines Freundes. Warum, brauche ich nicht zu sagen, denn der Wert der Freundschaft ist nicht mein Geheimnis. Möglich, daß ich auch ohne Widmanns Freundschaft meinen Weg gefunden hätte; allein er wäre schmerzlicher, dunkler und einsamer gewesen. Die schwere Entwicklungsmelancholie, die mich wie so manchen andern Jüngling heimsuchte, konnte zwar auch er mir nicht ersparen, auch nicht das qualvolle Ringen um die Erkenntnis, was denn eigentlich die Natur mit mir wollte; allein wie ein Morgenstern, wie Lerchenjubel grüßte mich durch alle Düsternis immerfort Widmanns froher gläubiger Hoffnungsruf: «Getrost! es wird einmal Tag werden! Glückauf! ich weiß es, ich spüre es: du wirst schließlich siegen.» Hauptsächlich weil ich

immer diese hoffnungsfreudige Siegeszuversicht aus dem Munde meines Freundes ertönen hörte, habe ich mich trotz meiner fortwährenden Weltabgeschiedenheit niemals einsam gefühlt; man braucht ja überhaupt für sein Herz nur wenige Menschen, vorausgesetzt, daß es die rechten sind.

Das Gerücht meiner Jugendfreundschaft mit Widmann ist weit herumgekommen, und es hat sich daraus die Meinung entwickelt, wir hätten unsere ganze Jugend oder wenigstens den größten Teil unserer Jugend gemeinschaftlich verlebt. Diese Meinung ist begreiflich, aber sie ist irrtümlich. Wir haben im ganzen Leben nicht mehr als drei Jahre miteinander in der nämlichen Stadt gewohnt; zwei Jahre zusammen in Liestal von 1860 bis 1862, und später ein Jahr in Bern von 1879 bis 1880. Sonst wohnten wir örtlich getrennt und verkehrten bloß brieflich und besuchsweise. Von den genannten drei Jahren ist überdies noch das erste und das letzte als unbedeutend abzuziehen; das erste, weil wir damals (1860 bis 1861) noch nicht befreundet waren, das letzte (1879 bis 1880), weil zwar die Freundschaft noch bestand (sie bestand ja zeitlebens), aber nicht mehr die Ideengemeinschaft und der Gedankenaustausch. So bleibt ein einziges Jahr vollen, ungeschmälerten freundschaftlichen Zusammenlebens und Zusammendenkens (1861 bis 1862). Eine kurze Zeit, nach dem Kalender gemessen, aber eine inhaltvolle und durch und durch hohe Zeit; jeder Tag ein Ereignis und keine Stunde, die nicht mit reiner, edler Stimmung beseelt gewesen wäre. Das läßt sich nicht beschreiben, man müßte es erzählen. Oft, wenn ich an jene Zeit zurückdenke, beschleicht mich die Frage, ob wir beide, wenn man den Menschenwert nicht nach Leistungen, sondern nach dem Innern mißt, nicht damals vielleicht mehr wert waren, als jemals in der Folge. Die Frage zu beantworten, vermesse ich mich freilich nicht, doch wenn ich im Geist und Herzen den Namen Widmann vernehme, so erscheint immer das Bild Widmanns aus dem Jahre 1861 vor meinen Augen, selten ein späteres.

Der Helfer

Im Jahre 1879 kehrte ich, von der Pietätspflicht gemahnt, aus der Fremde in die Heimat zurück, hinter mir, in der Erinnerung, ein Trüppchen glücklicher, sorgenfreier Jahre, vor mir die ungewisse Zukunft, in mir Mut und Siegeszuversicht. Zunächst galt es, in der Heimat irgendwo ein Pöstlein zu finden, um sein Leben zu fristen. Sofort sprang Widmann herbei und verschaffte mir das Plätzlein. Wir hatten uns zwar beide verändert und fanden uns geistig nicht mehr ineinander zurecht, allein das tat den alten Freundschaftsgefühlen keinen Abbruch. Ich hatte in der Fremde ein Werk geschaffen und mir für den Druck des Werkes ein kleines Sümmchen zusammengespart, damit ich der verstimmenden Verlegersorgen überhoben sei. Ich überschätzte oder unterschätzte die Verleger, ich konnte selbst um Geld keinen Verleger finden. Da war es wieder Widmann, der mir beisprang; zwar gelang es ihm nicht, in Deutschland einen Verleger zur Annahme zu bewegen, immerhin, es fand sich schließlich jemand, der aus Gnaden das Manuskript und das Geld annahm. Gut; das Büchlein erschien also, aber es blieb im Buchhandel liegen, und die Kritik schwieg es tot. Da vertrieb es Widmann, wie man ein Manuskript vertreibt, indem er es von sich aus durch die Post an seine Bekannten schickte. Mein Glück wollte es, daß unter seinen Bekannten Gottfried Keller war und daß Gottfried Keller sich in außerordentlich zustimmender Weise über das Buch in einem Briefe an Widmann äußerte. Wenn ich diese Zustimmung nicht erhalten hätte, würde ich wahrscheinlich das Dichten aufgegeben haben, denn alle andern Stimmen lauteten absprechend, und wenn einem alle Welt auf Grund eines vorliegenden Werkes das Dichtertalent abspricht, so kann man wohl stutzig werden. Ohne Widmann aber hätte Keller von meinem Buche nichts gewußt.

Inzwischen war mein Plätzlein mit Widmanns Platz in die Luft geflogen. Widmann erhielt zum Ersatz die Feuilletonredaktion

des Berner «Bund». Sein erstes war natürlich, mich zur Mitarbeit am «Bund» einzuladen. Aber so etwas nährt einen Menschen nicht. Widmann verschaffte mir eine Interimsstelle an einem Zürcher Privatinstitut. Es ist eine Eigenschaft von Interimsstellen, bald aufzuhören. Sie hörte also bald auf, und ich suchte allerorten nach einer dauernden Anstellung. Doch niemand brauchte, noch wollte mich. Da strengte sich wiederum Widmann für mich an und gab mit Fleiß und Überredung nicht nach, bis er mir endlich eine dauerhafte Stellung errungen hatte. Hiemit war ich für die nächsten Jahre der Sorge überhoben. Dann gab ich meinem Büchlein eine Fortsetzung. Wiederum schwieg die Kritik das Büchlein tot. Da schrieb Widmann einen begeisterten Aufsatz darüber für deutsche Zeitungen. Es ist nicht seine Schuld, daß der Aufsatz abgelehnt wurde. Jetzt schrieb ers in den «Bund» und erwirkte dadurch, daß wenigstens in der Schweiz hie und da einer meinen Namen kennenlernte. Daneben empfahl er es unermüdlich mündlich seinen Bekannten und Gästen. Brahms zum Beispiel lernte mich auf diese Weise kennen. Lehrer an einem Progymnasium zu sein, war weder mein Vergnügen noch mein eigentlicher Lebensberuf. Ich vertauschte daher nach fünf Jahren meine Stelle mit einer Stelle als Redaktor einer Basler Zeitung, wo ich zufrieden war. Allein nach einem Jahre flog die Zeitung in die Luft und ich auf das Pflaster. Nun stand es bedenklich; ich mußte ein paar Jahre mühsam unten durch. In diesen problematischen Jahren waren die Artikel für Widmanns «Bund» meine Haupteinnahmequelle; ich kann fast sagen, meine einzige Einnahmequelle, bis später auch die «Neue Zürcher Zeitung» mich ebenfalls zu gelegentlicher Mitarbeit einlud. Ein Lichtblick, obschon ein trügerischer: es gelang Widmann, Nietzsche für mich zu interessieren. Nietzsche sprang wirklich mit schönem liebenswürdigem Eifer frisch und herzlich für mich ein; es ist nicht seine Schuld, wenn seine Empfehlungen an die Verleger nicht Gehör fanden; und im folgenden Jahr war Nietzsches Geist umnachtet.

Im Jahre 1890 erfolgte dann durch meine Berufung an die Feuilletonredaktion der «Neuen Zürcher Zeitung» ein Umschwung in meinem äußern Schicksal; ich war fortan der Sorgen überhoben. Nicht aber ein Umschwung im Schicksal meiner Bücher. Ich mochte veröffentlichen, was ich wollte, immer wurde alles in Deutschland totgeschwiegen; während ich in der Schweiz allmählich zu einigem Ansehen gelangte, jetzt nicht mehr einzig durch Widmann, denn auch meine Stellung an der «Neuen Zürcher Zeitung» half mit, aber doch noch immer hauptsächlich durch Widmann. Ich halte darauf, auch bei dieser Gelegenheit die Wahrheit deutlich auszusprechen, daß mich die Schweiz mit Gunst und Achtung beehrt hat, als in Deutschland noch kaum einige Vereinzelte meinen Namen kannten. Und so ging es Jahr für Jahr weiter. Bis plötzlich wie mit einem Blitzschlag sich alles änderte. Und wem verdanke ich die Änderung? Es ist nicht schwer zu erraten: natürlich wieder Widmann. Widmann hatte nämlich mittlerweile in der Wiener «Neuen Freien Presse» Fuß gefaßt, so daß er jetzt seine Besprechungen meiner Bücher dort anbringen konnte. Gewöhnlich gingen sie zwar auch dort ziemlich spurlos vorüber, aber ein glücklicher Zufall wollte es, daß Weingartner eine dieser Besprechungen zu Gesicht bekam, daraufhin eines meiner Bücher sich verschaffte, Feuer fing und dann in seiner tapfern, mutigen Weise öffentlich sein Urteil über mich aussprach. Weingartners Stimme konnte man nicht überhören, es half kein Totmunkeln mehr, und mit dem Augenblick, da das Publikum mein Dasein vernahm, waren meine Werke geborgen. Daß aber der Musiker selber von diesem Dichter etwas vernahm, verdanke ich, wie gemeldet, Widmann.

Um alles kurz zusammenzufassen: ohne Widmanns Hilfe hätte ich vielleicht niemals einen Verleger, niemals einen Beurteiler gefunden, hätte wahrscheinlich das Dichten aufgegeben und wäre irgendwo als Lehrer oder Journalist verkümmert. Ich sage ‚vielleicht‘ und ‚wahrscheinlich‘. Was ich aber jetzt hinzufüge, ist nicht

,vielleicht' und ,wahrscheinlich', sondern ganz gewiß: Ohne Widmanns beharrlichen Eifer wäre ich noch heute für Deutschland ein gänzlich Unbekannter.

Das alles also verdanke ich Widmann. Und jetzt drängt es mich, abzuschließen, um mich in stiller Wehmut in die Erinnerung an den Widmann meiner Schuljahre zu versenken, dem ich noch viel mehr verdanke als das alles.

WENN WIDMANN INS ZIMMER TRAT

Ich unterscheide zweierlei Menschen: solche, die stets mit einer nüchternen Atmosphäre umgeben sind, so daß ihr Anblick wie Regenwetter verdrießt und verkältet, und solche, deren bloßer Eintritt schon wie Sonnenschein wirkt. Unter den letzteren gibt es wieder verschiedene Naturen, zurückhaltende, deren lieblicher Kern sich erst nach einigem Beisammensein in Blick und Worten offenbart, und urwüchsig demonstrative, die jederzeit sofort mit dem vollen Freundschaftsorchester einsetzen. Zu diesen gehörte Joseph Viktor Widmann, und zwar vorn in die erste Reihe an die Spitze. Nie habe ich einen Menschen gekannt, der so wie er gleich bei seinem Erscheinen rundumher Freude weckte und den Lebensmut erfrischte; nicht anders, als ob er ein heilsames Elixier mitgebracht hätte. Schon im Vorraum erhob er mit seiner herzlichen Stimme einen schallenden Freundschaftslärm; man horchte auf, hörte jemand das Dienstmädchen befragen und das ihn anbellende Hündchen zärtlich begrüßen. «Widmann ist da!» erscholl der Jubelruf, und alles sprang fröhlich von den Sitzen. Dann trat er mit lautem Glücklachen und Glückhusten ins Zimmer, unartikulierte Freudenrufe der Begrüßung stotternd, und brauchte ein Weilchen, um aus der freudigen Aufregung des Wiedersehens zu sich zu kommen. Hernach, auf die Erkundigung nach seinem Befinden, fing er meist an, kläglich zu seufzen: «Ach Gott, elend genug!» Doch kaum hatte er das gesagt, so kam schon unversehens ein Geistesblitz aus seinem Munde oder eine verbindliche Artigkeit, welche die Gemüter und Gesichter erhellten. Er mochte selber noch so seufzen, seine Nebenmenschen stimmte er fröhlich, und noch so niedergeschlagen sein, im traulichen Kreise vergaß er sich und seine Leiden, um nur mit den Anwe-

senden zu fühlen. Sah er ein Kind im Zimmer, so gehörte er zuallererst dem Kinde. Wenn er dann schied, so hatte man eine Stunde erhöhter Lebensgegenwart genossen; und niemand, wer er auch sein mochte, der nicht urteilte: «Widmann ist doch wirklich ein reizender, liebenswürdiger Mensch!» Er war aber noch mehr als ein reizender, liebenswürdiger Mensch, nämlich ein einzigartiger Mensch, der mit dem Zauber seiner persönlichen Gegenwart groß und klein gefangennahm und selbst den sich Sträubenden zur Sympathie zwang. Wenn ich mich nun frage, woher er diesen Zauber seiner Gegenwart bezog, so finde ich: aus einem Verein von vielen seltenen Eigenschaften und Tugenden.

Zunächst, wenn er kam oder wenn man zu ihm kam, war er immer ganz da, nicht zur Hälfte mit den Gedanken abwesend wie wir anderen Leute. Sein Dasein bedeutete mithin Gegenwart; Gegenwart aber ist eines der allerseltensten Güter der Erwachsenen; nur das Kind weiß sonst, was Gegenwart ist. Und weil er gegenwärtig war, so hatte er Augen und Ohren offen und konnte an allem, was vorkam oder was gesprochen wurde, und wäre es noch so unbedeutend gewesen, mit wachem Geiste teilnehmen. Es war schwer, Widmann zu langweilen; um das zu können, mußte man schon ein ganz ungewöhnlicher Greuel sein. Da aber die Unterhaltung der Menschen sich meistens mit unbedeutenden Dingen beschäftigt, so ist ein ausnehmend gescheiter Mann, der trotz seiner geistigen Überlegenheit selbst auf die unbedeutendsten Gespräche eingehen mochte, der nach den entferntesten Verwandten sich teilnahmsvoll erkundigte und mit den kleinsten Kindern spielte und tändelte, eine ebenso seltene wie herzwinnende Erscheinung. Sodann war Widmann eine durch und durch gesellige Natur, ich meine, ihm war Gesellschaft Bedürfnis. Er taute auf, wenn er Menschen sah. Anspruch auf Geist machte er bei ihnen nicht, denn den Geist hatte er selber. Wenn nur etwas um ihn lebte; je einfacher, munterer und natürlicher, um so lieber. Kinder und Tiere waren ihm nötiger als hochgebildete Ge-

sprache. Im Alter überwog dann die Bequemlichkeit, verbunden mit körperlichen Gebrechen (Schwerhörigkeit), über das Gesellschaftsbedürfnis; doch kann ich mir selbst den alten Widmann nicht gut ohne ein Hündchen und eine Schar Kinder und Großkinder vorstellen.

Seine Anschlußfähigkeit wurzelte übrigens nicht einzig in dem Gesellschaftsbedürfnis, er war zugleich ein Menschenfreund. Er hielt jeden Menschen, von dem er nicht das Gegenteil wußte, für gut und entdeckte in jedem Besucher wundersame, interessante Eigenschaften, genau wie einst seine Eltern. Für wie viele seiner Gäste hat er sich während seines Lebens begeistert! Weil er aber Menschenfreund war, so konnte er sich auch rasch nach allen Seiten anschließen. Darum zählte er mit der Zeit so viele Freunde und Bekannte allerorten. Aus demselben Grunde gelang es ihm auch kaum je, einen Menschen persönlich zu beleidigen, so aggressiv er mitunter in seinen Schriften sein konnte. Selbst mit seinen Erz- und Leibfeinden, den Pfaffen, ging er im Privatleben ganz gemütlich um. Während so manche Menschen eine wahre Sucht zu haben scheinen, dem Nebenmenschen Schnödigkeiten an den Kopf zu werfen oder ihn mit bissigen Bemerkungen zu kränken, hielt es Widmann gerade umgekehrt: er verspürte das Bedürfnis, einem etwas Verbindliches zu sagen. Hierin offenbarte sich sein österreichisches Geblüt.

Ferner—und hiemit komme ich auf einen Hauptpunkt: Widmann war gutherzig. Wo er auch war, wohin er reiste, er trug seine Herzenswärme mit sich, die nun, er mochte tun oder sagen, was er wollte, auf seine jeweilige Umgebung ausstrahlte und intensiv gespürt wurde. Kein Wunder, daß man ihn gern haben mußte. Von dieser Gutherzigkeit wissen zahllose jüngere Leute zu erzählen, denen er ohne besonderen Anlaß, ohne Anspruch auf Wiedervergeltung, aus rein natürlicher Helferfreude und Menschenliebe nach Kräften den Weg zu ebnen suchte. Und nicht nur gutherzig, auch großherzig war er. Nie ist ein Mensch ferner von

Neid und Mißgunst geblieben; auch die Rache kannte er nicht. Einer mochte ihn noch so schwer beleidigt haben, nach einiger Zeit hatte er es vergessen; er war imstande, denselben Menschen, der ihn öffentlich verlästert hatte, gegen unbilliges Urteil in Schutz zu nehmen und, wenn es not tat, mit Geld zu unterstützen. Hier, wo ich von der Gutherzigkeit Widmanns spreche, darf ich nicht unterlassen, mitzuteilen, daß die Gutherzigkeit eine ererbte Eigenschaft war, die er mit seinen Eltern und seiner Schwester teilte. Sowohl sein Vater, der Pfarrer von Liestal, wie seine Mutter wetteiferten darin; wo man anderswo zischelt und lästert, da lächelte man im Pfarrhaus zu Liestal.

Endlich, ein zweiter Hauptpunkt: Widmanns Geist. Über die ganz eigentümliche Art seines Geistes sollte und wird wohl auch einmal eine besondere Abhandlung geschrieben werden. Es war ein scherzhafter Anmerkungsgeist, der im Gedankenspiel und auch im Wortspiel an der unerwartetsten Stelle anmutig hervorhüpfte und wie ein freundliches Sternchen leuchtend aufblitzte. Nie und nimmer ein gesuchter Witz, nie eine absichtliche Geistreichheit, nie eine schnoddrige selbstbewußte und selbstgefällige Stiltänzerie, wie so viele andere geistreiche Feuilletonisten sie sich erlauben; er konnte einfach nicht anders. Ob er im Krankenbett vor Schmerzen stöhnte, es entschlüpfte ihm zwischen dem Stöhnen sicherlich irgendeine geistvolle Bemerkung. Denn er war im Privatleben genau so geistreich wie in seinen Schriften. Das sprudelte und quoll nur so heraus. Und darum wirkte seine Gegenwart unter allen Umständen erfrischend, denn Geist bringt Glanz und Lächeln in die harte, nackte Welt. Und wie reich sprudelte der Quell, wie erquickend und köstlich! Oft zum Aufjubeln vor Vergnügen. Nur ein Beispiel für unzählige. Einmal hatte er eine Fidelio-Aufführung zu besprechen, bei welcher der Gefangenenchor greulich falsch gesungen hatte. «Nun», bemerkte Widmann, «das läßt sich entschuldigen; die Gefangenen werden wohl in Einzelhaft gegessen haben.» Dem griesgrämigen, mißlauni-

schen Verruf des Wortspiels trotzte er. Wortspiele machten ihm Vergnügen; warum auch nicht? Die geistreichen Franzosen verschmähen ebenfalls nicht das Wortspiel. Man höre zum Beispiel folgendes Wortspiel Widmanns. Als Zola seinen letzten langweiligen Bandwurm herausgab, urteilte Widmann: «Er ist Zo-lala!» Oder dieses: «Es wird immer Leute geben, denen die nackte Monna Vanna ein Wonne-Manna ist.»

Und nun rechne man die genannten Eigenschaften zusammen und noch einige dazu, die ich nicht genannt habe, so wird auch der Fernstehende ahnend begreifen, warum man freudig aufjubelte, wenn Widmann ins Zimmer trat, denn Licht und Wärme brachte er mit; und auch das begreifen, daß nach seinem Tode eine wahre Explosion von trauernder Liebe im ganzen Schweizerlande erfolgte; eine allseitige Liebesdemonstration, wie sie wohl seit Menschengedenken über keinem anderen Grabe sich ereignet hat. Ewig Jammer und Schade, daß sie sich nicht zu seinem siebzigsten Geburtstage offenbaren konnte. Wohl wußte er ja, daß er hier und dort manch ergebenes Herz hatte, allein das waren stille, vereinzelte Huldigungen, und die einen wußten nichts von den andern. Erst nachträglich hat sich gezeigt, was weder er noch sonst jemand wissen konnte: daß es das ganze Volk gewesen ist, das ihn liebte.

ZEDER UND PFLANZSCHULE

Meine Winterthurer Oasen

Ich war ein fünfzehnjähriger Schulbub, da wurde uns verkündet, wir dürften zusammen, mein Bruder und ich, in den Sommerferien unsere neue, junge, frisch aus Indien zurückgekehrte Tante auf acht Tage besuchen. Die Tante, hieß es, wohne in Winterthur, in der ‚Zeder‘. Winterthur, wo ist denn das gleich? Irgendwo hinter Zürich. Ich glaube, im Kanton Thurgau. Oder dort herum. Zeder? Nun ja, Indien, Palmen, Zedern – das stimmte. Aber wieso Zedern in Winterthur? Konnte sie denn die aus Indien mitnehmen? Die Zeder war uns nicht ganz klar. Überhaupt war uns vorderhand vor der fremden hinzugeheirateten Tante ein bißchen bange. Musikalisch sollte sie sein und hochgebildet. Genial, aber doch freundlich. Kann man denn hochgebildet und doch freundlich sein? Nach unsern Lehrern zu schließen, nur sehr mäßig. Und genial, was ist das eigentlich? Jedenfalls etwas Unheimliches. Mit freundlichen Ermahnungen gestärkt (die Kleider ordentlich auf den Stuhl legen, den Schwamm aufhängen, einander helfen, den Scheitel gerade kämmen, und so weiter), machten wir uns auf die weite Reise. Wo Winterthur lag, das wußte zum Glück die Eisenbahn. Die Zeder aber enträtselte sich als ein ganz sitztesames europäisches Wohnhaus, das nicht das mindeste Tropische an sich hatte. Mit Ausnahme des Salons im Hinterhause! Mit den Fenstern gegen die Anlagen. Der war wie aus einem Märchenpalast. Gewölbte Decke, rote Tapeten, wunderschöne Teppiche, Möbel, Nippsachen, und der ganze Raum von fabelhaften Wohlgerüchen durchduftet. Sogar das Holzwerk darin roch aromatisch. Hinter der Wand in einem Nebenhause geisterte es. Kirchner wohnte dort, und man hörte ihn zuweilen ein paar Akkorde auf dem Klavier anschlagen. Neben diesem mär-

chenhaften Feenzimmer, hinter der andern Wand in einem schmalen, länglichen Gemach, waren wir einquartiert. Am nächsten Morgen, ehe ich aufgewacht war, quollen in meinen Schlummer himmlische Töne aus dem Märchenzimmer, so unaussprechlich schöne, daß mir ganz selig davon wurde. Es klang wie Engelsgesang. Ich hatte zwar auch schon Klavier spielen gehört. ‚Les cloches du monastère‘, ‚Le réveil du lion‘ und dergleichen. Sogar singen: die schauerhafte ‚Gnadenarie‘ und den geschwellenen ‚Wanderer‘. Aber das war heute eine ganz neue Gattung von Musik und Klavierspiel, von der ich noch keine Ahnung hatte und die mir zu innerst ins Herz drang, so weich und so heilig, halb Harfe, halb Orgel. Als ich mich dann zum Frühstück meldete, erwies es sich, daß es die Tante war, die Klavier gespielt hatte. «Und was ist denn das für eine himmlische Musik gewesen, die du gespielt hast?» «Aha, gelt, der Bach gefällt dir auch, ich glaube wohl.» «Und wie hast du denn das gemacht, daß die Töne so wundervoll ineinander rauschten wie eine Harfe?» «Das habe ich nicht gemacht, das hat der Komponist gemacht, das liegt in den Noten.» Und zeigte mir die Noten. «Siehst du, das da.» Es war ein C-Moll-Stücklein aus den ‚Etudes pour les commençants‘.

Von da an mußte sie mir Tag für Tag Bach spielen. Je mehr, je öfter, desto lieber. Ich wollte nichts anderes hören, nichts sehen als nur ewig im Feenzimmer den Bach genießen, und am liebsten immer die nämliche Nummer in C-Moll. Angebliche Vergnügungen, freundlich zu unserer Unterhaltung ersonnen, bedeuteten mir nur unwillkommene Unterbrechung. Einmal gab es ein Kinderfest, Knabenschießen oder so etwas, irgendwo in der Nähe, auf einer Wiese gegen Töb. Ein anderes Mal führte sie uns nach dem Rheinfall und nach Schaffhausen. Wir kamen zu spät an die Eisenbahn. Der Zug war schon im Gang. Da gönnte die Tante dem Stationsvorsteher ein Lächeln, und siehe da, wahrhaftig, der Zug stand wieder still, um uns aufzunehmen, worüber wir gewaltig

erstaunten. Wir hatten bisher noch nicht gewußt, daß man einen fahrenden Eisenbahnzug mit einem Lächeln stillstellen könne. Am Rheinfall benahmen wir uns als echte, dumme Schulbuben, kreischend, wenn die Wellen ins Boot schlugen, was uns pädagogisch als ‚gschämig‘ verwiesen wurde. Das alles nahm ich mit, weil ich mußte, wie eine Strafaufgabe, froh, wenn man wieder in die wonnige Zeder, zum Bach heimkehrte.

Da sagte die Tante eines Tages zu mir: «So spiele doch selber deinen Bach, wenn du solch eine Freude daran hast.» «Aber ich kann ja gar nicht Klavier spielen; ich kenne ja nicht einmal den Baßschlüssel, habe auch keine Idee, was die bösen gefährlichen schwarzen Tasten bedeuten.» Denn es beschränkte sich meine ganze bisherige Musikkunst auf Trommel und Gitarre. «Ach was», sagte die Tante, «den einfältigen Baßschlüssel und die schwarzen Tasten lernst du in zwei Minuten.» «Aber ich habe doch nie im Leben Fingerübungen gemacht!» «Fingerübungen, das ist bloß für die gewöhnlichen Leute. Menschen wie unsereins brauchen so etwas nicht.» Menschen wie unsereins? Was war jetzt das für eine merkwürdige Sprache? Ich hatte bisher nichts anderes gewußt, als ich sei dumm, und nun redete plötzlich die Tante so, daß man fast hätte meinen können, sie rechne mich zu ihr und zu den ungewöhnlichen Menschen? «Unsereins!» Ich genas nicht vom Staunen.

Inzwischen legte sie mir eines meiner Lieblingsstücke vor, das winzige Adagio in D-Moll, buchstabierte mir den Baßschlüssel, manövrierte die Finger auf die richtigen Tasten. Unglaublich viele Finger auf einmal. Beide Hände voll. «So, jetzt brauchst du nur mit den Fingern zu drücken, das ist das ganze Kunststück.» Und wahrhaftig, es gelang. Nachher mußte ich ihr das nämliche Stück selbständig spielen und später noch ein zweites Stück. Damit ging der kurze achttägige Ferienaufenthalt zu Ende. Zum Abschied schob sie mir ein Büchlein in die Hand. «Dieses Büchlein», bemerkte sie nachlässig, «kann dir vielleicht für deinen Fe-

rienaufsatz ein paar Gedanken geben.» Dann reisten wir aus dem Ferienpalast, der Zeder, wieder heim in die Schulwüste.

So unbedeutend dieses erste Winterthurer Erlebnis sich anhört, so hatte es doch für meine ganze innere Entwicklung die wichtigsten und nachhaltigsten Folgen. Von dem Büchlein, das mir die Tante beim Abschied in die Hand nötigte, datiere ich mein geistiges Erwachen.

Ein Jahr vorher war ich noch Kadetten-Tambourmajor gewesen und hatte noch mit Bleisoldaten gespielt, ein Jahr später war ich ein ernster und ernst zu nehmender Denker, dessen Gedanken sich von meinen heutigen Gedanken nicht wesentlich unterschieden. Ich darf das Zauberbüchlein nennen, warum denn nicht: «Diätetik der Seele» von Feuchtersleben. Das Stücklein Bach wiederum, das sie mich gelehrt hatte, bewirkte ein zweites Wunder. Ich wurde in Liestal einmal von meinem Freund Widmann dabei überrascht, wie ich das Sätzlein für mich spielte. «Was», schrie er, «das warst du, du spielst Klavier! Du, und dazu noch Bach!» Im Pfarrhaus machte er ein gewaltiges Geschrei: «Er spielt Klavier, er spielt Bach!» Ich mußte mein Kunststücklein zum besten geben und wurde daraufhin als musikalischer Wunderbub begrüßt. Der musikalische Wunderbub entpuppte sich zwar in der Folge als ein elender Klavierstümper, allein jener Tag erschloß mir den täglichen traulichen Verkehr mit der Familie Widmann, der für mich von der allerhöchsten Bedeutung werden sollte. Das verrät schon der Name, den ich dem Pfarrhaus Widmann gab: «Das Paradies auf Erden.» Also auch das verdankte ich der Tante. Und noch mehr. Das Bewußtsein, von einer hochstehenden Frau ausgezeichnet und bevorzugt zu werden, gab mir ein Stücklein Glück und Trost und Halt in meinen Kämpfen mit den Lehrern. Wenn die Lehrer wieder keiften, zuckte ich fortan überlegen lächelnd die Achseln. «Scheltet, so viel ihr wollt; wenn meine liebliche indische Fee herbeigeschwebt käme, so würde sie euch sämtlich stehenlassen mit all

eurer Weisheit und sich zu mir wenden.» Ich hatte also künftig gegenüber meinen bedenklichen Schulzeugnissen ein holdes weibliches Oberurteil. Und der Frauen Gesetzbuch, Gott sei Dank, ist nicht die lateinische Grammatik. Angenommen, es wäre jenem ersten Besuch kein zweiter nachgefolgt, so würde doch schon wegen dieses einzigen meine Tante einen Namen verdient haben, den ich ihr in der Folge erteilte: «Eugenia», das heißt: mein guter Genius. Es sollte aber noch besser, ich meine, noch höher kommen.

Zwei Jahre später wurde dem nunmehr Siebzehnjährigen ein zweiter Besuch in Winterthur erlaubt. Und diesmal war ich allein, denn mein Bruder hatte seine besondere Ferienverlustigung am Frankfurter Schützenfeste. Diesmal war der Oasen-Charakter von Winterthur noch deutlicher ausgesprochen als früher, das heißt gegensätzlicher; denn in der Heimat stand es nicht mehr gut für mich. Mein Freund Widmann war verreist nach Heidelberg auf die Universität, und ich hatte niemand außer meiner lieben Mutter und etwa noch meinem Bruder, der mich nicht als verfehlt, verschupft und mißraten betrachtet hätte. Dagegen im fernen Winterthur, bei meiner Tante, da stand es anders. Durch brieflichen Verkehr und ihre gelegentlichen flüchtigen Besuche in Liestal waren wir einander nähergekommen. Wir hatten ein Freundschaftsbündnis geschlossen auf Eins und Unsereins, und der Beständigkeit dieser Freundschaft, der ganzen Welt zum Trotz, war ich sicher. Ich reiste daher diesmal nach Winterthur mit den Seufzern der Erlösung und freudiger, jubelnder Erwartung. Freilich, im letzten Augenblick begann ich von neuem zu zagen. Es kam mir trotz allen Beweisen so unglaublich, beinahe unnatürlich vor, daß mich bescholtenen Schulbuben jemand ein bißchen gern haben und wertschätzen könnte, zumal eine so gefeierte Frau, deren Name bei uns daheim mit flüsternder Ehrerbietung ausgesprochen wurde, fast wie der Name eines höheren Wesens. Auch die neue unbekannte Wohnung beunruhigte mich

ein wenig. Die Tante wohnte nämlich nicht mehr in der ebenebenen Zeder, sondern in der ‚Pflanzschule‘. Pflanzschule? Was ist jetzt das aber für eine Botanik? Offenbar eine Stadtgärtnerei. Folglich stellte ich mir das Haus umringt von zwerghaften Tannenwäldchen und unabsehbar weiten Gemüsefeldern vor. Sonderbarer Einfall: ein Gewächshaus zum Wohnort zu wählen; das kann doch nicht behaglich sein in den schmalen, feuchten Gängen zwischen aufgetürmten Blumentöpfen. Ist denn überhaupt Platz dazwischen für Tische, Betten und Klavier? Und den ganzen Tag die Gärtnerjungen mit den Gießkannen! Vermutlich Verwandtschaftsgründe oder so was.

In Winterthur angekommen, ließ ich mir Straße und ungefähre Lage der Pflanzschule erklären, aber nirgends konnte ich die Tannenwäldchen und Kohlfelder erblicken. In einem Garten sprangen zwei lustige Kinder umher, und aus dem Hause hinter dem Garten tönte von ferne eine wunderschöne Musik, der ich ergriffen lauschte. Nachdem die Musik verklungen war, fragte ich die Kinder um den Weg nach der Pflanzschule, und siehe da, wahrhaftig, das eben war die Pflanzschule. Ohne jede Botanik, ohne Gärtnerburschen, ohne Gießkannen, und die Musik kam von der Tante. «Oh, was für ein wunderbares Musikstück hast du soeben gespielt?» «Eine Sonate von Beethoven.» «Oh, zeig, zeig, bitte, bitte, spiel mir sie.» Es war die F-Dur-Sonate, jene mit dem fugierten Presto im letzten Satz.

So fing die schöne goldene Zeit gleich hoch oben an und dauerte all die seligen zwei Wochen, wie in den obersten Räumen der Seele. Ich brachte nämlich einige Eigenschaften mit, welche die Stimmung hoch über das Leben des Alltags hoben; neben Jugendfrühling und überquellender Gesundheit ein Herz voll Schönheitsdurst, Reinheit der Gedanken bis in die entlegensten Winkel und den sehnsüchtigen Willen, einmal etwas Großes zu leisten. Den Segen darüber sprachen die Beethovenschen Sonaten. Sie waren mir neu und wurden mir eine Offenbarung.



Sophie Brodbeck-Ernst,
später Frau Joseph Viktor Widmann

1856–1911

Der Einfluß dieser Offenbarung auf meine spätere Entwicklung kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Alles, was ich auf dem Gebiete der Kunst in der Folge wurde und was ich heute bin, habe ich von damals. In jenen Tagen lernte ich vor der Kunst die Demut, die Ehrerbietung, die Entsagung fühlen. In jenen Tagen wurde ich für immer vor Puscherei, vor Geniefaxen, vor den Anfechtungen der Mode und der Weisheit gefeit. Wenn einer meine Biographie schreiben will, so muß er der Pflanzschule ein besonders großes und leuchtendes Kapitel widmen und als Titel darüber setzen: «Der Künstler». Denn ich war ein innerlich fertiger Künstler, längst ehe ich ein Dichter wurde. Und dazu das Freundschaftsglück, die seelische und herzliche Übereinstimmung, das hochfliegende und reine Eins und Unsereins, das Dolce far niente mit Musikbegleitung in einem nämlichen Märchenheim wie einst in der Zeder. Denn die wundersamen Teppiche und Nippsachen, die indischen Wohlgerüche waren ja in die Pflanzschule hinübergewandert, und die Hauptsache, die Tante, ebenfalls. Wie hatte ich mich zwei böse unendliche Jahre lang nach ihr geseht. Und jetzt, als die Erfüllung gekommen, wollte ich sie auch genießen, und zwar allein. Ich begehrte nichts außer ihr und duldeten niemand außer ihr. Und das Tausendwunderheim ihres indischen Salons erschien mir als der einzige richtige Rahmen ihrer Gegenwart. Aus diesem Raum war ich gar nicht wegzubringen.

In Winterthur gab es Straßen und Häuser. Von denen nahm ich gar keine Notiz. Höchstens die Musikalienhandlung und der Zuckerbäcker, bei welchem ich einmal für die Kinder Zeltli kaufte. Eine unglaubliche Menge von Verwandten wohnte in der Stadt. Viel zu viel nach meiner Meinung. Die lehnte ich alle ab. Ihre liebenswürdigen Freundlichkeiten, ihre Einladungen waren Wasser über eine Ente. «Meine Schwester! Willst du gegen meine Schwester unfreundlich sein?» Ich erstaunte, ich begriff nicht. Ihre eigene Mutter, ihre Kinder, die im nämlichen Hause, sogar

in den nämlichen Zimmern wohnten, empfand und behandelte ich als lästige Zugabe, Besuche als unerträglichen feindlichen Einbruch.

Leider gab es um Winterthur auch eine sogenannte Natur. Und die Tante, die außer an die Kunst auch an die Natur glaubte, hielt es für ihre Pflicht, mir die Natur von Winterthur vorzustellen. Das gab jedesmal ein Ächzen, Stöhnen und mühsames Unterhandeln, bis sie mich aus dem wonnigen Musikzimmer heraus hatte ins Freie, das heißt in die nüchterne Wirklichkeit. Laß sehen, wo hat sie mich alles hingeschleppt. Einmal zu einem fernen Forsthaus, hoch oben auf einem waldigen Berggipfel. Dort habe man eine weite Aussicht. Bis zum Säntis! Als ob der etwas Sehenswertes wäre! Der Säntis! Einzig die Tante war für mich sehenswert. Dann zur Kyburg, in der Meinung, mir das Schloß zu zeigen. Das Schloß anzusehen weigerte ich mich. Ich begnügte mich mit dem grünen Wald darunter. Ein anderes Mal fuhr man im Wagen über ein abenteuerliches Städtchen Elgg nach einem weltentlegenen Nestchen namens Aadorf, zu einem Pfarrer. Und siehe da, unterwegs kam wiederum der Säntis. Ferner erinnere ich mich eines großen Teiches oder Weiher, neben dem wir auf einem Rundgang aus einem Wald heimkehrten. Irgendwo gab es eine sogenannte Schlangemühle und natürlich immer von neuem das unvermeidliche Töß. Ich weiß nicht, stimmt es zur Geographie, aber wenigstens nach meiner Erfahrung kommt der Mensch, nach welcher Richtung er auch aus Winterthur auszieht, auf dem Rückweg unfehlbar nach Töß. Einem Ausflug indessen sah ich mit freudiger Spannung entgegen, nach Pfungen. Dort wohnte eine ägyptische Schwägerin, von welcher die Tante behauptete, sie spiele noch besser Klavier als sie selber. Die Abencerragen-Ouvertüre von Cherubini wurde mitgenommen, und da ich in meinem Leben noch keine Note von Cherubini gehört hatte, war ich aufs äußerste gespannt, wie der klinge. Einleitung und Thema enttäuschten mich, hingegen die Moll-Kantilene des

Allegro weckte meine inbrünstige Bewunderung, wie ich denn noch heute die Moll-Kantilenen in den Cherubinischen Ouvertüren zu den beglückendsten Offenbarungen der Musik zähle. Außerdem spielte mir die ägyptische Schwägerin einige Takte aus dem letzten Satz der As-Dur-Sonate, jener mit den Variationen im ersten Satz. Dafür habe ich der längst Verstorbenen einen treuen Dank bewahrt. Besser gefiel mirs, wenn man sich einfach im nächsten Walde niederließ. Dann zeichnete ich entweder etwas oder las der Tante aus ihren Lieblingsgedichtbüchern vor, von ihrem Lehrer Mörike, von Geibel, von Goethe. Allein das war mir Nebensache. Ich hatte zur Poesie kein inneres Verhältnis.

Eines Tages fragte sie mich, ob ich nicht statt ihrer eine Harmonie-Unterrichtsstunde nehmen wolle, sie wäre nicht aufgelegt und möchte doch dem Lehrer nicht absagen. Also bekam ich eine Harmonielehrstunde, die einzige meines Lebens. Ah, wie ich dem Lehrer andächtig lauschte. Ja, wenn man solchen Unterricht in der Schule bekäme statt des abscheulichen Cicero! Diesem Lehrer war ich ergeben. Ich wollte seine unscheinbare Person sogar zum Thema meines Ferienaufsatzes wählen. Lorenz hieß das Männlein. Und ‚Der Stubengelehrte‘ sollte der begeisterte Aufsatz heißen. Doch die Tante konnte sich nicht mit diesem Aufsatzthema befreunden, so daß es unterblieb.

Es waren Wochen des höchsten wolkenlosen Seelenglückes. Zweimal in meinem Leben bin ich wochenlang wunschlos selig gewesen. Das erste Mal als zweijähriges Kind in Waldenburg, das andere Mal als Siebzehnjähriger in der Pflanzschule. Und das Geheimnis solchen Glückes? Einander Tag für Tag von Morgen bis Abend gegenwärtig sein und stündlich gern haben!

Zum Abschied beschwor sie mich, daheim geduldig auszuhalten und keine Katastrophen anzustiften. Der Ermahnung gehorchte ich, so gut es ging, weil sie von ihr kam. Aber schwer wars, denn die Jugend tut weh und die Geburt unförmlich gro-

Ber Geisteskinder noch weher, namentlich wenn statt eines Geburtshelfers Kindleinfresser am Wochenbett doktern.

Und noch einmal, im Jahre darauf, in den Herbstferien bekam ich die Pflanzschule zu kosten. Ich war unterdessen aus Gnaden und Barmherzigkeit, mit Mühe und Not, auf die Universität gerutscht. «Nicht ganz unwürdig», lautete mein Abgangszeugnis. Wenn man meinen Lehrern, wenn man mir damals gesagt hätte, ich würde einmal Ehrendoktor werden! Und noch etwas viel Wichtigeres war inzwischen geschehen; ich hatte meinen Lebensberuf gewählt, nicht den äußern, den Juristenberuf, der ging mich nichts an, sondern den innern. Ich hatte mich im Oktober des vorigen Jahres, also bald nach meinem Besuch in der Pflanzschule, der Dichtkunst verschworen oder vielmehr dem, was ich für Dichtkunst hielt. Warum gerade der einzigen Kunst, zu der ich kein Verhältnis hatte und von der ich nicht das mindeste verstand? Das kann ich Ihnen natürlich nicht so beiläufig mit wenigen Worten erklären. Kurz, ich kam diesmal als vermeintlicher Dichter in die Pflanzschule. Aber diesmal nicht allein, sondern in Begleitung meines Freundes Widmann, der auf dem Wege zu Pfarrer Vögelin in Uster einen Abstecher nach Winterthur mit mir machte. Kaum angekommen, fing ich an, das zu tun, was ich dichten nannte. Keine Verse, nicht einmal Sprache. Derselbe frühreife Bursch, der mit sechzehn Jahren als Maler und musikalischer Wunderbub entdeckt worden war, brauchte nachher elf Jahre dazu, um nur zu begreifen, daß man zum Dichten der Worte bedürfe, und mehr als zwanzig Jahre, bis er die ersten reimlosen Verse zu schreiben wagte.

Hinter der Pflanzschule, in den Reben, war ein Gartenhäuschen. Dort drinnen stellte ich mich alle Tage auf und las stundenlang an den kahlen Wänden Visionen ab. Zu dieser Art Dichtung schüttelte die Tante bedenklich den Kopf, und ihr Glaube an meine künftige Bedeutung begann zu wanken. Leicht begreiflich, denn das Klarste, was einstweilen bei meinem Dichten her-

ausschaute, war, daß ich immer unausstehlicher wurde. Ein Beispiel: die Tante nötigte mich eines Abends in ein Gastmahl neben eine stadtbekannte schöne Frau, mit dem Auftrag, mich pflichtschuldigst in sie zu verlieben. Warum nicht gar! Mich verlieben! Ich verliebte mich damals nicht so leicht, denn ich war spröde, eigensinnig und treu wie ein Mädchen. Kein Wort sprach ich mit der schönen Winterthurerin und sie kein Wort mit mir; wir glotzten einander feindselig an wie zwei Porzellanhunde.

Dagegen mit Widmann und seinem Dichten verstand sich jetzt die Tante besser. Der bekundete in seiner gemütvollen Art sofort eine unbändige Freude an den reizenden Kindern; sie waren auch wirklich reizend, wenn man sie bemerkte. Er sprach ehrerbietig mit der hochgebildeten feinsinnigen Mutter der Tante und wußte auch etwas Gescheites zu sprechen. Er brachte seinen unvergleichlichen Geist und Witz mit. Er verstand, was wenige Menschen verstehen und ich damals am allerwenigsten, in der gegenwärtigen Stunde ganz aufzugehen. Er interessierte sich für alles und ging freudig auf jeden Vorschlag ein, sogar nach Töb! Kurz, er übte, ohne es zu wollen, den Zauber aus, der ihm innewohnte und der ihm alle Menschen gewann. Überdies schüttelte er geistreiche Gedichte zum Preise des Hauses und der liebenswürdigen Gastgeberin aus dem Ärmel, echte Gedichte in Sprache, Versen und Reimen, die man sehen und lesen und hören konnte. Und noch ein wichtiger, vielleicht entscheidender Umstand: Ihm ging ein wenig Ruhm voraus, und er brachte eine literarische Leistung mit: das Manuskript zu dem Märchenepos «Der geraubte Schleier», das bald darauf durch die Vermittlung der Tante gedruckt und verlegt werden sollte, ich glaube, beim «Landboten». Kein Wunder, daß er dringend gebeten wurde, aus Uster zurückzukehren, und daß er die Einladung begeistert annahm, denn auch er stand seit der ersten Minute im Banne der Pflanzschule. Wie er dann wiederkehrte, geriet in einem herrlichen Dreibund eine wahre Orgie der Freundschaft. Meine beiden teuersten Men-

schen gleichzeitig gegenwärtig und mit mir vereint, was konnte mir Lieberes geschehen? Sogar ein Vierbund, denn mein Bruder wohnte ja jetzt in Winterthur, als Anfänger in einem großen Kaufmannshause angestellt. Und der half in den Abendstunden nach Geschäftsschluß lebhaft mit. Die Grundstimmung war jauchzende Fröhlichkeit. Einmal stiftete ich zu Ehren der Mozartschen G-Moll-Symphonie, die mirs neuestens angetan hatte, eine Hausandacht. Eine Art Abtei wurde errichtet und am hellen Tage Weihkerzen angezündet. Ein anderes Mal schrieben Widmann und ich einander Briefe mit eigenhändig illustrierten Adressen, die uns dann von dem gestrengen, mürrischen eidgenössischen Postamt mit entrüsteter Verwarnung zugestellt wurden.

In ernsteren Stunden sang Widmann mit seiner wohl lautenden Stimme die Stradella-Arie: «Se i miei sospiri.» Oder wir spielten vierhändig Klavier, bald er, bald ich mit der Tante oder ich mit ihm. Als die Tante eines Nachmittags auf Besuch sich entfernen mußte, erhielten wir von ihr eine gemeinschaftliche Aufgabe: «Dichtet unterdessen etwas Schönes.» Und wir dichteten aus Leibeskräften, er auf dem Papier, ich an den Wänden herum. Als sie zurückkam, überreichte ihr mein Freund ein reizendes Gedichtchen. «Und du, Carl?» Nichts! Ich meinte im reinsten Überglick zu schwimmen, noch schöner als im vorigen Jahre. Allein ich täuschte mich. Nicht etwa ein Schatten von Eifersucht, bewahre, dafür war unsere Freundschaft viel zu hoch und zu groß. Aber ich hatte den Wurm des Unfriedens in mir, den Schaffenskummer, da ich leidenschaftlich etwas wollte, was ich nicht konnte, nämlich das Dichten. Mein Frohsinn tanzte auf schwarzem Grunde, und wenn ich übermütig jauchzte, so geschah es, um nicht zu verzweifeln.

Mein Freund reiste etwas früher ab als ich, nach Heidelberg über Stuttgart. Ich erhielt von der Tante den Auftrag, ihn bis Konstanz zu begleiten, mit der Aufmunterung, auf dem Rückweg zu Fuß über den Berg nach Weinfeldern zu wandern, wo –

wie sie sagte – sehenswerte Verwandte wohnten. Der Berg sei nicht hoch, tröstete sie, durchaus unschädlich. Das geschah denn. In Konstanz gab es nichts Bemerkenswertes. Das Konzil, das wußten wir, war ja längst vorbei, und Konstanz ohne Konzil...! Mein Freund bestieg ein Schiff, und ich schaute, neben dem Leuchtturm stehend, ihm unverwandt nach, und wir winkten einander zu, so lange man sich sehen konnte, bewegt und ernst, mit den Gedanken ratend, was wohl das künftige Jahr uns bringen würde, ob Gutes oder Böses. Am folgenden Tage machte ich mich zu Fuß nach Weinfelden auf. Die bequeme Wanderung von Konstanz über den unverhofft niedrigen Berg, auf der herbstlich umnebelten Landstraße, im einsamen Tannenwalde, ja, so eine Natur mundete mir, die ließ ich mir gefallen. Dabei gab es viel zu ahnen und zu fühlen. In Weinfelden erspähte ich die sehenswerten Verwandten weit abseits in den Reben, in einem einzel stehenden Hause, halb Schloß, halb Bauernhaus, ich weiß es nicht mehr genau. Ein junger, starker, stattlicher Mann waltete darin, halb Junker, halb Bauer, der mich fortwährend mit klugen Augen stumm betrachtete. Das Sehenswerteste schien mir seine Schwester. Mit dieser lebte ich sofort in menschenfreundschaftlichem Einverständnis. Wir spielten zusammen die D-Dur-Symphonie von Haydn, jene, die alle Leute, die sie hören, inwendig gutartig macht, obschon mans von außen nicht immer merkt.

Im folgenden Jahr, wo ich mich überhaupt mit Weltverbesserungen beschäftigte, wußte ich ein unfehlbares Mittel, alle bösen Menschen urplötzlich in gute zu verwandeln: mit einem Orchester die Dörfer durchziehen und dem Volke die Haydn'schen Symphonien vorspielen, vor allem die D-Dur- und die andere D-Dur-, die Jagdsymphonie!

Nur ein paar Stunden war ich in Weinfelden, aber die D-Dur-Symphonie, mir noch neu, grüßte wie Sonnenschein die wenigen Stunden. In den letzten Tagen, ehe ich heimreiste nach Liestal, schenkte mir das Schicksal noch etwas Köstliches. An Stelle Kirch-

ners war ein neuer Musikmeister angelangt. Die Tante, die ihren Kirchner nicht verschmerzen konnte, brachte es nicht über sich, den Ersatzmann anzuhören, und übergab mir ihr Konzertbillett. Ah, was ich da zum ersten Mal hörte! Den letzten Satz der Waldstein-Sonate. Und wie er den spielte! Der ersten Episode, der mit den Triolen, gab er ausgesprochenen dämonischen Charakter. Selten habe ich später wieder so meisterhaft Beethoven spielen gehört. Götz hieß der Meister. Unter uns gesagt, gibt es überhaupt auf Erden etwas Beseligenderes als den letzten Satz der Waldstein-Sonate?

Im folgenden Winter bereitete mir meine Tante noch ein Nachspiel. Sie war am Neujahr zu unsern Verwandten nach Basel gekommen, blieb ein paar Wochen dort, und jeden Abend spät in finsterner Nacht, ehe ich von der Universität nach Liestal heimreiste, ging ich sie ein paar Minuten besuchen. Dann spielte sie mir den ersten Satz der E-Moll-Sonate opus 90. Der klang in meinem Herzen wehmütig und tragisch, wie ein Abschiedsgruß und eine Todesahnung. Denn ich witterte schon eine schwere Krankheit heranschleichen, die mich im folgenden Monat ergreifen sollte, die einzige schwere Krankheit meines Lebens, die Kinderseuchen abgerechnet. Und als ich im Sommer vollends genesen war, fand ich meine beiden liebsten Freunde, Widmann und die Tante, durch eheliches Verlöbniß auf ewig verbunden.

Goldene Ausnahmstage und -wochen im vergänglichen Leben, von allen guten Geistern gesegnet, von Lebenssonne durchglänzt und durchwärmt wie jene waren, von denen ich Ihnen soeben erzählte, lassen sich nicht in nüchterner Rede überzeugend vermitteln; um ihrem Schönheitsgehalt gerecht zu werden, müßte man sich der Poesie bedienen. In der Tat habe ich mich mein ganzes Leben lang mit dem Gedanken getragen, sie mittelst poetischer Verklärung festzuhalten. Während mehr als vierzig Jahren habe ich immer und immer wieder von neuem eine Dichtung

mit Eugenia als Hauptperson von ganzem Herzen gewollt und mit allem Ernste angegriffen. In jenen Spätsommertagen des Jahres 1869, wo sich entschied, wohnten, in besonderer Schrift in meinen Notizen aufgezeichnet, zwei Pläne halbfertig ausgedacht nebeneinander. Erstens ein Gleichnis «Prometheus und Epimetheus». Zweitens ein Epos «Johannes» oder, das nämliche mit anderem Titel, «Eugenia». Ich schwankte, welchen der beiden Pläne ich zunächst ausführen wollte. Einzelne Gesänge, nicht die besten, sind auch später versucht, geschrieben und gedruckt worden. Noch vor sechs Jahren, nach Vollendung des «Olympischen Frühlings», hoffte ich von neuem, daß mir die Dichtung «Eugenia» gelingen möge. Es hat nicht sein sollen; es hat sich nicht gefügt, und zwingen kann man bekanntlich mit Gewalt nicht. Schade darum, es wäre das liebenswürdigste meiner Werke geworden.

Aber meinen Dank und meine Pietät für die leibhaftige Eugenia still und stumm in meinem Herzen zu verbergen und mit mir ins Grab zu nehmen, einen solchen Gedanken konnte ich nicht ertragen. Wohl sind ja gute Kinder und Kindeskinde da, die wissen, wen sie besaßen und wie viel sie verloren, und die der Dahingeschiedenen die heilige Trauer unvergessender Liebe pietätvoll bewahren. Allein wenn auch noch so viele Kränze einen Sarg bedecken, so will man dennoch seinen eigenen bescheidenen beisteuern, und wenn man die Nächsten vorn im Geleite trauern sieht, so ist es einem unverwehrt, sich hinten im Zuge andächtig anzuschließen. Und so habe ich mir denn gesagt: in der Heimatstadt einer Frau, die zweien Schweizerdichtern den guten Genius bedeutete, dem einen Trost und Erweckung, dem andern sein Lebensglück, in der Heimatstadt darf ich von dieser Frau reden. Häusliches von Privatpersonen öffentlich erzählen, wäre eine Indiskretion; aber wer sich, sei es auf einem Umwege, Verdienste erworben hat, denen die Heimat Dank schuldet, ist keine Privatperson. Ihre Tugenden und Vorzüge, ihre Gestalt,

ihr Wandel gehören ans Tageslicht, damit sämtliche ihr huldigen und danken, alle sie lieben können. Liebe aber begehrt ja auch die intimen Einzelzüge.

Möchte es mir gelungen sein, trotz der Unzulänglichkeit meiner Worte, Ihnen von dem Schönheitsglanz jener begnadeten Tage einen Schimmer, von meinen Dankgefühlen einen Hauch mitzubringen. Dann wird vielleicht dieser und jener von Ihnen, wenn er künftig an der Zeder oder der Pflanzschule vorübergeht, zu sich selber sprechen: «Hier wohnte Eugenia», und ihrem Andenken einen stillen Gruß der Freundschaft zollen. Das wird eine echtere, weil innigere Huldigung sein als eine Gedenktafel.

FRAU JOSEPH VIKTOR WIDMANN †

Es ist rührend, erschütternd und erhebend: Als Widmanns Leiche noch im Hause lag, hat seine Frau, die den Kranken aufopfernd gepflegt, umsichtig alles geordnet hatte, den fürchterlichen Schicksalsschlag gefaßt zu ertragen schien, sich gleichfalls hingelegt und ruhig und einfach erklärt: «Genug, nun will ich auch sterben.» Wir haben sie am Begräbnistage ihres Gatten nicht gesehen; man sprach an jenem Tage von Ermüdung und Überanstrengung, von der Reaktion des Schmerzes nach der künstlich durch Willenskraft aufrechterhaltenen Gefaßttheit, was begreiflich genug schien; aber am Abend schon hieß es, es liege Schlimmes vor, eine ernstlichere körperliche Erkrankung. Und am folgenden Morgen lautete der bedrohliche Bescheid der Ärzte: Lungenentzündung, die nämliche Krankheit, der Widmann soeben erlegen war! Dann hat die ergebene Pflege der Kinder und die Wissenschaft der Ärzte das Leben noch zweieinhalb Wochen hinzuziehen vermocht, die Kranke hat ergeben und geduldig alles über sich ergehen lassen, alles sanft befolgt, was ihr verordnet wurde, dankbar jeden Liebesdienst hingenommen, entschlossen, um der Kinder und Kindeskinde willen selbst das Leben noch weiter zu ertragen, wenn es sein müsse, aber immer wieder sprach aus ihrer Seele das Wort: «Genug, ich möchte am liebsten sterben.» Und sie ist nun schließlich wirklich gestorben, nach schweren Leiden sanft und ohne Todeskampf, und die Ihrigen trauern jetzt doppelt, um beide Eltern oder Großeltern oder Urgroßeltern, um das vor kurzem noch lebensfrische und liebe-frische Paar, das dem Alter zum Trotz geistig so jung geblieben war, daß man sich mit dem Gedanken gar nicht zu versöhnen vermag, der Herd, von welchem soeben noch so viel Licht und

Wärme strahlte, sei erkaltet. Daß Widmann verstummt sei, daß sein Geist nicht mehr blitze, daß seine Frau, deren Herz einer so zahlreichen, nach allen Seiten zerstreuten Nachkommenschaft die gemeinsame Heimat bedeutete, aus der Zahl der Lebenden verschwunden sei, gegen diese traurige Wahrheit empört sich Herz und Vernunft, damit kann man sich nicht abfinden, ob man sichs auch täglich vorsage.

Als mein Freund Joseph Viktor Widmann im Herbst des Jahres 1865 die junge, aber um einige Jahre ältere Witwe meines Onkels (des Bruders meiner Mama) heiratete, erregte das anfänglich einiges Befremden. Das Befremden hat bald dem Begreifen und das Begreifen dem Segen Platz gemacht; denn wenn ich meine Tante, als sie noch nicht Frau Widmann, sondern Frau Brodbeck hieß, Eugenia (den guten Genius) nannte, für das, was sie mir gewesen war, so wurde sie auch für Joseph Viktor Widmann Eugenia. Was für ein Segen für Widmann aus dieser Verbindung sproß, läßt sich nicht ausmessen und berechnen, bloß andeuten. Da ich aber von Anfang an als Freund beider Ehegatten an dem Bündnis mit dem Herzen teilgenommen und den Widmann, wie er früher war und wie er später wurde, vergleichen kann, so glaube ich mich nicht bloß befugt, ich glaube mich zugleich von der Wahrheits- und Erinnerungspflicht genötigt, die Andeutungen auszusprechen.

Zunächst hat Frau Widmann ihrem Gatten das Leben verlängert, ja sogar, nach meiner festen Überzeugung, die ich freilich nicht beweisen kann, das Leben gerettet. Joseph Viktor Widmann war nahezu ein Todeskandidat gewesen, seine Frau hat ihm den Körper- und Muskelmut eingeflößt, ihn aus einem verzärtelten schwächlichen Menschen durch Änderung der ganzen Lebensweise zu dem kräftigen Manne gemacht, als den wir ihn später kannten.

Sie hat ferner den ursprünglich Fremden in die Schweiz eingepflanzt, durch Einführung in ihre zahlreiche Verwandtschaft in

Winterthur und im Thurgau, durch Gewöhnung, durch Beispiel und Beeinflussung.

Sie hat ihm neben dem Gattenglück gleich mit der ersten Stunde das Familienglück beschert. Denn sie war schon Mutter zweier reizender, geistig aufgeweckter Kinder, als sie Widmann heiratete. Was das für Widmann, den Kinderfreund, wert war, weiß, wer es mit angesehen hat, welche Freude er an seinen Stiefkindern hatte; und die zahlreiche Nachkommenschaft, die ihm in der Folge aus seinen Stiefkindern und später aus seinen eigenen Kindern erwuchs, bedeutete für ihn lauter Zuwachs an Glück. Großpapa und Urgroßvater zu werden, und dabei immer jünger zu werden, dazu hatte er ein förmliches Talent; als ob er eigens dafür und nur dafür geboren gewesen wäre.

Sie hat ihm ferner einen gewissen Rückhalt gegen Not und Sorge verschafft; Widmann hat deshalb niemals das Schriftstellerelend spüren müssen oder auch nur die Angst vor dem Schriftstellerelend. So nebensächlich das sein mag, so ist es doch nicht nichts, und es wäre unwahre Ziererei, diesen Umstand gänzlich zu übergehen. Den Verlag und Druck seines Erstlingswerkes zum Beispiel hat ihm seine Frau, als sie noch seine Braut war, ermöglicht.

Sie hat ihm ferner, dem Geselligkeit Lebensbedürfnis war, im eigenen Heim die Gesellschaft der auserlesensten Männer zu bereiten gewußt. Wohl bildete ja er selber die Anziehungskraft, aber daß die Anziehungskraft Dauer behielt, daß, wer ins Haus kam, immer wieder kommen mochte, das verdankte er der Mitanziehungskraft seiner Frau. Die Götz, die Hegar, die Brahms und so weiter hätten nicht Widmanns Haus so gerne aufsuchen mögen, wenn sie nicht auch in der Hausfrau selbsteigene seelische Teilnahme gespürt hätten. Frau Widmann nämlich lebte mit der ganzen Seele in der Musik; sie konnte ohne Musik gar nicht ihres Lebens froh sein. In diesem Sinne war sie sogar noch musikalischer als Widmann selber, der zwar die Musik wie alles

Schöne liebte, auch in der Jugend recht hübsch sang, und leidlich Klavier spielte, der aber der Musik nicht durchaus bedurfte. Er konnte die Musik entbehren, sie nicht.

Endlich hat sie sich ihm geistig ganz und gar angeschmiegt, mit Aufgabe ihrer persönlichen Wünsche; sie hat sich allen seinen Launen (und er hatte Launen) gefügt, gemieden, wen er nicht mochte, ertragen, wen er vorzog; sie hat ihm einen großen Teil lästiger Arbeiten abgenommen, ihm die Druckbogen korrigieren helfen, ihm die Romane, die er rezensieren sollte, vorgelesen, unermüdlich, solange es ihr schwindendes Augenlicht zu leisten vermochte; sie hat, als er im Alter allmählich bequemer und einsiedlerischer wurde, sich ebenfalls, gegen ihre Natur, in die Einsamkeit zurückgezogen. Und, ja nicht zu vergessen, sie hat ihn, der leicht verzagte, in Stunden der Mutlosigkeit aufgerichtet.

Schließlich verwuchs sie mit ihm dergestalt, daß beide wie eine einzige Persönlichkeit lebten und fühlten, und dermaßen, daß, als er starb, sie sich einfach hinlegte und ebenfalls starb. Und das ganze Verhältnis ist so rührend, so ergreifend, so erhebend, daß vor Andacht sogar die Trauer bescheiden zurückzutreten Miene macht. Aber sie wird sich nicht lange bescheiden, sie wird ihr grausames Recht erbarmungslos nachholen.

AUF HOHEN SCHULEN

1865-1871

FEUERVERSICHERUNGSAGENT

Auf Belustigungsbühnen sieht man etwa das Schauspiel einer Akrobatenfamilie, wo der Vater sich auf den Rücken legt, die Beine in die Höhe streckt, seinen Buben auf die Füße lädt und ihn in der Luft herumwirft. Der Bube hält sich während der väterlichen Operation fromm, still und stramm, läßt sich jeden Luftflug gefallen, aber blinzelt scharf und hält seine Muskeln elastisch bereit, damit er sich bei der Gelegenheit nicht etwa zufällig den Hals breche. Dieses Kunststück erinnert mich immer an das Berufsspiel zwischen meinem Vater und mir. Da mein Vater mir weitherzig jeden Beruf gestattete, mit einziger Ausnahme der Malerei, ich aber für keinen Beruf Trieb verspürte, mit einziger Ausnahme der Malerei, mich gegen sämtliche übrigen Berufe teilnahmslos verhaltend, mußte er für mich den Beruf aussuchen. Die Auswahl geschah dann jeweilen nach den Gesetzen der Inspiration. Zuerst sollte ich Kaufmann werden, dann Jurist, dann Artillerieoffizier, dann wieder Jurist, zwischenhinein wieder Kaufmann; nicht selten fragte er mich auch, was ich werden wolle (außer Maler). Und da ich immer die nämliche Gleichgültigkeit an den Tag legte (bloß als er mich einmal zum Bierbrauer machen wollte, wehrte ich mich), mußte halt er in Gottesnamen wieder ansetzen.

So traf es mich unter anderm auch vorübergehend, ein paar Monate lang den Feuerversicherungsagenten zu spielen. Das war zwar nicht im Jahr 1861, sondern 1864; aber es waltete gerade die nämliche Akrobatik wie im Jahr 1861 mit der Reiterei. Der Feuerversicherungsagent gehört daher trotz der Verschiedenheit des Datums an die Seite des Artillerieoffiziers.

Papa war im Jahre 1864 mittlerweile Obergerichtspräsident,

ich Student der Rechte; die Genesung von einer schweren Krankheit verlangte das Aussetzen des Studiums während des Sommersemesters, forderte aber nicht das Aufhören jeder Beschäftigung, und so erschien ein bißchen Agentur, die mich in der freien Natur herumjagte, gerade der richtige Zeitvertreib. Eine kleine Dosis Praxis, urteilte mein Vater, könnte mir für meinen künftigen Juristenberuf auch nicht schaden, und wills Gott, so treibe mir die gesunde kräftige Betätigung, der lebendige Verkehr mit dem Volk die künstlerischen Mucken aus. Aber, o Logik! Da habe ich ganz vergessen, zuerst zu berichten, daß Papa aus Gefälligkeit darauf eingegangen war, seinen geehrten Namen der soliden Basler Feuerversicherungsgesellschaft zu leihen und sich Generalagent dieser Gesellschaft für den Kanton Baselland nennen zu lassen. Ich stand mithin als Unteragent in väterlichen Diensten.

Um mich in das Geschäft einzuführen, ließ sich Papa von der Versicherungsgesellschaft irgendeinen erfahrenen Agenten leihen. Der wurde also mein Lehrer.

EIN MENSCHENRECHT

Folgenden Brauch übte ich in meiner Jugend, wie etwas Selbstverständliches, wie ein natürliches Menschenrecht. Wenn ich irgendwo in der Welt aus einem Hause ein Musikstück tönen hörte, das mich durch seine Schönheit entzückte, das ich aber noch nicht kannte, begab ich mich ohne weiteres in jenes Haus, klopfte an und erbat mir unbefangen den Namen des Schöpfers und den Titel des Werkes. Bei diesem Beginnen leitete mich unbewußt die Voraussetzung, jeder Mensch, welcher der Schönheit huldigt, sei herzensgut und liebenswürdig, so daß es mir gar nicht in den Sinn kam, ich könnte als fremder Eindringling abgewiesen werden. Das ist mir denn auch in der Tat nie begegnet. Wahrscheinlich sah man mir meine beschriebene, sachliche Teilnahme an dem Kunstwerk an, kurz, man willfahrte mir gerne, und meistens wurde ich eingeladen, wiederzukommen.

Aber nicht bloß für berechtigt hielt ich mich, sondern auch für verpflichtet. Nämlich zu Dank. Wer mich ein Musikstück ersten Ranges, das ich vorher noch nicht gekannt hatte, hören ließ, den betrachtete ich fortan als meinen Wohltäter. Sein Bild blieb in meinem Gedächtnis untrennbar mit dem Musikstück verbunden, das er mir vermittelt hatte. Ob ich ihn vielleicht nur dieses einzige Mal im Leben sah, ich widmete ihm treue Freundschaft.

Sie sind nun freilich so ziemlich alle tot, meine musikalischen Wohltäterinnen. Ihr Andenken aber segnet neben den Tränen der trauernden Verwandten der Gesang der Töne, mit welchen sie mich einst beschenkten. Und da ihrer so manche sind, ist es wie eine Gemeinde, wie ein Allerseelen guter Menschen. Sie kennen zwar einander nicht, ich aber kenne sie und weiß, daß sie sämtlich miteinander verwandt sind.

ALLERSEELEN

Ich vermag nicht den Vermittler eines Musikstückes von dem Erfinder dieses Musikstückes reinlich loszupräparieren. Wer mir etwas Häßliches in die Ohren nötigt, besudelt sich in meinen Augen; wer mir etwas unbekanntes Schönes vorspielt, dem schreibe ich die Tugenden des Erfinders zu gute. Wie einen Wohltäter ehre und liebe ich einen Menschen, der mich musikalische Schönheiten höchsten Ranges zum ersten Mal hat kennen lehren; ich fühle mich ihm lebenslänglich zu Dank verpflichtet und wie durch einen Freundschaftsbund vereint. Er mag mir später antun, was er will; es hilft ihm nichts, ich bleibe sein Schuldner. Und wären es nur zwei unvergeßliche Takte, und hätte ich den Menschen bloß ein einziges Mal gesehen, die entzückenden Töne, die er mich hören ließ, bleiben an seinem Erinnerungsbild hangen und verklären mirs. An einem regnerischen Tage auf der Frohburg stümperte eine Dilettantin die mir damals (1864) noch neue A-Moll-Klaviersonate von Mozart; dieser stümpernden Dilettantin trage ich die A-Moll-Sonate noch heute, nach fünfzig Jahren, nach. In Pfungen lehrte mich eine kranke Dame Cherubini kennen; ob sies wohl gespürt hat, daß ich bis zu ihrem Tode ihr Krankenlager mit einer gewissen Mollmelodie der Abencerragen-Ouvertüre begrüßt habe? In Winterthur spielte ich mit einem Mädchen, das ich nur dies einzige Mal im Leben gesehen, die Ouvertüre zu «La donna del lago» von Rossini. Es waren ihre Noten, ihr Geschenk. Das anmutige Thema dieser Ouvertüre hält sie mit mir verbunden.

Die meisten meiner musikalischen Wohltäterinnen sind jetzt tot, die letzten am Sterben; nun klingen die Töne über ihrem Grabe weiter, ihr Andenken segnend. Zu den Tränen der trauern-

den Verwandten, zu dem Hund, der sich winselnd auf ihr Grab legt, bringe ich den Gesang der Töne, mit welchen sie mich einst beschenkten. Und da ihrer so viele sind, ist es wie eine Gemeinde, wie ein Allerseelen guter Menschen; sie kennen zwar einander nicht, aber ich kenne sie sämtlich und weiß, daß sie einander verwandt sind.

JACOB BURCKHARDT
IN SEINEN GESCHICHTLICHEN VORTRÄGEN

Alle, denen die Gunst des Schicksals zuteil wurde, Jacob Burckhardt in seinen geschichtlichen Vorträgen persönlich zu hören, stimmen darin überein, daß sie einen Eindruck hinterließen wie keine anderen. Warum und wieso, darüber will ich versuchen, einige Andeutungen zu geben.

Vor allem zeichnete sie aus ein unvergleichlicher Ernst, aus einer düstern Weltanschauung geschöpft, die ich wage eine religiöse zu nennen, in dem Sinn und insoweit, als jede Religion, die ihren Namen verdient, die Nichtswürdigkeit der Welt zur Voraussetzung hat. Von diesem hohen kosmischen Ernst herab betrachtet, gestaltete sich ihm die Wissenschaft der Vergangenheit, der «Geschichte», zugleich zu einer Wissenschaft der Vergänglichkeit. Wenn wir in der Basler Universität vor diesem Lehrer saßen, oben über dem vorbeirauschenden Rheinstrom, so war uns bei seinen Worten zu Mute, als ob die Geister der verwichenen Menschengeschlechter mit den Wellen vorüberzögen. Und er hatte sich in sämtliche Jahrhunderte und Jahrtausende mit den Gedanken derart hineingelebt, daß ihm jeden Augenblick die fernste Vergangenheit gegenwärtig war, die dann ab und zu mit Geistesblitzen in das jeweiligen vorliegende Thema beleuchtend zündete. Einerlei, über welchen Gegenstand er sprechen mochte, man atmete immer Ewigkeitsluft. War von der Französischen Revolution die Rede, so erhielt man beiläufig auf dem Wege der Vergleichung durch Seitenbemerkungen Aufschlüsse oder Urteile über eine Einzelheit aus der griechischen oder römischen Geschichte. Und umgekehrt. Seine Urteile waren zwar nicht un-

abhängig von Vorläufern, aber gänzlich unabhängig von der jeweiligen herrschenden Meinung. Man sagt Jacob Burckhardt nicht eben Mannesmut nach; aber ein mutiger Denker war er, ein Denker von unbekümmertem Wahrheitsbekenntnis. Es machte ihm gar nichts aus, Platon beschränkt, Molière steif zu nennen, dem verpönten Horaz poetische Qualitäten nachzurühmen, dem Aristophanes sie abzustreiten.

Sein Studium der Geschichte war ein Miterleben der Vergangenheit, und zwar ein teilnahmsvolles und weitherziges, sogar ehrerbietiges. Für ihn gab es keine toten Jahrhunderte und wertlosen Völker. Er war sich innig bewußt, daß in jedem Zeitalter Geburt und Tod, Kampf und Leid herrschte, daß mithin jedes Zeitalter Anspruch auf unsere Sympathie und Andacht hat. Galt es die alten Ägypter, so betonte er mit förmlicher Ergriffenheit ihren gewaltigen religiösen Ernst. «Sie wußten, daß die Zeit des Lebens kurz, die Zeit nach dem Tode lange dauert.» «Die Assyrer, wozu die auf der Welt gut waren? Ja, wozu sind denn wir auf der Welt gut? Wenn wir da ins Fragen hineingerieten, – wir wollen lieber nicht fragen.» Bezeichnend für sein Einfühlen selbst in die vermeintlich unerquicklichsten Zeiten ist seine Verteidigung des römischen Senates zur Kaiserzeit: «Historiker, welche den Senat schelten, weil es ihnen an Phantasie gebricht, um sich in jene Zeit hineinzuleben.» Das ist. Er, Jacob Burckhardt, im Unterschied von andern, hatte die Phantasie, den Ernst und die historische Gewissenhaftigkeit, sich auch in unerfreuliche Zeitalter hineinzuleben. Ich habe das Wort Ehrerbietung gebraucht. Nicht leichthin. Jacob Burckhardt kannte die Ehrerbietung bis zur Demut. Seine Ehrfurcht galt dem Erdenleid der Geschöpfe, den Völkern und ihrem Schicksal, dem geheimnisvollen (überirdischen, wie er glaubte) Willen, der das Völkerschicksal schiebt, und der genialen Größe einiger Ausnahmemenschen. In der Kunst jedem Meister, in der Weltgeschichte wenigen Einzelnen, denen er beinahe magischen Einfluß zuschrieb. «Mit dem Augen-

blick, wo ein Zeitalter keinen ganz großen Menschen aufweist, ist tatsächlich die Barbarei da.» Durch diese Ehrfurcht hauptsächlich, neben dem kosmischen Ernst, wurden seine Vorträge zu weihevollen Andachtstunden.

Kraft seines hohen kosmischen Standpunktes über den Zeiten bedeutete für ihn die jeweilige Gegenwart bloß einen kleinen Abschnitt in der Weltgeschichte, nichts als die herrliche Summe alles Vorangegangenen. Immer von neuem warnte er vor der Überschätzung der Gegenwart und vor dem Anspruch, als ob die jeweilige Gegenwart das Oberurteil über alles Frühere abzugeben hätte, «weil in diesem Augenblick zufällig *wir* das Wort haben». Und das in den sechziger Jahren, im Taumel der Fortschrittschwärmerei! Die Selbstberäucherung der Gegenwart, wie sie damals herrschte (nur damals?), war ihm geradezu zum Ekel. «Die Gegenwart ist eitel wie ein Aff.» Daß er überdies von dem gegenwärtigen politischen Zustand und der nächsten Zukunft Europas eine schlimme Meinung hatte, macht seiner Einsicht Ehre. Schon Ende der sechziger Jahre sah er voraus, daß eine fürchterliche Katastrophe Europa bevorstehe. «Passen Sie auf, Sie werden etwas erleben! Gut für mich, daß ichs nicht mehr erleben werde.» Burckhardt hat viel ins Blaue hinaus prophezeit. Mit dieser Prophezeiung hat er leider nur zu gut recht behalten.

Dann die glanzvollen formalen Tugenden seines Vortrags. Und jedem einzelnen Vortrag gab er sein ganzes Selbst hin, feilte ihn zu einem abgerundeten Ganzen, die Frucht unglaublich eingehender und gewissenhafter Vorarbeit. Es war ihm ein künstlerisches Bedürfnis, jeden Vortrag so auszuschaufen, daß er ihn selber befriedigte. Und Bedürfnis war ihm auch, Vorträge zu halten, je mehr, desto lieber. Was einer kann, das liebt er auch zu leisten. Offenbar hatte er auch das Gefühl (nach meiner Ansicht ein richtiges Gefühl), daß er das Beste von sich selbst in seinen Vorträgen zu bieten vermochte.

Wenn man nun weiß, was für eine Menge von Vorbedingun-

gen nötig sind, um das zu leisten, was ein Jacob Burckhardt leistete in Werken und Lehren, wenn einer eine Ahnung davon hat, daß so bedeutende Leistungen nicht bloß eine Unsumme von Studien und von Arbeit verlangen, sondern auch eine fortwährende Trächtigkeit der Gedanken Tag für Tag und jahraus, jahrein, der wird gerne auch die Vorbedingungen dazu in Kauf nehmen: den Quietismus, das Sich-zurückziehen („Egoismus“ nennen das die Toren), die Leisetreteri, die vorsichtige Ablehnung aller Ruhestörungen (und zu den Ruhestörungen gehört auch das Hereinragen außerordentlicher Männer) und ähnliches. Schwächen? Meinetwegen. Aber Schwächen, die wir segnen, während wir sie belächeln, und für welche wir herzlich danken. Denn damit dieser Mann in seinem kurzen Menschenleben dieses hervorzubringen vermochte, dazu waren diese Schwächen nötig. Wir bitten um mehr solcher Schwächen, die solch ein Lebenswerk zutage fördern.

JACOB BURCKHARDT UND DER STUDENT

Durch meinen Freund Widmann, auf welchen Jacob Burckhardt außerordentlich viel hielt und welcher mich in seiner warmherzigen Weise eindringlich empfohlen hatte, ließ mich, den zwanzigjährigen Studenten, Jacob Burckhardt einladen, ihn jedesmal, wenn ich nach Basel käme, auf seinem Zimmer zu besuchen. Dieser Einladung folgte ich und benützte sie während vier Jahren, von Ende 1865 bis Januar 1870, da er mich immer von neuem wiederkommen hieß. Mit einem Brief dagegen hat er mich nie beehrt. Was er bei meinen Besuchen jeweilen sagte, dem hörte ich aufmerksam zu und schrieb mirs hinter die Ohren. Und jetzt, nach bald einem halben Jahrhundert, ist es von dort wieder hervorgekommen, ungerufen, sogar unerwünscht und unerlaubt, und hat mir keine Ruhe gelassen, bis ich es schließlich niederschrieb. Ursprünglich bloß für mich selber, um Ruhe zu erlangen; nachträglich jedoch scheint mir, ich müsse es auch der Öffentlichkeit mitteilen; nicht als Beitrag zur Kenntnis Burckhardts, sondern als Beitrag zur Erkenntnis der Wahrheit. Denn Burckhardt bewährte sich selbst in seinen kleinsten Äußerungen als gewissenhafter Wahrheitsdenker. Gegenüber den Büchern, Kollegien und Vorträgen Burckhardts, ferner gegenüber der meisterhaften Charakteristik Burckhardts von Joël und der vortrefflichen, das Wesentliche erschöpfenden Biographie Burckhardts von Hans Trog will mein Bericht über unsere Privatgespräche bloß eine Nachlese vorstellen. Freilich, eine Nachlese bei einem Burckhardt! Da lohnt es sich schon, nachzulesen. Weil ich weder ein Tagebuch führte, noch mir Notizen niederschrieb, mithin die Gespräche nicht in zeitlicher Folge aufführen kann (denn mein Gedächtnis hat zwar scharf das Was und das Wie, nicht aber eben-

Jacob Burckhardt ~~und der Student~~

von Burckhardt
niequam als
miffverfaffte
mit dem
Büchlein

~~Die Burckhardt-Büchlein~~
~~aus dem Jahre 1812~~
Gegenüber dem Leibniz, Collegen

2) Martinian Burckhardt, formen gegenüber
des miffverfafften Charakteristiks ^{Burckhardt} von Joel

3) das miffverfaffte, das Miffverfaffte abgefehen

Biographie von Jacob Fery will man
Lebte über im fern Privat getrieben

bleibt man. Man fapft es vorfallen. Die
Ferdigung man Man fapft bei man Burckhardt!
da fapft es fapft fapft miffverfaffte.

Anfang der Erinnerungen Spittlers an Jacob Burckhardt
«Jacob Burckhardt und der Student» 1912

(Spittler Archiv im Besitz der Schweizerischen Eidgenossenschaft)

so scharf das Wann aufbewahrt), sehe ich mich, will ich nicht dem Leser ein kunterbuntes Potpourri hinwerfen, gezwungen, meinen Bericht, so gut es geht, nach dem sachlichen Inhalt einzuteilen. Er bleibt auch so noch aphoristisch genug.

Burckhardts Weltanschauung

Daß Jacob Burckhardt Freigeist und Pessimist war, ist bekannt und ist unanzweifelhaft. Auch mir gab er von beidem die denkbar deutlichsten Proben.

Der Spruch, den ich aus seinem Munde am öftesten vernommen habe, lautet: «Es ist eine böse Welt.» Das sprach er jedesmal mit ernster, innigster Überzeugung aus, zuweilen wiederholt hintereinander, mitunter ohne jeden Anlaß, und immer wie einen Stoßseufzer. Es war der Kehrreim seiner Weltanschauung. Voltaires «Candide», also die grimmigste Verhöhnung des Optimismus, welche die Weltliteratur kennt, war sein Leibbüchlein, ich möchte fast sagen, sein Brevier; er wies mich gleich anfangs und später noch öfters auf den Candide hin, stets mit innigem Behagen. Mit Schopenhauers Weltanschauung deckte sich die seinige fast auf der ganzen Linie.

Die Vorstellung eines persönlichen Gottes lehnte er ab. Ich hörte ihn bitter und achselzuckend ausrufen: «Die Idee Gottes?! Wenn ein Tier das andere auffrißt?!» Aber er tat es nicht leichten Herzens, sondern notgezwungen von seiner ernsten, schwermütigen Überzeugung. Kein polemischer Zug; den Gottesgläubigen verstand er sowohl mit dem Geist wie mit dem Herzen, und jeder wahrhaft religiöse Mensch hatte seine Hochachtung. Freilich, damit er einen Menschen als wahrhaft religiös anerkenne, verlangte er mehr von ihm als das, womit die Kirche sich begnügt.

Gewöhnlich, wenn einer aus der christlichen Kirche scheidet, nimmt er den Weihwedel mit, läuft, so schnell er kann, über den Platz zur Konkurrenz und knixt vor der Natur. Nicht also Burckhardt. Nein, naturfromm war der nicht. Er erzählte mir den Streit zwischen Voltaire und Rousseau über das Erdbeben von Lissabon. Voltaire hatte sich bei diesem Anlaß lästerlich über die Natur geäußert, Rousseau wollte ihm das als einen Frevel verweisen. In seiner Erzählung nahm nun Burckhardt entschieden Partei für den lästernden Voltaire. Ich denke, das beweist und das genügt. Auch könnte ja ein Naturfrommer unmöglich urteilen: «Es ist eine böse Welt.» Man stelle sich einmal diesen Spruch im Munde Häckels oder Goethes vor!

Als den einzigen wirksamen Trost in dieser ‚bösen Welt‘ nannte er mir die Arbeit. «Jeden Tag arbeiten, bis man müde ist», empfahl er mir, «das ist das einzige», und berief sich hiefür wiederum auf Voltaire.

Vom Christentum war der Sohn des obersten Pfarrers der Stadt Basel so weit entfernt, daß er es nur historisch und anthropologisch wertete. Von diesem Standpunkt betrachtet, nimmt sich dann natürlich ein Christ um so lieblicher aus, je waschechter er ist; so, wie wir unter den Negern diejenigen am schönsten finden, welche am schwärzesten sind. Zuerst auf der Leiter seiner Sympathie standen die Mönche und Asketen, so ziemlich die einzigen, die er als Vollblutchristen hinnahm; ganz zuunterst die Fortschrittler und Reformer. Als die ihm widerwärtigste Spezies nannte er mir die anglikanisch-methodistischen Bibelheiligen, die Apostel mit dem steifen Hemdenkragen und der Bügelfalte. Was ich ihm lebhaft nachfühlen kann.

Für das größte und zugleich reinste, achtungswürdigste Exemplar des dogmatischen Christentums galt ihm Augustin; wegen der ehrlichen, mutigen Gedankenkonsequenz seiner «Civitas Dei». In den «Bekennnissen» dagegen glaubte er etwelche Koketterie mit dem Sündenbewußtsein zu spüren. «Heu me miserum!» zi-

tierte er lachend, «wenn es sich um einen harmlosen Bubenstreich handelte.»

Ein eigentümliches Urteil fällte er über den Apostel Paulus. Ich hatte ihm von dem häßlichen Ruck gesprochen, den man verspüre, wenn man aus der hohen Atmosphäre der mit Poesie und Pathos getränkten Evangelien in den sophistischen Kampf der paulinischen Briefe hinuntergerate. Er bestätigte und ergänzte: «Nach meinem einfachen, schlichten Geschmacksurteil hätte der Apostel Paulus den Mund halten sollen. Zwar ist ja kein Mensch der ganzen Welt, und wäre er der geistig hochstehendste, davor sicher, daß er nicht eines Abends in den Glauben umfällt. Allein wenn ihm das passiert ist, soll er wenigstens so viel Takt haben, sich mäuschenstill zu verhalten. Die Vision auf dem Wege nach Damaskus? Das sind Orientalia. Wenn wir das annehmen müßten, was bliebe uns dann noch übrig?»

Er warnte mich davor, jemals einen gläubigen Menschen zum Unglauben bekehren zu wollen. «Das kann man nicht, das ist gänzlich verlorene Mühe. Denn das ist nicht eine Sache des Geistes, das gehört in das Gebiet der Natur. Es werden alljährlich, wie so und so viel Pflanzen, so und so viele Tausende von Menschen zum Kirchendienst und Symboldienst geboren. Denen ist nicht beizukommen. Hingegen eines sollte man können: eine reinliche, saubere, auch äußerlich erkennbare Scheidung zwischen ihnen und uns.»

Eines Tages betraute er mich mit einem in die Form der Erlaubnis verkleideten Auftrag: «Erzählen Sies unbedenklich weiter, sagen Sies nur herzlich, sagen Sies, sagen Sies in Ihren Studentenkreisen, daß ich nichts glaube. Es ist mir keineswegs unangenehm, wenn mans erfährt; es ist mir ganz recht, wenn die Jugend es weiß.» Ich wandte ein: «Und auf dem Katheder? In Ihren Geschichtsvorträgen? Da finden Sie wahrscheinlich keine Gelegenheit, es selber zu sagen?» Geschwind antwortete er: «In der Tat finde ich dazu in meinen geschichtlichen Vorträgen keine

Gelegenheit.» Trotz dieser Antwort blieb ich bei meiner Ansicht, ein Redner auf dem Katheder habe keinen Vermittler nötig, um seine Zuhörer wissen zu lassen, was er ihnen zu sagen hat. Ob er es dann einmal selber gesagt hat, ist mir nicht bekannt.

Unter einem Freigeist pflegt man sich einen skeptischen und frivolen Menschen vorzustellen. Skeptisch, ja, das war Burckhardt, wenigstens in einigen seiner Stilgebärden; sein Voltaire hatte ein wenig auf ihn abgefärbt; dagegen von frivol war er das gerade Gegenteil. Burckhardt war der ernsteste Denker, dem ich in meinem Leben begegnet bin. Wer auch nur einen einzigen seiner Vorträge gehört hat, weiß, was ich meine. Ich meine den kosmischen Ernst, der seine Vorträge durchbebte und sie zu förmlichen Andachten erhob (Näheres darüber bei Trog). Und der Privatverkehr hat mir den Eindruck des Ernstes noch bedeutend verstärkt, trotz allen humoristischen Gebärden. Burckhardt offenbarte sogar einen Geisteszug, welchen man sonst nur in Verbindung mit der Religion antrifft: er war mysterisch. Ob er schon an keine Weltleitung glaubte, glaubte er doch an geheimnisvolle Zielschübe von hinten. Also an ein Kutschieren in die Räderspichen, statt vorn auf dem Bock. Auch an Ahnungen, an Vorauswissen und dergleichen glaubte er, ähnlich wie Schopenhauer; wovon wir ja in seiner Griechischen Kulturgeschichte erstaunliche, geradezu verblüffende Andeutungen erhalten. Wie er sich dieses mysteriöse Treiben ohne das Vorhandensein eines Gottes zurechtgedacht haben mochte, das konnte natürlich außer ihm selber niemand wissen, und möglicherweise wußte er es selber auch nicht. Nur spiele man deswegen nicht etwa gegen Burckhardt den Überlegenen; denn ohne Widersprüche geht es nun einmal auf metaphysischem Gebiete nie ab. Aber wie sie den verbrannt haben würden, vor ein paar hundert Jahren, in seinem geliebten Cinquecento!

Über Geschichte

Die Gelegenheit, im Gespräch mit einem Historiker vom Rang Jacob Burckhardts meine geschichtlichen Kenntnisse zu mehren, vermochte ich nicht in dem vollen Maße auszunützen, wie es ein anderer wohl an meiner Stelle getan hätte. Ich war zu sehr in seelischen Entwicklungskrisen befangen, um die nötige Freiheit für geschichtliche Angelegenheiten übrig zu haben. Für die einzige Geschichtsperiode aber, die mir damals am Herzen lag, nämlich die vorgriechische, jene, die man heute die minoische nennt, erklärte sich Burckhardt auf mein Befragen für inkompetent. Immerhin fielen noch genug wertvolle Aufschlüsse für mich ab. Zunächst teile ich mit, was ich ihn über einzelne Perioden, Nationen, Persönlichkeiten aussagen hörte.

Die Niederwerfung Griechenlands durch die Mazedonier hieß er mich als ein Glück schätzen. «Alexander hat Griechenland wenigstens davor bewahrt, von den Persern verschluckt zu werden.» Erstaunt rief ich: «Die Perser im vierten Jahrhundert noch so stark?» Er erwiderte: «Zu einem raschen, gewalttätigen Tatzenschlag über Griechenland, unter einem körperlich gesunden Herrscherhaus, reichte Persiens Macht selbst im vierten Jahrhundert gar wohl noch aus.»

Für die Verödung Griechenlands machte er einfach den Peloponnesischen Krieg verantwortlich. «Denken Sie an das stereotype Schlußätzlein bei Thukydides und Xenophon: ‚Die Männer töteten sie, die Bäume schlugen sie um, die Felder verwüsteten sie, die Frauen und Kinder machten sie zu Sklaven‘». Das zitierte er auf griechisch und betonte das e in ‚ēndrapodeúsanto‘ mit fröhlichem philologischen Humor.

Als ich mich wegwerfend über die römische Kultur äußerte, belehrte er mich eines Besseren. «Sie dürfen nicht die römische Kultur bloß als ein verschlechtertes, verwässertes Duplikat der griechischen auffassen. Die Römer sind etwas Besonderes für sich,

etwas ganz Neues gegenüber den Griechen. Den Impetus der Römer zum Beispiel besaßen die Griechen nicht. Lesen Sie, was Polybius über den römischen Impetus berichtet, so werden Sie die Römer anders einschätzen.» Auch die römische Poesie achtete er nicht gering. «Dem Horaz die Dichtereigenschaft absprechen, wie das heute Mode ist! Erst gestern wieder habe ich mich mit einem Kollegen wegen Horaz herumgestritten. Horaz kein Dichter! Ja, meinen denn die Leute in allem Ernst, so viele Hunderte von Jahren hätte sich die gesamte Menschheit so gröblich über Horaz getäuscht?»

Über die Periode des Urchristentums ließ er die Ansicht durchblicken, je mehr man sich damit beschäftigt, desto weniger werde man es verstehen: «Immer und ewig an diesen einzigen paar dreißig Jahren herumstudieren! Europa wird es schon einmal verstehen lernen, das Urchristentum! Nur zu gut verstehen!» (Er meinte: Dann verstehen, wenn es in Europa einmal so grauenhaft zugehen werde, wie damals in Judäa.)

Merkwürdig veränderlich lautete sein Urteil über Mohammed. Das erste Mal, als er mir von Mohammed sprach, hieß es: «Man muß nur ja nicht etwa den Fehler begehen, aus der ungeheuren Wirkung, die er hatte, auf seine Größe zurückzuschließen. Diese gewaltige Wirkung beweist keineswegs seine Größe, sondern einzig die Dummheit und Kleinheit der anderen. Ich habe mir neulich den Koran angesehen. Ein unglaublich elendes Gewäsche; der untrügliche Stempel der Mittelmäßigkeit. Und was für ein erbärmlicher Charakter! Er brach ja beständig zusammen, und seine Weiber mußten ihn wieder aufrichten. Zwar einen gewissen religiösen Raptus hat er offenbar einmal vorübergehend gehabt, das will ich nicht abstreiten.» Das nächste Mal, ein Semester später, hieß es: «Man muß nur ja nicht etwa den Fehler begehen, wegen der vielen Schwächen Mohammeds ihm die Größe absprechen zu wollen.»

Das Germanentum vor der Völkerwanderung schilderte er mir

als angefault. Dessen zum Beweis zeichnete er mir eine fröhliche Charakteristik eines Suevenfürsten, der internationale Querköpfigkeiten beging, seinem Kinde einen lateinischen Namen gab, und so weiter. «Wenn das nicht ein echter Schwabenstreich ist!» schloß er lachend. Zur Illustration des geistigen Tiefstandes jener Zeit: «Was sagen Sie zu folgendem: ein Annalenschreiber, der für das Jahr der Schlacht auf den katalaunischen Feldern diese Schlacht zu notieren verschmährt und dafür gewissenhaft die Aufindung eines Heiligenknochens aufzeichnet!»

Ich fragte ihn, ob die Meinung derer etwas auf sich habe, welche der Schweiz, trotz ihrer Kleinheit, irgendeinen erzieherischen Beruf für Europa zuschreiben. Er antwortete kurz und entschieden verneinend: «Die Faktur des europäischen Geistes wird von den großen Kulturnationen bestimmt.»

Einen Spruch über den ägyptischen Tierkultus will ich doch nicht vergessen. «Sehen Sie, da habe ich wieder so ein Buch vor mir», rief er bei meinem Eintritt ins Zimmer, «von einem Gelehrten, der sich überstudiert hat! Was der alles für Abstruses in die Hieroglyphen und den ägyptischen Tierkultus hineintiftelt! Der Tierkultus der Ägypter stammt einfach daher, daß ihnen der starre Typus des Tieres im Gegensatz zu der menschlichen Veränderlichkeit imponierte. Punktum.»

Nun einiges von allgemeinerer Tragweite: «Im großen und ganzen, diesen Trost wenigstens können wir aus der Geschichte ziehen, haben die Völker ungefähr das Schicksal, das sie verdienen.»

«Die Summe von Glück und Unglück, wenn man die Völker zusammenrechnet, bleibt jederzeit die nämliche. Während es zum Beispiel in der Völkerwanderung in Europa drunter und drüber ging, erlebten zur nämlichen Zeit die Araber ihre Blüte.»

Das heutige Europa schien er als arterienverkalkt zu diagnostizieren, mit wenig Aussicht auf Verjüngung. «Ich sehe nicht ein», sagte er bedauernd, im Tone der Hoffnungslosigkeit, «wo in

Europa in all den starren, festgefügten Staatengebilden etwas Neues entstehen könnte. Höchstens vielleicht Irland, das sich von England abtrennte.» Und sein Achselzucken fügte hinzu: «Und selbst das wäre mager.»

Ein überaus auffallendes und gewichtiges Wort, das gewiß niemand wieder vergessen kann, der es einmal vernommen, ein Wort, das für sich allein, wie ich glaube, meine Veröffentlichung rechtfertigt: «Das Gefühlsleben vergangener Zeitalter ist uns ein versiegeltes Buch. Wir können entschwundenen Geschlechtern nicht weiter zurück nachfühlen als bis in die Zeit unserer Großväter. Was diese uns erzählen, das können wir miterleben, alles was früher zurückliegt, soweit es sich um das Gefühlsleben handelt, bleibt uns ewig ein Rätsel.»

Endlich einige Äußerungen Burckhardts über Geschichtschreibung und Geschichtschreiber. Ihn selber betreffend: «Da werfen sie unsereinem (er sagte ‚unsereinem‘ für ‚mir‘) beständig Ungründlichkeit, Unwissenschaftlichkeit vor, weil ‚wir‘ unser Interesse nicht auf einzelne Gebiete beschränken. Ich kann doch wenigstens von mir sagen, daß ich zu jedem Thema jedesmal sämtliche Quellen lese.»

Noch etwas ihn selber Betreffendes. Ich wagte ihm die Anregung zu unterbreiten, nach Erledigung seiner «Kultur der Renaissance» eine Kultur des alten Griechenlands zu schreiben. Das schiene mir eine noch schönere und höhere Aufgabe, die höchste von allen. Wir entbehrten ein solches Werk, und er sei der richtige Mann, es zu vollbringen. Bedenklich, mit sorgenvoller Miene antwortete er: «Sie ahnen nicht, wie schwer so etwas ist! Was für gewaltige Vorarbeiten zu so etwas gehören.» Das war im Jahr 1866 oder 1867.

«Was uns fehlt, was wir nötig hätten», sagte er einmal zu mir, «das wäre eine rechte Kirchengeschichte; wissenschaftlich gründlich und zugleich gut geschrieben. Es braucht deswegen nicht ein boshafter Stil zu sein.» Ich meinte: «Ein boshafter Stil ist niemals

ein guter Stil.» Er pfiß durch die Lippen: «Potztausend! Potztausend! Es gibt boshafte Federn, welche verwünscht gut schreiben! Glänzend sogar!» Wir waren hierüber nicht verschiedener Meinung, wir hatten uns bloß über die Tragweite der Wörter ‚boshaft‘ und ‚Stil‘ nicht vorher verständigt.

Ich berichtete ihm von einem grotesk großmäuligen Buche, ich weiß nicht mehr von welchem, das mit ganzen Paketen von Nationen jonglierte, als wären es Spielbälle. Er lachte belustigt: «Oh! Diese Spezies kennen wir! In diesem Genre haben wir einst noch viel schönere Proben erlebt. Und zitierte (ich glaube, er nannte den Namen Onken, Gedächtnisirrtum vorbehalten): «Der Orient ist Stickstoff, der Okzident Sauerstoff. Jetzt hast du! Jetzt friß! Friß Stickstoff, friß Sauerstoff.»

Im höchsten Grade war er über Mommsens «Römische Geschichte» aufgebracht. «Wie einen Schulbuben, wie einen Lausbuben, wie einen Rotzbuben hat er den Cicero heruntergemacht! Cicero hatte doch wenigstens den Mut, eine vornehme, hochprotegierte, weitversippte Canaille wie den Catilina öffentlich mit eigener Lebensgefahr anzugreifen. Ich zweifle, ob Mommsen so viel Mut gehabt hätte, ich zweifle sehr. Das Verhängnis für Ciceros Charakterbild war nur der Umstand, daß das damalige Rom, ähnlich wie das heutige England, schlechterdings jeden geistig bedeutenden Menschen in die Politik und den Staatsdienst nötigte, ohne Rücksicht auf seinen Wunsch und seine Anlagen.»

Ausnehmend hoch stellte er den alttestamentlichen Archäologen Hitzig in Heidelberg: mit Recht, denn Hitzig hatte einen Zug ins Große. «Melden Sie Hitzig einen tief ergebenden, ehrerbietigen, demütigen Gruß von mir. Das ist ein Gelehrter, an dem ich bewundernd hinaufschau.»

Auch auf Segesser in Luzern hielt er große Stücke: «Das ist ein Mensch, der denkt und der etwas weiß.»

Anlässlich des Historikers Häusser (Namensirrtum vorbehalten) entwickelte er mir seine Überzeugung, daß ein Professor der Ge-

schichte sich nicht im Staatsleben betätigen solle. «Das kann man nicht ohne Schaden. Wissenschaft und Politik ist zweierlei. Ich habe es zwar früher auch versucht, aber es war ein Irrtum; ich bin ganz davon zurückgekommen.»

Ich sprach von Salomon Vögelin. Er trage sich mit dem Gedanken, eine Biographie Raffaels zu schreiben. «O weh, o weh!» rief Burckhardt, «da muß einer früher aufstehen, wenn er eine Biographie Raffaels schreiben will!» Auf meine Einwendung, daß Vögelin tüchtige Kunststudien gemacht habe und gediegene Kenntnisse besitze, entgegnete er: «Ja, Kenntnisse schon, aber bloß sporadische; sie vereinigen sich nicht zu einem ausgeglichenen Ganzen.»

Von dem harmlosen, braven großen und kleinen Weltgeschichte-Weber in Heidelberg redete er wie von einem gleichwertigen Kollegen: «Wie ich den beneide! Wie ich ihn beneide, wie ich ihn beneide, daß es ihm gelungen ist, sein Lebenswerk (die große und kleine Weltgeschichte) zu Ende zu bringen.» So bescheiden war Jacob Burckhardt.

Über die Gegenwart

Die Gegenwart übergöß Burckhardt mit unerschöpflichem Hohn. «Die Gegenwart ist unausstehlich eitel, eitler als ein Aff, eitel zum Erbrechen.» Das verstand ich damals nicht. Heute verstehe ich es. Er meinte damit die selbstgefällige Kopfhaltung, auf sämtliche frühere Jahrhunderte überlegen herabzusehen, als wäre die Gegenwart unendlich gescheiter als die gesamte Vorzeit, ferner die Voraussetzung, die Urteile der jetzigen Generation bedeuteten inappellable Schlußurteile.

«Die öffentliche Meinung hat immer unrecht; schon deshalb, weil es die öffentliche Meinung ist.» Dieser Satz sträubte mir da-

mals die Haare empor. Jetzt bleiben meine Haare ganz glatt dabei. Im Gegenteil, ein solcher Satz tut meinem Haarboden wohl wie ein Shampooing.

Das Wort ‚Fortschritt‘ war der Tambourmajorstrauß der sechziger Jahre. Alle Welt steckte den stetigen Fortschritt des menschlichen Geistes als Kokarde auf den Hut. Davon wollte Burckhardt nichts wissen. «Daß unter allen, allen Umständen, man möge tun, was man wolle, die Menschheit fortschreite, zu diesem Glauben vermag ich mich nicht aufzuschwingen.»

«Gleichstellung der Juden im Staate und Abschaffung der Todesstrafe sind die Steckenpferde unserer Zeit. Es nimmt mich wunder, was für gute Staatsbürger die Juden abgeben werden! Und punkto Abschaffung der Todesstrafe halte ich es mit Alphonse Karr: Die Herren Mörder mögen gefälligst anfangen.»

Als ein Grundübel der Zeit bezichtigte er die Passivität der Staatsbürger. «Sie sind des Teufels und werden noch viel mehr des Teufels werden, aber sie rühren sich nicht.» «Was meinen Sie mit dem Ausdruck ‚des Teufels sein‘?» «Aus Ärger und Verzweiflung aus der Haut fahren wollen. Alle wollen sie aus der Haut fahren, aber einzugreifen, daran denkt keiner.» Und zitierte Voltaire: «,Was die, die nach mir kommen, alles für Scheußlichkeiten erfahren werden!’ Gut, daß ich zu alt bin, um es zu erleben.»

Während der sechziger Jahre wütete in Europa-Philistaea eine schauerliche Begeisterungs- und Festseuche, von der sich niemand eine Vorstellung machen kann, der sie nicht miterlebt hat. «Ist denn auf der ganzen Welt niemand», klagte Burckhardt, «der gegen diese Festseuche ein kräftiges Wort einlegt?» «Nun», dachte ich, «sie halten es halt sämtlich wie du; sie klagen alle: ‚Ist denn niemand?’ Aber daß er selber der Jemand sein könnte, das fällt niemand ein.»

Zur Charakteristik des Philisters fand Burckhardt ergötzliche Exempel. Nachdem er gesagt hatte, daß man den Philister auf-

rütteln sollte, statt ihm zu schmeicheln, schloß er ab: «Es gibt einen Tiefstand des Philistertums, einen so abgründigen Tiefstand, wo der Philister sich nicht einmal mehr so weit aufzurappeln vermag, um Karten zu spielen. Was sagen Sie dazu? Nicht einmal mehr Karten spielen!» Dieses köstliche ‚nicht einmal mehr‘ zur Bezeichnung eines Ultrauntergrundes, noch tiefer gelegen als der unterste Abgrund, wandte er auch sonst etwa an. So heißt es einmal bei ihm, ich weiß nicht mehr in welchem Buche oder in welchem Kolleg, von gewissen Malern: ‚nicht einmal mehr lüstern‘. Also das Zynische stellte er noch tiefer als das Lüsterne.

Über den läufigen Denk- und Sprachstil: «Es gibt Wörter, gegen die man sich wehren muß. Ein Wort wie ‚Mainlinie‘ zum Beispiel sollte man gar nicht aufkommen lassen. Dieses bloße Wort für sich allein verrät eine elende Geistesbeschaffenheit. Fichtelgebirge heißt es von Natur wegen, und so hat es immer geheißen, nicht Mainlinie.»

Über die Parlamente: «Napoleon (III.) hat die europäischen Regierungen durch sein Beispiel darüber aufgeklärt, daß die Parlamente nicht zu fürchten sind. Im Gegenteil, sie dienen als Sicherheitsventile für die Regierungen. Man läßt die Leute frei schwatzen, was sie wollen; dann handeln sie nicht; denn das Schwatzen genügt ihnen vollauf.» Das sind ja heutzutage Binsenwahrheiten, aber in den parlamentsüchtigen sechziger Jahren bedeutete es eine frische, kräftige Weisheit.

Vom modernen Staate urteilte er: «Der moderne Staat hat kein echtes, uneigennütziges Interesse an geistigen Dingen, Kunst und Wissenschaft und dergleichen. Diese Dinge interessieren ihn bloß als Mittel zu seinen Machtzwecken. Ein wirkliches, ungeheuchelttes Interesse hat der moderne Staat einzig an den Armeen und an den Steuern.» Insbesondere der preußische Regierungsstil war ihm ungemütlich. «Wenn das so weitergeht, wird man bald in Preußen uns Professoren von einer Universität zur andern

versetzen und uns hin- und herkommandieren wie Unteroffiziere.»

Als er einmal von der gefährlichen Bösartigkeit der Gegenwart redete, sagte ich, ich wüßte ein leichtes, unfehlbares Mittel, sich bei der Gegenwart beliebt zu machen, nur hielte ich mich für zu gut dazu, um das Mittel anzuwenden. «Und was wäre das für ein Mittel?» fragte er skeptisch. «Der Gegenwart mit der Faust ins Gesicht schlagen.» «Sie mögen vielleicht recht haben», lachte er.

Wir sprachen von der Trägheit des deutschen Ruhmes, von der monströs verspäteten Anerkennung großer Leistungen, von den fünfundzwanzig öden einsamen Jahren, die ein Grillparzer und ein Schopenhauer abwartend dulden mußten, bis der Ruhm endlich zu ihnen herankroch. «Auf dieses Tempo gehe ich nicht ein», erklärte ich, «ich will meinen Ruhm früher haben; spätestens in meinem sechsunddreißigsten Jahre.» Das verwies er mir mit den Worten: «Man muß es nicht besser haben wollen als die andern; Sie können nicht vom Schicksal einen besonderen Sperr-sitz für sich verlangen.» Ich trotzte: «Nicht bloß einen besonderen Sperr-sitz verlange ich für mich vom Schicksal, sondern eine Extraloge.» Auf dem Heimweg aber sprach eine Stimme zu mir: «Menschlein, Menschlein, das war ein vermessener Spruch! So einer, den die Griechen Hybris genannt hätten. Jetzt, wenn es eine Nemesis gibt, so bekommst du zur Strafe dafür deinen Ruhm noch viel später als Schopenhauer und Grillparzer, nämlich erst in deinen letzten Lebensjahren, oder gar nicht.» Diese Stimme hatte eine feine Nase.

Seine Verachtung der Gegenwart machte ihn übrigens weder blind noch ungerecht. Nachdem er wieder einmal seine Lauge über die Gegenwart ausgegossen hatte, schloß er ab: «Aber wir mögen noch so sehr über die Gegenwart schreien, es hilft uns nichts, wir bleiben trotz allem Kinder der Gegenwart.» Und ein anderes Mal: «Humaner, das ist keine Frage, das gebe ich willig zu, ist die Gegenwart als die früheren Zeitalter.»

Im Gegensatz zu seiner Verachtung der Gegenwart und der öffentlichen Meinung Europas bekundete er eine gewisse Ehrfurcht vor Stadtatmosphäre und Stadtkritik. Die Stadtkritik galt ihm beinahe wie eine Art von Gottesurteil. Hier redete er wie ein Opportunist. «Wie man sich bettet, so liegt man.» Und ähnliche Sprüche. Unkluge Handlungen oder Reden, die einen Menschen zu seinem Volk oder zu seiner Vaterstadt in Gegensatz brachten, war er geneigt, zu den Taktlosigkeiten zu zählen. Umgekehrt diente Erfolg und Ansehen in der städtischen Meinung bei ihm als Empfehlung. Weltmännisch-opportunistisch, mit fröhlicher Ironie vorgebracht, lautete folgender Rat fürs Privatleben, den er öfters zum besten gab: «Wenn die Menschen Ihnen Kenntnisse zutrauen, die Sie nicht haben, seien Sie nur ja nicht so einfältig, die Leute über den Irrtum aufzuklären.»

Unsere Unterhaltungen fielen in eine Zeit, wo es draußen jenseits der Grenzen mitunter kriegsstürmisch zuging. Es gab also reichlich Gelegenheit, auch über Politik zu sprechen.

Napoleon III. galt damals (Mitte der sechziger Jahre) der öffentlichen Meinung von Europa-Philistaea für ein abgefeimtes Genie. Ich spottete darüber. Der angebliche schlaue Fuchs schein mir nicht halb so schlau, wie er tue und wie man meine. «Ja, ein Fuchs mit Eselsohren!» rief Jacob Burckhardt. Und nachdem er mir die völlige Unfähigkeit und Leerheit Napoleons auseinandergesetzt, wobei er sich unter anderem auf das mündliche Zeugnis des Obersten Charras berief, brauchte er ein Bild, das mir einen großen und bleibenden Eindruck hinterließ und für das ich bald darauf in meinem eigenen Entwicklungsgang Verwendung fand: «Wie ein Krokodil hat Napoleon jahraus, jahrein den Rachen gegen die europäischen Nationen aufgesperrt, schließlich hat das Krokodil den Kinnbackenkrampf bekommen, daß ihm der Rachen offen stehengeblieben ist.» Seine Abneigung gegen Napoleon war heftig, leidenschaftlich. Er sehnte sich nach einer ‚gesunden‘ Revolution gegen ihn, sogar mit einer gewissen Ungeduld. Als er

vernahm, daß ich gesellschaftlich mit einem nicht ganz einflußlosen französischen Republikaner zusammenkam, erkundigte er sich begierig danach, was dieser über eine zu erhoffende französische Revolution für eine Meinung hege. Ob die Revolution bald kommen werde? «In zwanzig Jahren», lautete mein Bericht. «O je!» rief er enttäuscht, «in zwanzig Jahren tut mir kein Zahn mehr weh!»

Als es im Jahre 1866 einen Augenblick den Anschein hatte, als ob auch die Schweiz könnte in den Strudel mit hineingezogen werden, meinte er: «Nicht unmöglich, daß es dazu kommt; wir dürfen uns nicht einbilden, daß wir ewig verschont bleiben werden und daß uns das Schicksal immerfort besondere Küchlein backen wird.»

Preußisch gesinnt war er nicht, das kann man mit dem besten Willen nicht behaupten. «Wenn ich einen Basler für Preußen schwärmen höre, so gelüftet mich jedesmal, ihm den Mund unsanft mit der Hand zu schließen. Die hübsche Bescherung für Basel, wenn sie uns auf dem Isteiner Klotz eine Festung vor die Nase setzen werden!»

Während der Luxemburger Aufregung gönnte er mir eine Vorstellung seines ansehnlichen Nachahmungstalentes, indem er mir spöttisch mit norddeutschem Tonfall und nationalliberalem Phrasenpathos das neueste Berliner Telegramm vorlas: «Luxemburg darf nie und wird nie, und so weiter.» Wirklich, er konnte es überraschend gut. Es fehlte zum Siegfried einzig der Helm.

Im Jahre 1868 meinte er triumphierend: «Sie bekommen es nicht mehr» (nämlich Preußen die Südstaaten). Das klingt wie eine gründliche Täuschung. Allein er konnte ja den Deutsch-Französischen Krieg unmöglich voraussehen. Und ohne diesen Krieg hätten ‚sie‘ ‚es‘ allerdings schwerlich mehr ‚bekommen‘.

Nachtrag: Ein einziges Mal hörte ich ihn über den (damals noch in den Windeln lauernden) Sozialismus ein Wort sagen: «Die Herren (verstehe: die Basler Millionäre) wollen nicht be-

greifen, daß damit, daß sie einem vorrechnen, wie viel besser der Arbeiter heutzutage wohne und esse als früher, nicht alles gesagt ist. Es gibt noch ganz andere Faktoren, die ins Spiel kommen. Und ob auf ewige Zeiten die Vererbung des Vermögens von den Eltern auf die Kinder als unantastbares Recht bestehen soll, ist mir keineswegs ausgemacht.» (Burckhardt war unverheiratet.)

Über Poesie und Literatur

W Weil ich beobachtet hatte, daß Burckhardt in allem und jedem unabhängig, ernst und wahrheitsgewissenhaft dachte, suchte ich auch über Poesie und Literatur Wegleitung bei ihm. Ich hatte es nicht zu bereuen; denn ich kam vor die richtige Schmiede.

Er zuerst, und er damals unter allen Menschen allein, warnte den Dichter vor dem Drama. «Das Gelingen eines Dramas», sagte er zu mir, «beruht nicht einzig auf den Eigenschaften des Dichters. Das Drama ist zu seinem Gedeihen von allerlei anderen, und zwar äußeren Umständen abhängig, die zusammenwirken müssen, und die nicht in der Gewalt des Dichters stehen.» «Ja, was denn sonst?» fragte ich. «Epos?» «Freie Dichtung», antwortete er und beschrieb dazu eine rundherum erlaubende Armbeugung. Über das nämliche Thema im nämlichen Gedankengang möchte ich heute dem Ausspruch Burckhardts einen ergänzenden Satz beifügen: Die Kunstform der Tragödie wurzelt nicht wie die übrigen poetischen Kunstformen in einem Bedürfnis der Menschenseele, sondern sie ist das Kind eines historischen Zufalls (combinazione).

Ebenso entschieden warnte er mich vor der Prosa. «Wenn man ein in Prosa geschriebenes Buch nach zwanzig Jahren wieder in

die Hand nimmt, was hat man dann? Ein Häuflein Asche, eine Handvoll Stroh. Wie habe ich doch einst für Immermanns «Oberhof» geschwärmt! Und jetzt? jetzt kann ichs gar nicht einmal mehr lesen.»

Vom historischen Roman urteilte er: «Poesie und Geschichte kommen bei dieser Gattung Literatur gleich schlecht weg.»

Über Volkspoesie belehrte er mich (anlässlich Ossians, über dessen Unechtheit er mich aufklärte): «Die Poesie aller Völker ohne Ausnahme ist frisch, kräftig, lebensbejahend, niemals sentimental.»

Ich gestand meine Vorliebe für das Märchen, weil hier, und zwar hier allein, völlige poetische Gerechtigkeit walte. Er lachte. «Ja, das Märchen hat es aber auch gar leicht, poetische Gerechtigkeit zu üben!»

Die Satire als selbständige Kunstform stellte er zuunterst, zählte sie überhaupt nicht zur Poesie. Den ruhmgekrönten Großkönig der Satire, Aristophanes, schätzte er als Schriftsteller gering und verachtete ihn herzlich als Menschen. Seine Satire sei wohlfeil, seine Phantasie fadenscheinig, seine Poesie so minim, daß man sie für Null zählen dürfe. «Und am Tode des Sokrates, man mag sich drehen, wie man will, ist er eben doch mitschuldig.» Es mag auffallen, daß ein Historiker nicht auch die schmäbliche politische Beschränktheit des Aristophanes erwähnte. Allein wie stellte sich denn Burckhardt zum Frieden des Nikias und überhaupt zu Nikias? Das zu untersuchen, wäre der Mühe wert, doch würde uns das hier viel zu weit führen. «Wo kämen wir hin?», pflegte in solchen Fällen Burckhardt auszurufen. Mit seinem Verdammnisurteil über Aristophanes setzte sich Burckhardt in Widerspruch mit der gesamten Welt und wußte das; aber es focht ihn nicht an. Er war eben nicht bloß ein ausnehmend gescheiter Mensch, sondern auch ein freier, mutiger Wahrheitsdenker; wie vorsichtig er schon in seinem Privatleben sein mochte. Ich sage mutiger Wahrheitsdenker, nicht mutiger Wahrheitsbekenner.

Den größten Gedankenmut bewies er mit seinem Urteil über Molière. Obschon ich dieses Urteil nicht aus meinen Gesprächen mit ihm, sondern aus seinem Kolleg kenne, halte ich doch für richtig, es bei diesem Anlaß mitzuteilen. Er nannte Molière «leblos» und «steif». «Aber um Gotteswillen», fügte er scherzhaft bei, «verraten Sie mich nicht, sagen Sies nicht weiter.» (Ein Zusatz, der selbstverständlich nicht wörtlich, als ängstliche Bitte, gemeint war.) Burckhardt ist der einzige Mensch, von dem ich weiß, daß er Molières Schablonenarbeit durchschaute. Allein schon um dieser einen Einsicht willen gilt er mir seinen sämtlichen Zeitgenossen auch in poetischen Dingen als urteilsüberlegen. Hier noch ein Wort Burckhardts über den «Tartufe» (ebenfalls im Kolleg): «Beachten Sie übrigens wohl, meine Herren, Molière greift im «Tartufe» nicht etwa die Pfaffen an, sondern den dilettantischen Heuchler, der den Pfaffen unbefugte Konkurrenz macht und ihnen beim Erbschleichen ins Gehege kommt.»

Anläßlich eines Gespräches über ein ganz unverfängliches ästhetisches Thema, nämlich über das Wesen und den Wert der erfindenden Phantasie, juckte jählings wie der Teufel aus einer Schachtel Unfriede zwischen uns hervor. Wir hatten zunächst von Kaulbach gehandelt; er hatte mich über die liederliche Komposition der Kaulbachschen Werke belehrt, wie da die Gruppen aus dem Bild herausfallen (er nannte mir als Beispiel die Gruppe der Christen in der «Zerstörung Jerusalems»), und sich dabei über die Ideenmalerei überhaupt abfällig ausgesprochen. Dann verkündete er mir seinen mir bereits bekannten Satz, daß künstlerischer Phantasie Reichthum sich nicht in der Erfindung möglichst vieler verschiedener Themen offenbare, sondern in der Bewältigung eines einzigen nämlich Themen auf verschiedene Weise, so zwar, daß jede neue Bearbeitung wieder überzeugend wirke. Darauf fragte ich ihn: «Gilt dieser Satz bloß für die Kunst? oder wollen Sie ihn auch auf die Poesie anwenden?» Da sprang

er wie von einer Schlange gebissen vom Sitz, rannte im Zimmer umher, mir feindselige Blicke zuschleudernd, und rief zu wiederholten Malen: «Das war eine boshafte Bemerkung! eine abgefeimt boshafte Bemerkung!» Und konnte sich gar nicht beruhigen. Schließlich, als er sich einigermaßen erholt hatte, erteilte er mir den unwilligen Bescheid: «In der Poesie verhält es sich ja durchaus anders. Da ist die freie Erfindung von immer neuen Themen ein Hauptvorzug. Das gehört zum Wesen der Poesie. Aber das war eine bösartige, raffiniert bösartige Bemerkung gewesen!» Er täuschte sich. Es war keine bösartige Bemerkung gewesen, sondern eine bescheidene ernste Erkundigung nach der Wahrheit, und zwar nach einer Wahrheit, die mich besonders nah anging. Was ihn dabei aufbrachte, war offenbar der Umstand, daß er, der sonst über alles nachdachte, zufällig dieses Verhältnis noch nicht überdacht hatte, durch meine Frage überrascht wurde und durch sie in Verlegenheit um die Antwort geriet. Übrigens bekenne ich heute die Ansicht, daß der Satz von der Phantasie, den Burckhardt für die Kunst aufstellte, freilich auch für die Poesie gilt. Ich glaube in der Tat, auch in der Poesie ist die beste Phantasieprobe die immer von neuem siegreiche Variantenarbeit über ein nämliches Thema, obgleich ich gewiß der letzte bin, den Wert der freien Erfindung in der Poesie bestreiten zu wollen. Jedenfalls ist das Herumvagieren in tausenderlei Stoffen kein Phantasiezeugnis. Sonst hätten ja die Dilettanten die reichste poetische Phantasie. Mich aber verletzte damals die Unterschiebung einer bösartigen Absicht in Verbindung mit der eindrucksvollen Inszenierung tief und nachhaltig. Diese Szene wirkte auf mich als Same der Entfremdung.

Über Lesen und Schreiben:

Ich sprach den Satz aus: Man sollte, um ein richtiges Urteil über den Wert fremdsprachiger Literaturwerke zu gewinnen, alles Fremdsprachige in Übersetzungen lesen, weil man sonst leicht das philologische Interesse, das man an der fremden Sprache

nimmt, mit dem literarischen verwechselt und dadurch verführt wird, den Wert des Inhalts zu überschätzen. Er gab mir recht, immerhin mit der Einschränkung: «Eine einzige Sprache lese ich nicht in Übersetzungen: die französische.»

Ich erklärte, daß ich mich weigere, Goethes «Faust» wie eine Art Evangelium zu lesen. Lebhaft rief er: «Als Evangelium lese ich kein Buch der ganzen Welt!»

Ich bat ihn, mir zu raten, was es im Gebiet des Epos nach Ariost sonst noch Schönes für mich zu lesen gebe, ob vielleicht Milton oder die «Lusiaden». «O nein, nicht Milton», antwortete er «eher die ‚Lusiaden‘, aber vor allem Tassos ‚Befreites Jerusalem‘.» Auch in der hohen Wertschätzung des Tasso fand ich dann sein Urteil als zutreffend.

Seiner Empfehlung verdanke ich auch, daß ich die geistreichen, kunstvollen und phantasiegeschmeidigen Erzählungen Voltaires kennenlernte. Dem Antagonisten Voltaires, Rousseau, war er nicht hold. «Aber einen wundervollen Stil, eine prächtige Suada hat er.»

Wir redeten vom Stil. Burckhardt urteilte: «Die erste Hauptsache beim Stil ist, daß man etwas Sagenswertes zu sagen hat. Ich halte es mit Schopenhauer: ‚Damit kommt man schon weit.‘»

Als er bemerkte, wie heftig ich zu reagieren pflegte, mich über Unstimmigkeiten ärgerte und Bücher, die mich ärgerten, wegwarf, mahnte er mich davon ab. «Sie müssen sich nie ein Werk verleiden lassen, weil es in einzelnen Teilen mißlungen ist.»

Über Goethe und Schiller: «Goethe mag der Lehrer der Deutschen sein und bleiben, dagegen als Künstler steht Schiller entschieden höher. Auf einen so nebensächlichen Umstand die Krisis zu gründen wie Goethe in seinem «Tasso», das hätte sich Schiller niemals erlaubt.»

Über den Einfluß der deutschen Klassiker: «Die deutschen Klassiker haben heutzutage alle und jede Wirkung auf die deutsche Nation verloren. Der gegenwärtige Deutsche liest sie nicht einmal

mehr. Er rühmt sie zwar; aber was er tatsächlich liest, das sind die Romane und die Zeitschriften.»

Meiner ungemeinen Hochschätzung Grillparzers, der damals fast verschollen war, stimmte er herzlich bei.

Ein Buch lag auf seinem Tisch, auf das er bei meinem Eintritt wies. «Da habe ich soeben ein reizendes neues Lustspiel gelesen. ‚Nos bons villageois‘» heißt es, von einem gewissen Sardou. Das ist so fein, so geistreich geschrieben, daß ich überzeugt bin, er hat es vorher einer Freundin vorgelesen.» «Geben Sie so viel auf weibliche Kritik?» fragte ich. «Wohlbemerkt, wohlverstanden», rief er eifrig, «nicht auf die Kritik des ersten besten weiblichen Geschöpfes, wohl aber auf die Kritik einer gescheiten, hochgebildeten, ausgezeichneten Frau. Solch ein Werk wie ‚Nos bons villageois‘ ist ohne weiblichen Einfluß gar nicht denkbar.» Zu diesem Satze Burckhardts eine eigene Anmerkung: Die ganze französische Literatur steht seit Jahrhunderten beständig unter dem Einfluß geistig hochstehender Frauen. Jeder Franzose schreibt jedesmal im Hinblick auf den weiblichen Teil seiner Leser oder Hörer; er hat daher nicht unbedingt nötig, sein Werk einer einzelnen Frau zum Urteil vorzulegen. Er wittert das Urteil der Frauen.

Ich würde eine Wahrheit unterschlagen, wenn ich nicht auch meldete, daß trotz seiner überlegenen Einsicht in poetischen Dingen Burckhardts Urteil schmäählich versagte, wenn es sich um lebende Dichter handelte. Zu dieser Behauptung habe ich sowohl allen Grund wie alle Ursache.

Über Musik

Burckhardt hatte ein geringes Klavier in seinem Zimmer stehen. Es gelang mir nie, ihn dazu zu bewegen, mir etwas vorzuspielen; er entschuldigte sich mit seiner Unzulänglichkeit. Dagegen mich nötigte er zum Spielen, meine eigenen Unzulänglich-

keitsbeteuerungen steifnäckig beseitigend. Ich solle ihm vorphantasieren, begehrte er. Die Phantasie begleitete er dann je-weilen mit teilnehmenden Zwischenrufen: «Halt! jetzt genug der Überleitung, jetzt wieder das Thema» oder: «Dieser Trugschluß gefällt mir.» Und dergleichen mehr. Mitunter gab er mir auch ein von ihm erfundenes Thema zum Phantasieren auf. «Lassen Sie hören, was würden jetzt Sie aus diesem Thema machen?»

Ich bat ihn um Aufklärung, warum er im Kolleg, wo er seine Bewunderung für Haydn und Mozart ausgesprochen, den Namen Beethoven nicht mitgenannt habe. Ob ich aus dieser Unterlassung etwa schließen müsse, er verspüre für Beethoven nicht die nämliche uneingeschränkte Bewunderung? ob er etwas an Beethoven auszusetzen habe? «O nein», verwahrte er sich eifrig, «an Beethoven etwas aussetzen, das hieße ja wahrhaftig, an der Sonne Flecken entdecken! Zwar nach meinem unmaßgeblichen Eindruck erscheint mir Beethoven mitunter zu lang; aber wie gesagt, das will kein Urteil sein; es ist nur mein privates, unmaßgebliches Empfinden.» Immerhin, ein zwar bescheiden gemeintes, aber riesengroßes Fragezeichen setzte er hinter Beethoven doch. Das verraten uns beiläufige Bemerkungen in seinen Büchern.

Gluck war sein Liebling, den er stets mit ernster, ehrfürchtiger Ergriffenheit nannte; auch sah ich etwa eine «Iphigenie» auf dem Klavier liegen.

Über Weber sprach er ein gewichtiges, nachdenkenswertes Wort: «Wer solche Allegri zu machen versteht wie Weber, der ist ein Genie allerersten Ranges.» Das Allegro als Kriterium für das Genie aufzustellen, während alle Welt um ihn herum das Adagio für das Höchste und Schwierigste ausgibt, das allein schon beweist, wie tiefinnerlich er nicht bloß die Musik, sondern auch die Kunst der Musik verstand.

Ich äußerte mein Mißfallen an der Kunstform des deutschen

Singspiels, welches den Musiker nötige, mit kleinen, vereinzelt, kurzatmigen Nümmerchen zu zahlen. Die «Zauberflöte» zum Beispiel, meinte ich, bestehe aus lauter kleinen schönen Fetzen. «Ja, aber was für ‚Fetzen‘!» protestierte er eifrig. «Es soll ein anderer einmal versuchen, solche Fetzen zu machen!» Und summte mir begeistert den Gesang vor, wie die beiden die Feuer- und Wasserprobe bestehen.

Ich sprach von der zauberhaften, weichen Anmut Chopins. Er stimmte mir mit den Worten bei: «Chopin ist einer der allerersten Melodienerfinder.» Die Melodie galt ihm als die Seele der Musik. «Mozart selber hat die Melodie für das Höchste in der Musik erklärt. Es ist gut, daß wir solch ein Zeugnis für die Melodie aus dem Munde eines Mozart besitzen.» Verächtlich sprach er sich über die Melodiefurcht der Modernen (1866) aus. «Jedesmal, wenn sie auf dem Wege sind, eine Melodie zu finden, verdrehen sie sie mit allerlei Kunststückchen, damit nur ja keine gesunde Melodie herauskomme.»

Meine Behauptung, nur gute, mit Herz begabte Menschen könnten wahrhaft musikalisch sein, die andern heuchelten sich Musikliebe bloß vor, billigte er. «Auch ich fühle mich angewidert, wenn ich nüchterne, trockene Philister im Konzert sitzen sehe.»

Seine stadtbekannte Liebe zur italienischen Musik gestand er gerne ein, mit dem Bewußtsein, sich ihrer nicht zu schämen zu haben. «Die Unfähigkeit des deutschen Urteils, die Schönheit der italienischen Musik zu erfassen, hat mir zuallererst die Augen über die Beschränktheit der deutschen Kritik überhaupt geöffnet.»

Unter den neuern Italienern zeichnete er vor allem Rossini aus; ihn liebte er mit dem Herzen eines gebornen Musikers, der sich an der Einzelschönheit berauscht. Er wies mich auf den echt gesangsmäßigen Charakter der Rossinischen Melodien hin, in welchen sich der tüchtige Sänger Rossini offenbare; als Beispiel sang er mir einige Noten aus der Einleitung zur Semiramis-Ouvertüre

vor. Die Verleumdungsarie aus dem «Barbier» nannte er genial. Als ich gestand, in Rossinis «Stabat mater» trotz vielen Trivialitäten wunderbare musikalische Schönheiten zu kosten, stimmte er herzlich bei und verwies mich bei dieser Gelegenheit auf das damals Neueste von Rossini: seine Messe. In Baden-Baden, berichtete er mir, solle sie diesen Sommer gegeben werden. «Wenn ich es irgend möglich machen kann, so reise ich hin.»

In Bellinis «Norma» schätzte er auch den Text hoch, die dramatische Spannung. «In dieser Stunde sollst du erkennen», sang er begeistert.

Ich hatte im Spätherbst 1865 eine doppelte musikalische Bekehrung erlebt. Ohne weder von Wagner noch von Verdi eine einzige Oper gehört zu haben, war ich Wagnerianer gewesen, weil mir sein Kunstprinzip einleuchtete. Aus dem nämlichen Grunde glaubte ich Verdi tief verachten zu sollen. Beim «Tannhäuser» erlebte ich dann eine musikalische Enttäuschung, beim «Trovatore» eine musikalische Überraschung. Über dieses seelische Vorkommnis erstattete ich Burckhardt Bericht. Es tue mir leid, erzählte ich ihm, aber ich könne nicht umhin, im «Trovatore» echte leidenschaftliche, packende Rhythmen zu erkennen. «Rhythmen», gab er zu, «ja, Rhythmen haben sie, in dem Hexenkessel von Paris, wo immer etwas Teufels gebrodelt wird. Im übrigen ist Verdi ohne jeden Zweifel ein Wicht» (er bediente sich sogar eines stärkeren, vierfüßigen Ausdrucks). «Hören Sie doch nur zum Beispiel das:» und trällerte zum Beweis mit Ekel das As-Dur-Allegro «Ein unnennbares Sehnen» aus dem «Trovatore». «Und nicht einmal eine anständige Ouvertüre bringt er ja zustande. Überhaupt, daß sie heutzutage alle miteinander nicht einmal mehr so viel Kunst und Kunstwillen aufzubringen vermögen, um eine Ouvertüre zu machen!» Dann spottete er über die Stiländerung im «Ernani», indem er mir aus einem Artikel des Pariser «Figaro» das Wort zitierte: «Verdi, bleib Verdi, und wolle nicht Wagner sein.»

Über Wagner schnitt er mir kurz das Wort ab. «Über Wagner lohnt sich nicht zu reden. Der ganze Ruhm Wagners ist ein künstliches, gefälschtes Produkt fanatischer, verrückter Kapellmeister. Sobald Wagner die Augen schließt, spricht kein Mensch mehr von ihm.» Die Prophetengabe besaß Burckhardt, wie man aus diesem Beispiel sieht, nicht, wofür ich auch auf anderem Gebiete Proben liefern könnte. Aber er prophezeite tapfer drauf los, sich auf den Erfahrungssatz verlassend, daß den Propheten nur die Treffer angerechnet, die Nieten vergessen werden. Er konnte Wagner nicht leiden. Mit Behagen erzählte er mir das Urteil Rossinis über Wagner: «Schön, aber keine Musik.» Mit Wonne zeigte er mir auf der Bibliothek einen Artikel der «Neuen Freien Presse», worin Wagner zerrissen wurde. «Jesus! Jesus!» rief er vergnügt, «wie der mit Wagner ins Zeug geht! Jesus! Jesus! Jesus!»

Folgender Spruch über Musik, den ich von Burckhardt gehört habe, verdient Beachtung: «Ich halte die beständige Verbesserung der Klavierinstrumente keineswegs für ein Glück. Allzu schöner Ton wirkt auf den Komponisten verführerisch, ähnlich wie der Goldgrund auf den Maler. Sie verlassen sich auf den Wohlklang und vernachlässigen darüber die Komposition!»

Philosophie, Philologie und ‚Schulsack‘

Das erste Mal, als ich Burckhardt aufsuchte, sprach ich meinen Wunsch nach einer Zentralwissenschaft aus, welche einem in der Zersplitterung der Fakultätswissenschaften als Kern diene. «Es gibt ja eine solche Zentralwissenschaft», sagte er mit spöttischem Lächeln, «wenigstens behauptet sie, es zu sein: die Philosophie.» Burckhardt war, wie man weiß, und wie er selbst es oft genug erklärt hat, Antiphilosoph. War er Philosoph wider Wissen

und Willen, wie Joël glaubt und scharfsinnig entwickelt? Ich muß leider gestehen, nicht überzeugt worden zu sein.

Von dem Erzfeind, dem Erzphilosophen Hegel, urteilte Burckhardt so wegwerfend wie Schopenhauer, nur in anderem Stil; nicht mit Schopenhauers Grimm, sondern mit fröhlichem, souveränem Hohn. Belustigt schilderte er mir das «Fortmantschen des Begriffes» und veranschaulichte das ‚Mantschen‘ mit entsprechenden Mund- und Armgebärden. «Aber einen vorzüglichen Schulsack hat er von Tübingen mitgenommen. Der kam ihm zugute.»

Ich redete von den Widersprüchen der Wissenschaft, von den Streitigkeiten und Zänkereien der Professoren. Mir scheine, nach so und so viel tausend Jahren könnte die Menschheit sich schließlich über einige Hauptsätze der Wirklichkeitswahrheit geeinigt haben, welche ein für allemal als feststehend gelten müßten, so daß hinfort niemand mehr sie anzuzweifeln wage. Er entgegnete: «Aus Ihren Worten erkenne ich, wie jung Sie sind. Sie wissen noch nicht, daß es Menschensorten gibt, die es sich zur Lebensaufgabe machen, Wust zu produzieren und das einmal Gewonnene immer wieder von neuem zu verwischen.»

Ich verhöhnte die kathederrläufige Beschönigung der wissenschaftlichen Irrtümer, die Redensart: «Kollega X. hat sich zwar geirrt, aber durch seinen Irrtum hat er indirekt der Wahrheit gedient, indem er durch den Widerspruch, den er hervorrief, und so weiter.» Das wäre überaus bequem, meinte ich, da brauchte einer ja nur irgend etwas Verkehrtes zu behaupten und hätte sich dann um die Wahrheit verdient gemacht. Ob man denn etwa an eine automatisch wirkende Verbesserungskraft des Menschengesistes glaube, welche von selber Dummheiten in Gescheitheiten verwandle? Er lachte vergnügt: «So eine Art Korrekturmaschine, wo man oben eine Dummheit hineinwirft und unten kommt eine Gescheitheit heraus.»

Ich spottete über die Entschuldigung: «Es war zwar ein Irrtum,

aber der Gedanke macht seinem Herzen Ehre.» Er rief: «Ich halte es mit den Gedanken, die dem Verstande Ehre machen.»

«Man zählt immer mit Stolz auf», sagte er einmal, «wie viele Menschen in einem Volke lesen können. Es kommt nicht sowohl darauf an, ob sie lesen können, als darauf, ob sie auch wirklich lesen. Und daß sie auch über das Gelesene nachdenken.»

Proben von Burckhardts Logik:

Ich hörte ihn, ich weiß nicht mehr bei welchem Anlaß, sagen: «Ja, schon eine Wahrheit, aber eine Wahrheit auf einer andern, niedrigeren Stufe.» «Wahrheiten von verschiedener Stufe», *diese Art Logik verrät nach meiner Meinung einen ganz außerordentlichen, originellen Denker.*

Der Prozeß, einen gegebenen Einzelfall in allgemeine Erfahrungssätze einzureihen, verschaffte seinem Geiste an sich Genugtuung. Ich erzählte ihm, vergangene Nacht hätte ich geglaubt, ein Knistern zu hören, als ob die Wand neben meinem Bette brenne, es hätte mich aber nicht weiter interessiert, ob sie brenne oder nicht. Er zitierte einfach einen lateinischen Spruch: «Wenn der nächste Balken brennt.» Ich erzählte ihm, wie ich meinen Freund Widmann zu einem Besuche bei meiner Tante mitnahm und wie daraus ein Verlöbniß zwischen den beiden entstand. Er klassifizierte, indem er im Tone der Weisheit aussprach: «Ja, ja, so etwas geschieht manchmal.» Der Satz für sich wäre ja so trivial als möglich, aber der Ton der Weisheit und das Einrangieren in die Allgemein-Erfahrung, an Stelle irgendeiner auf den Einzelfall eingehenden Bemerkung, fiel mir als bezeichnend auf.

Als Humanist und als Denker hielt natürlich Burckhardt (ähnlich wie Schopenhauer) sehr viel vom Wissen, von den erlernbaren Kenntnissen. Der Geographie schrieb er hohen Wert zu, und mit Recht; der Wert der geographischen Anschauung für den Menscheng Geist wird gemeiniglich, wie schon Herbart ausgeführt hat, weit unterschätzt. Eine besondere Hochachtung, ja Vorliebe, bekundete er für die Philologie, namentlich die klassi-

sche Philologie. Überschätzte er nicht ihren Wert? Theoretisch zwar nicht; man kennt Aussprüche von ihm, welche beweisen, daß er die Philologie prinzipiell bloß als Mittel, nicht als Selbstzweck auffaßte. Allein in praxi hat er nach meinen Erfahrungen (und ich habe es hier bloß mit meinen Erfahrungen zu tun) sowohl das erlernbare Wissen selbst wie den normalen Weg zum Wissen, also das Lernen und den Fleiß, ganz gewaltig überschätzt, im besondern den Fleiß in der Schule. Der ‚Schulsack‘ galt ihm für etwas Unersetzliches, ja fast als etwas Heiliges. Von einem Nachholen der Kenntnisse nach der Schule schien er nichts zu wissen oder nichts zu halten. Die Tatsache, daß die berühmtesten, strahlendsten Leuchten der Menschheit die schlechtesten Schüler gewesen zu sein pflegten, schien er nicht zu kennen, von den fürchterlichen Gemütskrämpfen, welche oft gerade die Begabtesten im Schulalter heimsuchen und welche ihnen schlechterdings nicht erlauben, sich um lateinische Vokabeln zu kümmern, nichts zu ahnen. Er taxierte seine Schüler einzig nach ihren Kenntnissen und ihrem Lerneifer, liebte den Primus und verachtete die zuunterst Sitzenden. Dementsprechend fiel auch sein Geschichtsunterricht im Gymnasium aus, in den Jahren, da ich diesen erfuhr, 1861 bis 1863. Sein Schulunterricht war ganz auf das harmlose Jahrexämenchen zugeschnitten, das er wahrhaftig blutig ernst nahm! Diktierte ein paar Sätzlein, erläuterte diese kühl und sachlich und diktierte sofort weiter. Hernach ließ er sich die Niederschrift zeigen, ob sie auch schön genug geschrieben sei, um beim Examen eine gute Figur zu machen. Kein Wunder, daß er mir nachher gestand, er wisse wohl, daß ihm das Talent abgehe, die Schuljugend zu erwärmen. Freilich, «gut präpariert» kam er immer auch in die Schule, wie er sich mir gegenüber rühmte. So war es damals in meiner Klasse; wie es in einer anderen Klasse oder später sein mochte, geht mich hier nichts an.

Zur Illustrierung des Gesagten zwei Anekdotchen. Er hatte den hübschen Einfall, sich nach den Sommerferien bei den Schülern

freundschaftlich zu erkundigen, was sie in den Ferien etwa gelesen hätten, und knüpfte aufmunternde Bemerkungen an die Geständnisse. Beim Primus fing er an und fragte geduldig immer weiter; aber vor den zwei Letzten machte er Halt; die zu fragen, lohnte sich nicht, das war für ihn Kehricht. Ich war der eine der beiden Letzten. Nun die andere Anekdote: Zu dem damaligen Basler Maturitätsschein-Examen, bei welchem einzig das Verhalten während der drei letzten abgelaufenen Schuljahre, nicht etwa die Arbeitchen und Antwortlein des Exämenchens die Note bestimmte, kam für einige von uns als Nachschlag noch ein wirkliches Examen in Liestal dazu, wo es ziemlich scharf zuzuging. In diesem scharfen Examen erhielt ich eine gute Nummer. «Wart, Burckhardt, der du mich so verachtest», sprach ich zu mir, «diese gute Nummer mußt du mir wissen.» Und meldete ihm meine gute Note. «So?» entgegnete er mit verächtlichem Naserümpfen, in beleidigendem Ton, «hat man gemogelt? hat man Ihnen aus persönlicher Vergünstigung, weil Sie ein Liestaler sind, eine gute Note untergeschoben?» Lieber verdächtigte er ein ganzes Examenkollegium, als daß er seine Meinung von einem Unfleißigen korrigiert hätte. Das also steht fest: den Wert des Fleißes in der Schule hat er unendlich überschätzt.

Später, in meiner Studienzeit, in unseren Gesprächen auf seinem Zimmer, habe ich dann nicht bloß wiederholt, sondern regelmäßig bei ihm in Wort und Ton eine solche tiefe, vorsintflutliche Ehrerbietung vor dem Wissen, namentlich vor dem philologischen Wissen, beobachtet, daß ich mich immer von neuem fragen mußte: Liegt in dieser merkwürdigen Zärtlichkeit für das Ochsen und die Ochsen nicht eine Schwäche vor? Wie verdrehte er zum Beispiel andächtig die Augen, als ob er die heilige Monstranz erblickte, wenn er mir mitteilte: «Die Sachsen sind vorzügliche Lateiner!» Wie ehrfürchtig sprach er den Namen des geringsten Philologen aus! Und wie stolz war er auf seine eigenen (nicht unbedeutenden) philologischen Kenntnisse! Wie schwelgte er in la-

teinischen und griechischen Ausdrücken! Einmal wollte ich über ein Werk Lukians mit ihm reden. Kaum hatte ich den Titel dieses Werkes genannt, so rief er begeistert: «Haben Sies gemerkt? Haben Sies gemerkt?» «Was gemerkt?» «Also haben Sies wirklich nicht gemerkt?» «Was nicht gemerkt?» «Daß es ein Akephalon ist.» «Daß es was ist?» «Ein Akephalon.» «Was ist das, ein Akephalon?» «Ein Buch, von welchem uns der Anfang, der Kopf, verlorengegangen ist», antwortete er ernst und wichtig. «Ach so, nur das!» Über dieses Akephalon war er dermaßen in wonniger philologischer Aufregung, daß er für den Inhalt keinen Atem mehr übrig hatte. Wie ein Knabe einen Holzsäbel, so stolz schwenkte er sein Akephalon.

Der unselige heilige ‚Schulsack‘ verschuldete schließlich sogar das Ende unserer Beziehungen. Ich glaube diese Tatsache hier erwähnen, nicht aber berichten zu sollen.

Etwas wird mir mitgeteilt, was zu glauben mir Mühe kostet, weil ich es als eine Ungeheuerlichkeit empfinde. Ich hatte bisher als selbstverständlich angenommen, daß Burckhardts Vorträge, sowohl die öffentlichen wie die Universitätsvorträge, sämtlich nach dem Stenogramm gedruckt der Welt vorlägen. Das scheint nicht der Fall zu sein. Wenn das wirklich nicht der Fall ist, dann erlaube ich mir, daran zu erinnern, daß es sich bei Burckhardts Vorträgen nicht bloß um die Wissenschaft der Geschichte handelt, sondern um viel mehr und namentlich um etwas ganz anderes, viel Höheres, ganz Unvergleichliches. Um was, das zu erklären oder auch nur ahnen zu lassen, dazu wäre eine ganze Abhandlung nötig. Ich muß mich hier mit dem Bekenntnis begnügen, daß ich den Verlust der kleinsten beiläufigen Seitenbemerkung Burckhardts als einen unersetzlichen verspüre.



Jacob Burckhardt

1818–1897

STUDENT IN HEIDELBERG

Zwei Zweifel machten mir Kummer, als ich nach Heidelberg auf die Universität zog. Ob die Dorier aus Mazedonien nach dem Peloponnes gekommen wären oder aus Kreta, und ob die Mundwinkel einer schönen Frau einen spitzen oder einen stumpfen Winkel bildeten.

Ich studierte nämlich Theologie.

Um dem ersten Rätsel nachzuspüren, pfleg ich gelehrten Umgang. Die geistreiche und hochgebildete Hofrätin Feuerbach, die Mutter des Malers Anselm Feuerbach, eine Dame von bedeutender Geschichtsquellenkunde, an welche ich mich zuerst wandte, weil sie ein paar wunderbare große sibyllinische Augen hatte, erklärte sich in dorischen Angelegenheiten für inkompetent, erteilte mir statt dessen Unterricht im Tenorgesang, las mit mir den Homer im Originaltext und ließ mich allerlei Oratorien hören, die sie als Chordirigentin mit ihren Schülerinnen und Freundinnen in ihrem blumengeschmückten Salon einstudiert hatte. Da genoß ich unter anderm den «Orpheus» von Gluck und unten im ersten Stock bei Professor Kaisers das «Alexanderfest» von Händel. Solchen hohen Dilettantismus nun pflegte man damals in Heidelberg. Für die Dorier verwies sie mich an den Direktor Weber, den Verfasser der bekannten größeren und mittleren und kleinen Weltgeschichte. Ich traf bei Webers eine liebenswürdige Familie; aber meine bänglichen Fragen über prähistorische Probleme fanden eine lächelnde überlegene Ablehnung. Inzwischen erschloß mir der Universitätsbibliothekar Dr. Thibaud den freien Zugang zu der Universitätsbibliothek, machte mich überdies mit dem Literarhistoriker Gervinus bekannt, bei dem ich

hinfort manchen lehreichen Morgen und Abend zubrachte. Zwar konnte ich an seiner schwärmerischen Verehrung für den rationalistischen Apostel Parker nicht teilnehmen, aber den Manuscripten aus Händelschen Opern, die er besaß und die Frau Gervinus mir versprach, brachte ich andächtiges Interesse entgegen.

Warum ich die Weisheit nicht da suchte, wo sie wäre und wo sie mir als Theologiestudenten am nächsten läge, meinte eines Tages Gervinus und verwies mich auf Professor Hitzig.

Mit der Unbefangenheit eines gläubigen Jüngers fiel ich den alten Herrn in den Anlagen an, mit der Bitte, mir doch die unruhigen Begriffe über den Zivilstand der kleinasiatischen und vorgriechischen Völker etwas in Ordnung zu bringen. Und siehe da, der große Gelehrte fand es nicht unter seiner Würde, mir unter den blühenden Kastanienbäumen, mitten unter dem spazierenden Publikum von der Stammverwandtheit der Kreter und Philister und Griechen, von der arischen Herkunft der Assyrer und anderes dergleichen mehr zu erzählen. Und kein Apostel hat je seinem Rabbi andächtiger gelauscht. Übrigens, bemerkte er zum Schluß, in seiner kaustischen Weise, mit dem charakteristischen Augenzwinkern, würde ich wahrscheinlich dereinst bei meinem Examen hauptsächlich über semitische Angelegenheiten befragt werden.

Von da an war Hitzig mein Mann; was er las und was er sprach, das mochte ich hören und lernen; im Seminar, im Privatissimum, in seinem Hause, auf den Wandelgängen unter den Anlagen genoß ich seinen Unterricht, aber auch nur seinen; von Dogmatikern, Ethikern, Exegeten und Katecheten habe ich nicht das Profil ihres Angesichtes gesehen, geschweige denn ihre Kollegien betreten. Bloß Steiner, der Hitzig in jüngerer Auflage, tat mirs noch an und hat sich auch meiner von Dr. Egli in Zürich vorbereiteten Orientalien in Privatissimis mit selbstvergessenem Eifer hilfreich angenommen.

So fand der Wissensdurst die richtige Quelle, und die Völker Asiens, die mir bis dahin die Gedanken sauer gemacht hatten, hielten sich fortan manierlich in ihren Grenzen; blieben auch noch manche Fragezeichen, so hatte ich doch den Trost, daß ich in dieser Beziehung das Nichtwissen mit der Wissenschaft teilte. Ich fühlte mich also mit dem Nichtwissen in guter Gesellschaft.

Dem zweiten Problem nachzuspüren, war in Heidelberg ein dankbares Studium. Denn es wächst dort ein schöner Gottesegen von wohlgeschaffener Weiblichkeit, was mir jeder ehemalige Heidelberger Student mit warmen Worten bekräftigen wird. Und die Gelehrtheit der Väter beeinträchtigt die Rasse der Kinder keineswegs; die Professorentöchter durften und dürfen sich sehen lassen. Und sie lassen sich sehen. Heidelberg ist eine Universität mit Tanzbegleitung. Diese Woche geben die Pandekten, jene Woche die Institutionen, heute gibt die vergleichende Anatomie, morgen die Chirurgie einen Hausball. Kaum ist der eine verrauscht, so werden schon die Geigen für den andern gestimmt. Unterschiede der Fakultät gibt es dabei nicht; sei es medizinisch, sei es philosophisch, man gibt seine Karte ab und erhält dadurch sofort das Recht, in die Schönheitsgalerie hineinzuschlüpfen. Nein wirklich, ohne Spaß, ich empfehle Heidelberg.

Was soll ich aus der Hochschule schwatzen? Kurz gemeldet, war das Ergebnis meiner Studien dieses, daß es verschiedene Mundwinkel gibt, von mancherlei Schwung und Anmut, und daß man über dem einen Stil den andern nicht verachten soll, daß aber alle Münder dann am lieblichsten munden, wenn sie lächeln.

In diesen Frieden hinein fiel eines Tages während eines studentischen Mittagessens die begeisterte Predigt eines medizinischen Kommilitonen, der uns klipp und klar mit Chemie, Analyse und Statistik auseinandersetzte, wie und was maßen unsere vielgestaltige Ernährung ein Hohn gegen die Natur wäre, daß ein Teller voll Fleischextrakt ein paar Dutzend Kilo Fleisch an Nahrungsgehalt aufwiege, da wir darin gleichsam einen komprimierten

Ochsen genossen, und wie die Milch das ideale und ausreichende Lebenselixier bedeute, die klassische Speise, die jede andere überflüssig mache, überdies am leichtesten verdaulich und obendrein spottbillig. Nun, man kennt ja die Melodie; sie wird noch heute gesungen, wenn auch über einen etwas andern Text.

Meine Kameraden stritten dawider, gaben schließlich dem Milchapostel recht und hieben mit um so größerem Behagen in den Gänsebraten ein, womit sie sehr weise handelten. Leider war ich damals so ein naiver gläubiger Maikäfer, der noch in dem Wahn befangen war, wer etwas lehre, müsse es auch wissen. Jene Statistik in Chemiesauce imponierte mir, die Sache schien mir plausibel, übrigens verführerisch praktisch. Denn wenn ich auf Fleisch und Wein verzichtete, um mit der billigen Milch vorlieb zu nehmen, so erübrigte ich einen hübschen Saldo für Delikatessen, Spargeln und Artischocken, Orangen und Datteln, brotlose Früchte, die man sich aber schenken durfte, nachdem man der Natur das ihrige gewährt, ungerechnet die Ausflüge.

Die Jugend tut, was sie glaubt; für olympische Spiele zu schwärmen, Epimanondas zu preisen und dabei im Schlafrock auf dem Divan herumzurauchen, Brillen aufzusetzen und Orden anzuhängen, das ist dem Greis und greisenhaften Geschlechtern aufgespart. Am folgenden Tag schon setzte ich die rationelle Diät in Kraft. Da brauchte es keine lange Vorbereitung; warum nennt mans denn die Molkenkur dort oben über dem Schloß? Dort oben hinter der Molkenkur wußte ich ein Bauernhaus mit einer stattlichen Sente von Kühen. Ein Vertrag war bald abgeschlossen; und nun pilgerte ich dreimal des Tages dort hinauf, um frisch von der Kuh weg die Universalspeise in Empfang zu nehmen. Nämlich der Tuberkelbazillus war damals noch nicht erfunden; was man heute aufs ängstliche verbietet, die kuhwarme Milch, wurde damals aufs eindringlichste empfohlen. Um ja keine weise Vorschrift zu verfehlen, turnte ich überdies abends im Akademischen Verein wie ein Besessener.

Das lief nun anfangs ganz vortrefflich. Die dreimaligen Spaziergänge auf die Höhe schmeckten nicht übel; moralisch fühlte ich mich gehoben, da ich einzig unter allen naturgerecht lebte, und mit Überlegenheit sah ich die naturwidrige Menschheit in Speisehäuser und Kneipen einkehren. Auch erwies sich die ökonomische Berechnung als völlig richtig. Die Kreuzer und Gulden zeigten ein tröstliches Beharrensvermögen im Geldbeutel, und damals geschah das Wunder, das nach allgemeiner Versicherung sich nur einmal im Jahrhundert ereignet, daß ein Vater seinem studierenden Sohn schrieb, wie es möglich sei, daß er mit so wenigem auskomme, und ob er denn nicht Geld bedürfe. Ich lächelte; das war mein Geheimnis, und hinter meinen Spargeln beim Delikatessenhändler fühlte ich mich reich und üppig wie ein Epikureer.

Meine Milchkur

Wie ich als Student nach Heidelberg kam – ich studierte Theologie – brachte ich zweierlei Wissenskummer mit, erstens, ob die Pelasger aus Kleinasien stammten oder aus Hellas, zweitens, ob die Augenbrauen schöner Frauen einen Bogen oder eine gerade Linie beschrieben. Denn wie gesagt, ich studierte Theologie.

Um dem ersteren Problem auf die Spur zu kommen, behelligte ich verschiedene hervorragende Männer, unter andern Gervinus, den Literaturhistoriker, Weber, den bekannten großen, mittlern und kleinen ‚Weltgeschichte-Weber‘, Frau Feuerbach, die edle Stiefmutter des Malers Anselm, die ich ja in Anbetracht ihres Geistes und ihrer Kenntnisse wohl zu den Männern rechnen darf. Zwar fand ich überall nur mäßige Teilnahme für meinen Kummer um die Pelasger, dagegen zum Ersatz dafür anderweitige angenehme Anregungen. Frau Feuerbach wollte mich durchaus

zum Tenorsänger bilden, Frau Gervinus trug mir Arien von Händel vor, und Frau Weber erlaubte mir den Einblick in ihr hübsches Familienleben, bei welcher Gelegenheit ich zufällig auch erfuhr, daß ihr Schwiegersohn Professor der Theologie in Heidelberg sei, eine Tatsache, die mir bisher entgangen war.

Die zweite Frage verlangte vor allem einen reichlichen Anschauungsunterricht und vergleichende Studien, die sich auf dieser Universität der Lebensfreude zwanglos dem strebsamen Geiste darboten. Man war im Wintersemester. Jeder hervorragende Professor jeder Fakultät gab seinen Ball. Nachdem der Student seine Karte abgegeben, erhielt er am festlichen Tage Gelegenheit, die schönsten Augenbrauen zu studieren. Hierüber gelangte ich zu dem vorläufigen Abschluß, daß es verschiedene schöne Augenbrauen gebe, bei welchem Ergebnis ich mich einstweilen beruhigte.

So nahmen meine Studien ihren gedeihlichen Verlauf, bis im Frühling meine Milchkur das Behagen beeinträchtigte. Mit dieser Kur hatte es folgende Bewandnis. Die schönen Fräulein Heidelbergs pflegten die liebenswürdige Gewohnheit, mit einem Kochkurs zu kokettieren, um ihren Haushaltungseifer darzutun. Bald diese, bald jene gastierte in der Küche eines Gasthofes, bescheiden und geheimnisvoll im Verborgenen, immerhin so, daß das Geheimnis sich herumsprach und daß demzufolge ihre Lehrer sich zur Mittagstafel sammelten. Da gab es Kochköniginnen, wie es Ballköniginnen gibt, und zwar waren die winterlichen Ballköniginnen meist zugleich die sommerlichen Kochköniginnen. Immer fügte sich, daß die hübsche Küchendilettantin gelegentlich einmal während der Mahlzeit durch den Speisesaal huschte, zierlich mit einer Schürze und den übrigen Requisiten ihrer Rolle ausgestattet, wobei sie die Zahl ihrer Getreuen prüfend überflog und das Lob ihrer angeblichen Kochkunst – denn die Hauptsache tat natürlich der Koch – huldvoll entgegennahm. Freilich, diese Erscheinung bildete nur ein Intermezzo. Die läng-

ste Zeit, während die Studenten unter sich waren, wurde «fachgesimpelt», wie das die Schauspieler nennen. Fachsimpeln heißt nämlich von seinem Beruf sprechen. Beiläufig gesagt, ich habe nie zugestanden und gestehe auch jetzt nicht zu, daß es das Zeichen eines beschränkten Geistes sein sollte, über sein Fach, seinen Beruf zu sprechen. Ja, wenn es sich um einen aufgezwungenen Beruf handelt – aber ein Mann der Wissenschaft, ein Student, ein Künstler, der das tut, übt, oder lernt, was er ersehnt und erstrebt – warum der nicht davon überquellen dürfte, wovon seine Seele erfüllt ist, das sehe ich nicht ein; im Gegenteil, es scheint mir vielmehr ein ungünstiges Zeichen, wenn einer seine Musik, seine Philosophie mit dem Glockenschlag beiseite werfen kann, wie der Handlanger seinen Hammer. Wie dem übrigens sei, jedenfalls die studierende Jugend ist ein eifriger Fachsimpel, und ich gratuliere ihr dazu. Da war nun für uns Altertumsstudenten, Theologen, Philologen und Juristen beschämend wahrzunehmen, wie weit uns die Naturstudenten, vor allem die Mediziner an gesprächsfähigem Wissen überragten. Wir konnten doch nicht wohl die Aufmerksamkeit für altrömisches Erbschaftsrecht, für das Konzil von Nicaea, für die Echtheit des Persius beanspruchen; dagegen wenn vom wirklichen leibhaften Menschen die Rede war, von Gesundheit und Krankheit, von Schlaf und Wachen, von Tod und Leben, das ging alle an, da mochte jeder mitsprechen, sei es fragend, sei es behauptend, sei es einwendend. Die nichts davon wußten, denen blieb doch das Widersprechen. Kurz, die Mediziner führten das große Wort.

Bei einer Gastrolle der schönen Frieda nun geschah es, daß die jungen Herren Mediziner, frisch vom Kolleg her, die dazumal neue Lehre von dem chemischen Nährgehalt der Speisen auskramten, im Tone strafender Propheten natürlich, wie es nun einmal allen Gesundheitsaposteln eigen ist. Wir leben, so hieß es, irrationell, wir wüten gegen unsern eigenen Körper, wir schleifen die unsinnigsten Lebensgebräuche von Jahrhundert zu Jahr-

hundert, die bekannte Tonart. Dabei wurde uns chemisch und nationalökonomisch die Torheit unserer populären Ernährungsweise vorgerechnet. Eine halbe Kuh voll Rindfleisch ist keinen Eßlöffel Fleischextrakt wert, ein Ei, in welchem ja doch das Huhn enthalten ist, belästigt den Magen ungleich weniger als das Huhn und ist zugleich unendlich viel billiger; vor allem aber die Milch, die Milch, die heilige alleinseligmachende Milch enthält in sich allein sämtliche Nahrungsmittel der Welt im billigsten, zuträglichsten und konzentriertesten Format. Warum nun die Menschheit sich wie ein dummes Maultier eigensinnig darauf steife, Hunderte und aber Hunderte von Talern für nichtsnutzigen Magenballast zu verschwenden, statt mit Milch um ein paar Groschen dem Leib, der Vernunft, der Börse wohlzutun?

Das war nun zwar nicht sehr galant gesprochen, am Gastmahl der schönen Frieda, und was für einen Nährgehalt der Moselwein hatte, dem die Herren Mediziner besonders eifrig zusprachen, vergaßen sie uns mitzuteilen. Aber es klang über die Maßen wissenschaftlich, und ich war damals ein gläubiger Maikäfer – heute nicht mehr. Daß einer Tatsachen mit Zahlen im Lehrton behaupten könnte, die falsch sind, hätte ich nicht im Traum für möglich gehalten – heute halte ich es sogar in wachem Zustande für möglich –, und daß man das, was man theoretisch für richtig hält, auch in Tat umsetze, schien mir einfach und selbstverständlich. Ich überlegte also: ein Liter Milch gleich einem Joch flüssiger Ochsen plus ein paar Zentner Gemüse, Brot und Makkaroni plus einige Kessel von Kaffee und Tee, alles das in einem einzigen Liter Milch für einige Pfennige, das würde ja meiner bescheidenen Studentenbörse vortrefflich zustatten kommen. Weg daher mit den dummen Mahlzeiten! Und wenn du dir am Ende der Woche ein paar Taler erspart hast, so kannst du dir dann zur Belohnung mit Schwetzingener Spargeln, Erdbeertörtchen und Vanilleglacen, die zwar keinen Nährwert haben, aber ausgezeichnet schmecken, ein Jubelfest leisten.

Gedacht, beschlossen, getan. Von Stund an entsagte ich allen Mahlzeiten, aber auch allen. Frühstück weg, Mittagessen weg, Abendessen weg; dafür jeden Morgen früh hoch auf den Berg oberhalb der ‚Molkenkur‘ gestiegen und ein paar Schöppchen Milch frisch im Stall getrunken; abends zur Melkzeit desgleichen. Natürlich für Bewegung und körperliche Anstrengungen mußte ich bei dergleichen Mastkur besorgt sein, damit mich das Übermaß von Nährgehalt nicht etwa belästige; man bedenke doch, wie viele konzentrierte Ochsen in der Milch schwimmen. Also geturnt, was das Zeug hält, in den Wäldern, auf den Bergen herumgelaufen, und in der Reitschule getrabt.

Zunächst mit dem besten Erfolg. Körper und Geist gebärdeten sich noch fröhlicher als sonst, das bißchen Geld in der Börse blieb wunderbar stabil, den Nachtigallengesang in den Wäldern lernte ich aus dem FF kennen, und das Bewußtsein, vernunftgemäß zu leben, erhob einen in merkwürdige metaphysische Höhen. Nach drei Tagen war auch richtig schon so viel erspart, daß ich mir die erste Orgie in einer erlesenen Comestiblehandlung gestatten durfte. Spargeln und Erdbeeren, soviel das Herz begehrte, und dann schräg gegenüber in der Konditorei zwei Vanilleglacen. Das einzige, was höchstens bei diesem naturgemäßen Leben zu kurz kam, war der Kollegienbesuch. Doch Kollegien, in Heidelberg, im Sommersemester! Wenn man ‚schwänzte‘, blieb einem ja immer noch die tröstliche Hoffnung, im Schloßgarten den ebenfalls schwänzenden Herrn Professor anzutreffen. Dann tat man sich zusammen, der Studio und der Professor, und wandelte gemeinschaftlich einher, ohne daß einer dem andern das Kolleg übelnahm.

Mit dem vierten Tag aber spürte ich eine gewisse nervöse Unruhe, verbunden mit einer Art Gereiztheit. Übersättigung natürlich, was sonst? Also die Portion flüssiger Ochsen vermindert, statt je drei oder vier Schoppen nur mehr je zwei. Und natürlich Spaziergänge, Turnübungen und Ritte verdoppelt. Doch siehe,

der abendliche Gang nach dem Bergstall wurde mir merkwürdig zuwider. Den halben Nachmittag brachte ich jeweilen damit zu, ein Mittel zu ersinnen, um nicht abends nochmals hinauf zu müssen. Es fand sich leider keins, denn unten in der Nähe wußte ich keinen Stall. Und schließlich ist man doch auch ein angehender Mann, man hat seinen Willen, seinen Charakter; die Spartaner legten sich noch ganz andern Zwang auf. Also hinauf denn, wenn auch schleppend, mit Widerwillen und Keuchen.

Eines Tages geschahen mir Illusionen und Halluzinationen. Ich träumte, ich sah, ich roch Speisen; Speisen ohne den mindesten Nährgehalt, aber warme dampfende Speisen, Suppen mit Petersilie darin, frisches duftendes Brot, gebratene Kartoffeln – pfui, Kartoffeln, das verpönteste, das allernährgehaltloseste Nahrungsmittel!! und namentlich eine gemeine Cervelatwurst, aber warm; nur warme Speisen reizten meine Phantasie. Das war offenbar der alte überwundene Adam, der mich da heimsuchte. Fort mit den antihygienischen Visionen! Der heilige Antonius überwand schlimmere Versuchungen. Aber wenn ich jetzt an einer Fleischhandlung vorbeistrich, blieb ich unwillkürlich davor stehen, wenn Teller klapperten, sträubte ich die Ohren. In der Comestiblehandlung, während ich meine Spargeln aß, starrte ich mit neidischer Gier nach einem Philister, der ein ganz verrücktes irrationelles Tagesmenu durchaß. Doch halt, wenn die Vernunft dagegen spricht, soll man seine Gier überwinden.

Wieder nach ein paar Tagen – nun waren es bald vierzehn Tage seit Beginn meiner Milchkur – fing mein Kopf an zu musizieren; ein beständiges Surren, erst nur ein klein wenig, dann immer mehr. Allmählich legte sich wie ein eiserner Reif um die Stirne, der nicht mehr wich, sondern sich immer enger zwängte, Tag und Nacht gleich. Überhaupt zwischen Tag und Nacht war wenig Unterschied mehr; kein rechter Schlaf, beständige Unruhe, mit Hitze im Kopf, wie im Fieber. Und die Stimmung ward nachge-

rade herzlich unangenehm. Wie wenn mich ewig jemand beleidigte, unzufrieden mit sich, mit der Welt, mit jedem Menschen; jedes Wort, jede Frage klang wie ein Unrecht, schmerzte wie eine Verletzung. Endlich, jetzt waren genau vierzehn Tage, kommen noch Zahnschmerzen hinzu und hiemit wurde ich eigentlich unglücklich, erstens wegen meines schmerzlichen Körpergefühls, dann aber auch wegen der Ungerechtigkeit, daß gerade dann, wenn ich meinem Körper alles denkbar Gute zuwende, ihn nach den erlauchtsten Vorschriften der Wissenschaft bediene, er mir Schwierigkeiten verursacht, während wir doch vorher, bei den größten Sünden gegen die Hygiene, im besten Einvernehmen miteinander gelebt hatten. Das war ja, um an der Weltordnung irre zu werden.

Jenen selben Tag traf sichs, daß ich einen Höflichkeitsbesuch bei zwei Damen abstattete. Sie schauten mich erschreckt an, wechselten einen gescheiten Blick, fingerten einige Zeichen, und ehe ich mich dessen versah, marschierte ein Braten und eine Flasche Rotwein auf den Tisch. Ich lehnte bedauernd ab. Da geschah ein heftiger Aufruhr. Ob ich eigentlich im Sinne hätte, völlig zu verhungern, mit meiner unsinnigen Milchkur, und ob ich wohl meinte, sie würden das zugeben? Umsonst pries ich den unvergleichlichen Nährgehalt der Milch. «Larifari» war die einzige Antwort. Die Tür ward verriegelt, die eine setzte sich mir zur Linken, die andere zur Rechten, und beide begannen zu kommandieren. «Alleweile essen», befahl die rechts, und die links bekräftigte: «Alleweilen iß.» Den Damen soll man unter Umständen gehorchen, sagt ja ebenfalls die Vernunft oder, wenn nicht die Vernunft, sonst etwas Abstraktes. Seufzend exekutierte ich mich, nicht ohne im Herzen der Hygiene Abbitte für den Frevel zu leisten. Aber siehe da, welch Wunder! nach den ersten Bissen war der Zahnschmerz weg, nach dem ersten Schluck Wein schwand der Kopfschmerz; und mit jedem neuen Stück Unvernunft, das ich in den Magen schickte, mehrte sich mein Wohl-

befinden, so daß ich vor Vergnügen nach dem Krauselkopf zu meiner Linken griff. «Alleweile erst aufessen», befahl sie und deutete gebieterisch mit dem Finger, bis ich vor schmausendem Wohlgefühl in lauter Harmonie und Seligkeit aufging.

Seit jener Milchkur bin ich kein gläubiger Maikäfer mehr; sondern wenn heute überlegene Weisheit einstimmig durch Europa prophetet, rufe ich entsetzt: «Um Gottes willen schnell, schnell das Gegenteil, sonst gibt es am Ende wieder eine Milchkur.»



Carl Spitteler als Student der Theologie
1865–1871

LEBENS BESCHREIBUNG

DER BASLER THEOLOGISCHEN PRÜFUNGSBEHÖRDE EINGEREICHT

1871

Nachdem ich meine vier ersten Lebensjahre (1845–1849) in meinem Geburts- und Heimorte Liestal zugebracht, siedelten meine Eltern nach Bern über, wohin mein Vater zu der Stellung des eidgenössischen Staatskassiers berufen worden war. In Bern habe ich denn auch einen großen Teil meiner Schulzeit zugebracht, von welcher ich vorerst einiges Nähere mitteilen will.

Es bestand damals eine Privatschule von ziemlich verbreitetem Ruf, die unterdessen mit den öffentlichen Schulen ist verschmolzen worden: die Anstalt von Herrn Wenger zur Vorbildung der jungen Knaben auf die Berner Realschule. Der Eintritt geschah gewöhnlich mit dem siebenten Lebensjahre; doch wurden natürlich ausnahmsweise auch ältere Kinder angenommen, die dann nach einem abgelegten kleinen Examen in eine entsprechend höhere Klasse eingeteilt wurden. Ich befand mich in dem letzteren Falle, weil meine Eltern mir gerne den Genuß der frischen Landluft, bei häuslichen Privatstunden, zugunsten der Gesundheit um ein Jahr verlängerten. Als ich dann eintrat, ergab es sich, daß ich in einzelnen Fächern meinen Altersgenossen voraus, in andern nachstehend war; unter den letzteren erwähne ich die Musik. In jener Schule nämlich und überhaupt in Bern wurde damals nicht nur praktischer, sondern auch theoretischer Musikunterricht dem frühesten Knabenalter erteilt, so daß Kinder von acht bis neun Jahren in Mensur, Rhythmus, Vorschrift, Schlüssel und so weiter die Anfangsgründe zu wissen bekamen. Ich könnte nicht sagen, daß es ungern gelernt wurde; ein freundlicher junger Mann, Organist, wußte einem die Sache lieb zu machen und der

Nutzen dieser Theorien wurde den Knaben durch die innige Verbindung mit Gesangübungen klar, die ‚Papa‘ Wenger selbst hielt und aus denen er sich ein ganz besonderes Vergnügen machte. Die ganze Schule war in diesen Gesangstunden vereinigt, die einen bedeutenden Raum im Pensum einnahmen. Mit welchem Ernst dieser Unterricht betrieben wurde, läßt sich daraus entnehmen, daß die größere Hälfte jeder Singstunde in verschiedenen Zimmern gehalten wurde, das heißt: jede Stimme bezog zu Anfang ihre besondern Quartiere unter ihrem besondern Lehrer, und erst nachdem sich Herr Wenger selbst überzeugt hatte, daß die Aufgabe gehörig geübt war, wurden die Schüler zusammengerufen und dann eine Art Konzert gehalten. Ich erwähne das gerne, weil mir die Erinnerung daran sehr lieb ist, und zugleich, weil es den Ernst und die Liebe kennzeichnet, mit welcher Herr Wenger seine Pflichten erfüllte. Neben der Musik waren es die deutsche Sprache, Orthographie, Rechnen, namentlich aber das Französische, auf welche ein Hauptaugenmerk gerichtet war. Es ist ja bekannt, daß in Bern das Französische noch Gesellschaftssprache ist; kein Wunder, wenn daher der Bürger vom Lehrer dessen fleißige Übung verlangt. In allen Schulen wird dasselbe ungefähr mit dem Eifer gelehrt, womit zum Beispiel in Basel das Lateinische behandelt wird, und so kam es, daß ich mit zehn oder elf Jahren im Französischen weiter war als später. Der Hauptwert der genannten Schule bestand übrigens doch nicht in dem Wissen, das den Kindern beigebracht wurde, obschon die aus ihr Promovierten meistens die ersten Plätze in den höhern Lehranstalten gewannen, sondern in der Erziehung im weitesten Sinne. Der Direktor, der die Anstalt gegründet, hielt sie wesentlich durch seinen persönlichen Einfluß, und mit Recht wurde sie daher nach seinem Namen genannt. Er war ein milder, herzenguter, pflichtgetreuer Kinderfreund und von einer warmen Frömmigkeit durchdrungen, weshalb man seine Schule die ‚fromme‘ zu nennen pflegte. Mit Gebet wurde jeder Unter-

richt begonnen und beschlossen, die Religionsstunden waren häufig, und er behielt sich dieselben selbst vor zu erteilen; bloß in seiner Abwesenheit durften sie durch einen andern ersetzt werden, und dann am liebsten durch seine Frau. Statt der öffentlichen Kinderlehre gewährte er seinen Schülern den Besuch der sonntäglichen Andachtstunden im Schulgebäude, denen er selbst vorstand und in welcher er, nach Absingung der während der Woche einstudierten Lieder durch die Kinder, einige wenige, aber schöne Worte zu der kleinen Gemeinde sprach. Auf diese Weise wurde ich in den Geist des religiösen Lebens geführt oder in den ‚Pietismus‘, wie man das in Bern zu nennen pflegte, und ich fühlte mich glücklich und heimisch darin. Kam einem doch gar kein Gedanke, daß es überhaupt anders sein könnte!

Um das freundliche Bild dieses herzlichen Lebens zwischen Lehrer und Schüler zu vollenden, muß ich noch erwähnen, in welcher Weise Herr Wenger für die Erholung der Kinder selbst sorgte und nicht bloß alles der Familie überließ. Geturnt wurde zwar nicht, dagegen fanden Spaziergänge bei weitem häufiger statt, als es sonst in Schulen zu geschehen pflegt. Die Umgebung Berns ist aber auch dazu angetan, dem jugendlichen wie dem erwachsenen Spaziergänger alles zu bieten, was die Natur überhaupt nur schenken kann. Und dann beschränkten sich diese Erholungsreisen keineswegs auf das Weichbild der Stadt Bern, sondern es wurden Partien von zwei Tagereisen gemacht, mit Benutzung von Post und Wagen. Man kann sich denken, welch einen Genuß das jungen Augen und Herzen bereitete und wie die gewonnenen Erinnerungen noch heute den Dank an den guten Schulvater warm halten! Die Stelle des Turnens vertrat das Baden in der Aare, übrigens weniger geliebt, weil zwangsweise durchgeführt, ohne allzugroße Rücksicht auf die Individualität und die stets ungemein niedrige Temperatur jenes Flusses; dabei hatte der sonst so gute Mann eine kleine Schwäche, die von uns als Grausamkeit empfunden wurde: es machte ihm Vergnügen, die Schüler der

Reihe nach einzeln ins Wasser zu werfen, und wehe dem, der sich da entzogen hätte, auch wenn das Wasser kaum den Boden deckte, so daß der Körper geschabt wurde.

Übersieht man den Charakter dieser Schule, so gewinnt die Pietät ihrer Führung, verbunden mit der Tüchtigkeit des Lehrplanes und seiner Erfüllung, einen großen Reiz; es war Herrn Wenger darum zu tun, neben der Erziehung sich die Liebe der Kinder zu erwerben, und weil es ja so sehr Bedürfnis der Kinder ist, sich geliebt zu wissen, werden seine Schüler seinem Andenken steten Dank bewahren, nachdem er nun schon längst dahingeschieden.

Ein ganz anderer Geist wehte in der Berner Realschule, welche auch von denjenigen besucht zu werden pflegte, die sich später dem akademischen Studium zu widmen gedachten. Von familiärem Verhältnis war keine Spur mehr, und der einzelne verschwand in der Masse. Statt des gemütlichen war es eine Art militärischen Charakters, der die Schule stempelte: sämtliche Schüler mußten Uniform tragen, der Eintritt in das Kadettenkorps wurde sehr gewünscht, aber auch der Schulorganismus war geschnürt: Geldbußen waren eine Hauptstrafe, daneben ein ‚Dabehalten‘, das abzusitzen dem Schüler in großherziger Weise selbst überlassen wurde. Man durfte sich nämlich die Zeit selbst wählen und brauchte bloß den Schein des Pedellen für die Absitzung vorzuzeigen; was aber besonders bezeichnend ist, das ist, daß jeder Schüler im Gebäude ein eigenes Kästchen, mit Nummer versehen, besaß, wohin nach vollendeter Stunde Bücher und Schriften zu legen waren. Diese Nummer war dann selbstverständlich für den Organisator zur Kontrolle des Individuums dienlich und ersetzte den Namen, so daß der Schüler sich daran gewöhnte, zuerst Nummer so und so viel zu sein und erst in zweiter Linie der N. N.

Für das jugendliche Leben neben der Schule wurde wenig gewirkt, im Gegenteil, da man gerne den Knaben frühzeitig selbst

ständig, ordnungstüchtig und willenskräftig sehen wollte, übersah man die Kehrseite; die Ungezogenheit, die sich ebenfalls ihrer Kraft freute. Ich muß mich namentlich über das Kadettenwesen ungünstig aussprechen; denn daselbst bekam man neben der Roheit einzelner Knaben noch diejenige der Instruktoren zu Gesicht, und dazu trugen Schärpe, Säbel und Pulverdampf nicht wenig bei, die Eitelkeit, das Selbstbewußtsein und den Trotz zu entfalten, welche in diesem Alter (von neun bis zwölf und weiter) doch sonst noch nicht so an den Tag zu treten pflegen.

Auch die Religionsübungen litten an demselben Mangel an Weihe wie das Schulleben; schon der Unterricht, spärlich und ohne Energie betrieben, machte keinen Eindruck mehr; dazu kam, daß die Persönlichkeit des Lehrenden die Schüler nicht gewann; es war ein Pfarrer, der viel auf die äußere Würde der Religionsstunde hielt und Disziplinarvergehen als Angriffe auf die Religion behandelte und danach bestrafte. Selbst die sonntäglichen Schulgottesdienste wurden etwa durch Inquisition oder Strafreden unterbrochen.

In wissenschaftlicher Hinsicht ist die Realschule gewiß eine ausgezeichnete Anstalt; es schwebt mir von dem Vielen besonders noch das in Erinnerung, daß Mathematik, Französisch und Kunst sehr weit gediehen. Von letzterer muß ich freilich die Poesie sehr ausnehmen; dagegen schritt die Musik unter Professor Methfessel in den Bahnen des Herrn Wenger mit großem Erfolg weiter, und zu dem in jener Schule Begründeten trat das Zeichnen frisch hinzu. Dieser Zeichenunterricht ist es denn auch, der mich der Realschule am meisten verpflichtet; und er wurde unter der Leitung eines Herrn Senn ganz vorzüglich erteilt, so daß ich bei meiner Abreise von Bern im zwölften Jahre ebenfalls besser zeichnete als später mit sechzehn Jahren: ganz so wie es mir mit dem Französischen und dem Schreiben ergangen ist.

Erholungen bot die Schule dem Knaben keine; Turnen und Schwimmen waren freigegeben, die Spaziergänge hörten auf.

Nachdem meine Eltern ungefähr acht bis neun Jahre in Bern geblieben, kehrten sie nach Liestal zurück; wir Kinder wurden zu nahen Verwandten in Basel getan, damit wir die dortigen Schulen genießen könnten. Ich trat in die vierte Klasse des humanistischen Gymnasiums ein, mein Bruder in die dritte. Da die Verhältnisse der Schule bekannt sind, will ich mich auf Berührung des Kirchlichen beschränken; meine Verwandten wohnen im Steinenquartier, und so wurde ich den Altersgenossen der Sankt Leonhardsgemeinde zugeteilt, welche ihren Religionsunterricht durch Herrn Pfarrer Respinger erhielten. Es war ein Glück für mich, daß ich wieder einen milden Religionslehrer bekam, der sich selbst zu beherrschen wußte; denn auf diese Weise wurde mir der Besuch der Kinderlehre lieb gemacht, was für die Aufnahme des Gebotenen gewiß stets von Vorteil ist. Ich darf wohl sagen, daß ich damals wieder wahrhaft Christ wurde, wenn auch der ganze Ernst des Christentums durch jugendlichen Übermut aufgehalten war.

Anders wurde es jedoch, als ich aus dem Gymnasium in die Gewerbeschule und das Pädagogium übertrat; denn es überkam mich da die bekannte Frei- oder besser Schöngesterei. Die Ursachen bin ich geneigt, in das eifrige Studium der deutschen Klassiker in Wort und Ton und in das nie aufhörende Zeichnen zu legen; daraus entstand eben zuerst eine Entfremdung, dann eine Abneigung, wie gegen das Dogma, so bald auch gegen das Kirchliche und endlich gegen das Christliche. Zwar ist der Konfirmationsunterricht, den ich bei meinem hochverehrten und geliebten Herrn Pfarrer Widmann genoß (und privatim), imstande gewesen, diesen Geist der Welt zurück-, nicht aber ihn abzuhalten; mit der Pause, die nach der ersten Kommunion im äußern kirchlichen Leben eintrat, stellte sich auch die innere Entleerung heraus. In den Unterrichtsstunden des Pädagogiums würde ich allerdings Gelegenheit gehabt haben, mich eines Bessern zu belehren, namentlich durch Herrn Professor Wackernagel, der sein Licht

nicht unter den Scheffel stellte, und Herrn Professor Hagenbach. Aber es war nicht die Gelegenheit, die mir fehlte, sondern der Geist gebracht mir; was der Konfirmationsunterricht <nicht> zu hindern vermochte, wie hätte das die Religionsübung der Schule abhalten sollen!

In wissenschaftlicher Beschäftigung war ich ebenfalls recht nachlässig und suchte bloß, was ich anderswo schlecht gemacht hatte, bei Herrn Wackernagel wieder gut zu machen, an den ich mich mit glühender Hingabe angeschlossen. Selbst Burckhardt, dem ich dann während der Studentenjahre geradezu alle nicht-theologische Bildung verdanke, wußte ich damals nicht recht zu schätzen.

Als es sich darum handelte, daß ich einen ‚Beruf‘ ergreifen sollte, war ich sehr unschlüssig. Daß ich ‚ein Mensch‘ werden wollte, im höhern Sinn des Wortes, das pflegte ich auszusprechen; womit aber dieser Mensch sich seine Nahrung verschaffen werde, das wußte ich nicht zu sagen, ja es war mir gleichgültig. Unter solchen Umständen ergreifen junge Leute gerne den Beruf des Vaters, und daher ließ ich mich in Basel in die juristische Fakultät immatrikulieren. Ein liebenswürdiger junger Privatdozent las damals Institutionen und Pandekten für zwei bis drei Zuhörer; es war natürlich diese geringe Zahl für uns von großem Vorteil: es wurde konversiert, interpretiert und examiniert, und die Stunden gewährten mir viel Freude. Mit besonderer Vorliebe habe ich die Lehre von den Obligationen angehört, und die dort gewonnenen Rechtsanschauungen halte ich noch heute als einen kleinen Schatz in Ehren.

Es war daher durchaus nicht etwa Abneigung gegen das Rechtsstudium, welche mich von der Jurisprudenz zur Theologie getrieben hätte; es war viel mehr das höhere Interesse, das ich an letzterer nahm. Der Umschwung ging folgendermaßen vor sich. Eine schwere Krankheit durchbrach das Studium, nötigte mich zu langer Muße und gab mir Zeit und Anlaß, mich

näher zu prüfen. Nun hatte mittlerweile die Entfremdung vom christlichen Geist einem halb negativen, halb positiven Interesse an den Dogmen Platz gemacht; ich war begierig geworden, die wissenschaftliche Begründung, die Darstellung des Christentums zu hören; und während daher die Genesung mich weiter über das Verhältnis meines Glaubens zum Glauben der Kirche nachdenken ließ, kam ich endlich zum Entschlusse, das bisher von mir auf die Seite Geschobene erst einmal gründlich zu prüfen und zu verstehen, und zu diesem Zwecke nahm ich das Studium – nicht der Theologie, sondern des Christentums auf. Ich mußte dabei auf eine zwiefache Möglichkeit gefaßt sein: entweder die Beschäftigung des akademischen Studiums vermöge mich von der Wahrheit christlichen Glaubens zu überzeugen; dann wußte ich, daß ich mich dieser Wahrheit mit ganzer Seele hingeben würde; oder aber ich konnte nicht belehrt werden – dann blieb mir der Übertritt ins Lehrfach weltlicher Art frei, und ich hatte dem Glauben der Väter doch nicht leichtsinnig entsagt.

Diese Art der Berufung ist nun gewiß nicht die gewöhnliche, und ich bekam es leider sehr zu fühlen, indem die Kollegien mir nicht immer darauf antworteten, worüber ich in meinem Herzen fragte, und da auch der Privat Umgang mit Lehrern nicht auf Proselyten des Tores, sondern auf Christen eingerichtet war. Der Weg, den ich einschlagen mußte, war deshalb ein ungemein mühsamer; neben dem, was mir das Studium der Theologie als Fachstudium zu lernen gebot, war ich unaufhörlich bemüht, die Grundlagen erkennen zu können, welche als Voraussetzung dienten und nicht einmal ausgesprochen wurden. «Warum werden keine Kollegia gelesen», fragte ich mich unaufhörlich, «mit dem Titel: ‚Das Wesen des Christentums‘ oder ‚Vorzug des Christentums vor den andern Religionen?‘» – Es war weder Dogmatik noch Ethik, auch nicht Apologetik, die ich hören wollte (obschon letztere meinen Wünschen vielleicht am ehesten entsprochen hätte), ich verlangte vielmehr als Einleitung den Vortrag des

ganzen Christentums seinem Inhalte und Wesen nach. Daß ich bei solchen Umständen nicht den regelmäßigen Studiengang einschlug, begreift sich leicht; wie hätte ich eine Exegese der Apostelgeschichte oder (der) Korintherbriefe anhören können, während ich nicht einmal wußte, ob ich die Heilige Schrift als Glaubensnorm anzuerkennen habe oder nicht; ich entschloß mich also, diejenigen Kollegien zuerst zu belegen, in welchen ich am meisten Übersicht und Einsicht zu erhalten hoffte: Dogmatik und Ethik.

Nun die Wahl der Universität. In Beziehung auf Basel hatte ich ein Vorurteil, das ich mich auszusprechen schäme, obschon es der Aufrichtigkeit zuliebe gesagt sein muß: ich glaubte an der dortigen Universität bloß eine Art Kinderlehre für Große zu treffen, deren ich für meinen Zweck entbehren zu können glaubte. Dagegen versprach mir die philosophische Aufschrift der Zürcher Hochschule eine objektive, prinzipielle Betrachtung und Behandlung des christlichen Glaubens. Unklare Sympathien und der Wunsch, einmal etwas anderes zu hören und zu sehen, gaben den Ausschlag, und ich reiste im Winter fünfundsechzig auf sechsundsechzig nach Zürich.

Nach meiner Ankunft in Zürich wurde ich von Kommilitonen auf Schweizer aufmerksam gemacht als das Haupt der Universität in Theologie; ich sagte mir: «Schweizer ist alt, er kann dir wegsterben; du mußt ihn hören, solange er noch lebt»; zudem las er eben Ethik, von welcher ich die Darstellung der Wirkung des Christentums erwartete. «An den Früchten will ich es erkennen», versprach ich mir und belegte. Ich wurde im höchsten

Grade verletzt und abgestoßen. - Was bekam ich zu hören? Ein Schubfach mit immer kleineren Kästchen, von denen das eine in das andere mit vieler Kunst, Mühe und Wichtigkeit gepaßt wurde; dies die Hauptarbeit, Inhalt wenig, Begründung keine.

Dagegen fesselte mein Interesse Keims Einleitung zum Neuen Testament, von welcher ich mir aus Unkenntnis dessen, was darunter verstanden wird, wenig versprochen hatte. Auch Schraders Einleitung zum Alten Testament wollte ich ursprünglich belegen, bin aber erschreckt worden, als in Paragraph zwei ein ausführlicher Abschnitt über die Sprache des Alten Testaments angekündigt wurde; ich hatte ja noch keinen hebräischen Buchstaben gesehen!

Wer mich übrigens am meisten gewann, das war Biedermann; zunächst in seiner Theologischen Enzyklopädie durch die liebevolle, gewissenhafte Art der Behandlung, worin Ermahnungen und Warnungen nicht fehlten, dann aber hauptsächlich in seiner Dogmatik. Der Eindruck dieses energischen und religiösen Gedankenwerkes mußte auf mich doppelt groß sein, da ich mit dem christlichen Inhalt zugleich eine vollständig durchgearbeitete hegel'sche Begriffswelt erhielt, mir vollständig neu und deshalb spannend. Ich zögerte nicht mehr, mich als einen Schüler speziell Biedermanns zu bekennen; und in der Tat, er hat mich den ersten großen Schritt ins Christentum mit Bewußtsein tun lassen, während ich bis anhin an der Grenze geschwankt hatte.

Fast ganz isoliert standen damals in Zürich zur linken und rechten Seite Fritzsche und Volkmar; beide von ihren Kollegen etwas vernachlässigt und dann unvermeidlich auch von den Studierenden. Gegen Volkmars extrem-kritische Ansichten war ich durch die gesündere Methode Keims und Biedermanns mißtrauisch geworden, leider nur allzusehr; denn ich habe später, als ich Johannes durch ihn hörte, sehr bereut, mich seinem Einfluß entzogen zu haben; nicht zwar, als ob ich seinen kritischen Demonstrationen geglaubt hätte, aber der Gewinn, den ich aus sei-

nem Vortrage gezogen, war nach einer andern Seite sehr groß: es waren wirkliche Religionsstunden, die Volkmar hielt, so auffallend das klingen mag. Auch will ich nicht versäumen, mich daran zu erinnern, daß sein Auftreten, seine Arbeit, seine Deklamation geradezu glanzvoll sind. Ohne Heft, ja häufig ohne Buch legte er ganze Abschnitte aus, mit vielen Zitaten, die wir beim Nachschlagen stets richtig fanden; von seiner berüchtigten Polemik ließ er auch nicht ein Wort hören. Fritzsche hingegen hörte ich gleich mit dem ersten Semester; er führte mich auch in seiner Familie ein und war somit der einzige Lehrer, mit welchem ich auch außer dem Kolleg sprechen konnte; ich hätte sehr gerne namentlich von Biedermann häusliche Belehrung über vieles empfangen; er fand meine Fragen aber so sonderbar, daß er nicht recht wußte, wo er sie hinlegen solle. Bei Fritzsche ging ich nun aus und ein, und es ist mir von großem Wert, einen leibhaften Rationalisten selbst gesehen und gekannt zu haben; ich habe mich dadurch überzeugt, daß diese Klasse von Theologen besser ist als ihr Ruf; einmal frömmer und dann wissenschaftlicher. Fritzsche hat mir oft versichert und mit Beispielen dargetan, daß die Rationalisten weit mehr das eigentliche Wissen gefördert haben als die Schüler Baur und vielleicht auch Schleiermachers; er zeigte, wie das sich selbst aufopfernde Arbeiten, der Fleiß, die Gelehrsamkeit damals mehr geübt worden seien als heute, wo das Interesse an der Wissenschaft vielfach das Wissen verschlinge. Diese Behauptungen haben mich nicht überzeugt, weil ich sie nicht kontrollieren konnte; dagegen haben sie mich abgehalten, bloß der Spur nach je über das Verdienst jener Männer abzuurteilen, wenn auch meine Individualität nichts weniger als dem Rationalismus günstig aufgebaut ist. Was Fritzsche über Baur sagte, daß er nämlich nicht ein Mann von genialer Bedeutung gewesen, das glaube ich heute auch; seine Geschichtskonstruktionen bestimmen mich dazu; ich habe überhaupt die Baurische Schule nicht durchgelebt, sondern bloß stu-

diert, was wohl nicht bloß individuelle Ursachen hat; ich schreibe es vielmehr dem Einfluß der Zeit zu, welche jene Periode schon benützt, ersetzt und teilweise verurteilt hat.

Noch muß ich eines etwas sonderlichen ältern Privatdozenten gedenken: des Herrn Altpfarrer Egli. Ich hatte Jeremia bei ihm belegt, nachdem ich die Anfangsgründe des Hebräischen bei meinem Freunde Widmann nachgeholt, und obschon ich der einzig Angemeldete war, las Dr. Egli Jeremia. Bis ich eines Tages durch Unwohlsein am Besuch verhindert wurde und der abgeschickte Expresse Herrn Egli nicht zu Hause traf, worauf mir letzterer die Proposition machte, er wolle meine Sprachkenntnisse im Hebräischen revidieren in wöchentlich zwei Privatstunden; was ich denn auch einging. Nun lernte ich bei dem trefflichen Lehrer, der seine acht Sprachen versteht, während drei Semestern, und da ich überhaupt Privatstunden liebe, machte ich mir ein Vergnügen daraus, das Pensum der Aufgaben stets voll zu leisten, und erntete dabei den doppelten Vorteil, einmal für Exegese reifer zu werden und dann die Liebe für Sprachenlernen im allgemeinen zu gewinnen. Denn seither würde ich es mir als ein Vergnügen ausbitten, Slawisch, Ungarisch, Türkisch lernen zu dürfen! Alttestamentliches hatte ich in Zürich aus den angegebenen Gründen nichts belegt, und als ich unter Egli anfang, dazu fähig zu werden, entschloß ich mich, nach Heidelberg zu gehen, um dort ausschließlich und gleichsam in einem Zuge alles Versäumte bei Hitzig nachzuholen. Egli war selbst ein Schüler Hitzigs und sprach mir täglich das Lob seines Meisters.

Hitzig bekennt sich als Professor der Philologie und hat schon mehrmals bei Hofe darum angehalten, daß er in die philosophische Fakultät möchte versetzt werden; es ist ihm aber stets abgeschlagen worden. Ich bekam daher in Heidelberg von Theologie nicht allzuviel zu hören, und das wenige, was Hitzig bot, konnte ich mir nicht aneignen; was half es mir, wenn Hitzig mit hohen Worten über den Geist der Genesis sprach, nachdem er dieselbe

soeben aus Rigweda, Zend, Berossus oder weiß der Himmel woraus noch erklärt hatte! Ich habe noch jetzt die allergrößte Mühe, der Genesis als einem religiösen Buche gerecht zu werden. Oder wenn Hitzig die Zitate des Apostels Paulus beleuchtet und beifügt, daß zwar die Beweise, die derselbe anführe, alle miteinander nicht Stich hielten, wir ihm aber auch unbewiesen glauben sollen—so fragte ich mich, ob wohl Paulus selbst die Behauptung würde festgehalten haben, wenn ihn Hitzig von der Unrichtigkeit seiner biblischen Stützen unterrichtet hätte! In wissenschaftlicher Tüchtigkeit ist natürlich Hitzig viel zu bedeutend, als daß ich es wagen dürfte, ihn zu loben; ich habe den Eindruck erhalten, daß er der größte Gelehrte sei, dem ich noch begegnet. Es schadet ihm gar nichts, wenn er zuzeiten mit Vorliebe Verkehrtes behauptet, man empfindet das bei persönlichem Umgang mehr als Laune, ja als Ironie. Trotz diesem großen Lehrer ist der Stand des hebräischen Studiums in Heidelberg nicht entsprechend hoch; die Sprache wird zwar äußerst gründlich gelernt, es fehlt aber—natürlich sehr gegen den Willen Hitzigs—*an copia verborum*, weil sich niemand veranlaßt fühlt, außer Psalmen, Jesaja und Genesis noch etwas zu lesen. So ist auch das hebräische Examen in Heidelberg ziemlich leicht, und im Seminar sind oft in der Stunde bloß sechs bis sieben Verse aus den Königsbüchern durchgenommen worden. Ich möchte den Unterricht Hitzigs sprachphilosophisch nennen. Daneben wurde auf richtiges Lesen ungemein viel Wert gelegt, ein schlecht betontes Wort war Hitzig ein größerer Greuel als ein Schnitzer. Hitzigs Sprachunterricht hat mich für ferneres Studium in dieser Richtung eher entmutigt. Wenn doch jedes zweite Wort arabisch, das dritte chaldäisch, das vierte phönizisch, das fünfte äthiopisch und erst das zehnte wieder hebräisch war, wohin sollten wir mit unserm armen Gesenius reichen? Ebenso umgarnte er die Syntax, die sich hilft, wie sie kann, mit so viel Regeln, daß kein ungelehrter Fuß wagen mochte, sich in den Maschen selbst zurechtzufinden. Und endlich: wer sollte die Text-

fehler, deren Zahl Hitzig ich glaube auf dreitausendfünfhundert für das Alte Testament berechnete, erkennen, wenn nicht Hitzig ihm die Augen öffnete? So verlor ich jeden Mut, etwas zu lesen, was ich nicht schon bei Hitzig oder seinem Schüler Steiner gehört.

Ich hatte nunmehr sechs Semester, und da ich bedachte, daß ich an die Jurisprudencia zwei bis drei Semester gewendet, beschloß ich, mich zum Examen zu melden. In religiöser Beziehung hatte ich einen festen Standpunkt gewonnen: ich hielt mich zu Biedermann; dagegen wurde ich von diesem Standpunkte aus bald durch Konsequenzen in ein weit extremeres Feld geschoben. Biedermann fußte auf hegelschen Prinzipien: ich teilte das, nur nahm ich Herbart statt Hegel; er war überzeugt, daß alle Religion Offenbarung sei, das Christentum absolute Religion: ich begriff den ersten Satz, schloß aber daraus, daß das Christentum bloß relativ das Höchste sei; er sprach es aus, daß «Christus allein» die «Bibel» ist: so folgerte ich, man möge wegschneiden, was vor dem Matthäus- und hinter dem Lukas-Evangelium stehe, und so noch vieles. Man würde mir Unrecht tun, wenn man glaubte, ich sei damals nicht religiös oder nicht christlich fromm gewesen; ich hatte mich ernst geprüft, ehe ich mich zum Kandidatenexamen meldete; aber freilich war es ein subjektives Christentum, und man konnte darüber streiten, ob die Grenzen des kirchlichen Amtes auch bis dahin reichten. Es ist denn auch gestritten worden und schließlich erkannt: quod non. Dazu kam freilich der Mangel an liebevollem Eingehen in den Geist der Heiligen Schrift, der sich dann in der Auslegung als Irrtum qualifizierte. Da ich die philosophischen Grenzpflocke derjenigen Schule, die ich durchlaufen, nicht für verpflichtend anerkennen konnte, zerfiel ich natürlich auch mit der ‚liberalen‘ Richtung, wurde dadurch heimatlos und machte mich mit dem Mute der Verzweiflung daran, mir eine eigene Exegese, Geschichte, Ethik und Dogmatik zusammenzuschmieden. Also endete ich nach dreijährigem Studium damit, Autodidakt zu werden!

Das Prüfungskollegium von Baselland machte mir hierauf klar, wie es mit mir stehe; aber es ist das persönliche Verdienst von Herrn Pfarrer Oeri, das er um mich erworben, daß er mich nicht aufgab, sondern einsah, ich sei wohl verirrt, aber nicht allzuschwer auf den rechten Weg zu lenken. Er riet mir, die Universität Basel zu besuchen, woselbst ich vieles finden werde, was ich nicht suche und was ich suche. Und er hatte recht. Am ersten Tage schon—es war noch nicht Abend—, da erfaßte mich die Liebe zu dem Studium neu, und zwar durch das Vertrauen, das ich in meine Lehrer setzte; und das steigerte sich von Tage zu Tage, bis ich mit Ende des ersten Halbjahres mich freudig und genesen zu einem Anhänger baslerischer Frömmigkeit in meinem Innern bekennen konnte. Ich will versuchen, einige Momente anzudeuten, welche mich gewannen.

Ich hatte mir erlaubt, einen kritischen Grundsatz aufzustellen, nach welchem ich demjenigen, welcher gegen den Katholizismus zu Felde zieht, erstens den Liberalismus und zweitens die Berechtigung zu geschichtlicher Argumentation absprach. Nun war mir von jeher aufgefallen, daß gerade die ‚freisinnigsten‘ Theologen, von welchen ich am ehesten Unbefangenheit erwartet hatte, am heftigsten sich über den Katholizismus äußerten; wenigstens war das in Zürich und Heidelberg so. Dagegen wollte es sich treffen, daß der erste Tag, den ich auf der Basler Akademie verlebte, mir eine pietätvolle und verständnisinnige Auseinanderlegung des katholischen Lehrbegriffs brachte, was mir ungemein wohl gefiel; denn ich verehrte in dem Katholizismus von jeher einen Bruder des Protestantismus, den man selten bekämpfen, nie aber verspotten und kränken müsse. Auf anderer Seite überraschte mich die Seelenstärke und Milde, mit welcher unartige Angriffe von Meinungsgegnern entgegengenommen und ruhig zergliedert wurden. Dann tat mir die Aufmerksamkeit wohl, welche von den Lehrern dem einzelnen geschenkt wird und welche besonders in den Kränzchen so segensreich wirkt. In Heidelberg ist man zum

Nachtessen oder Tee eingeladen worden, oder gar zum Tanz, in Zürich gar nicht, in Basel allein zu Gedankenaustausch und Belehrung. Aber auch die Kollegien nehmen in Basel mehr Rücksicht auf den Studierenden; während anderswo einfach doziert wird, wird hier sehr oft erklärt, wo der Lehrer das Verständnis noch nicht erfolgt sieht. Ich habe Dozenten gehört, die sich eher hätten absetzen lassen, als eine erläuternde Bemerkung aus der Exegese in die Geschichte einzuschieben oder umgekehrt, und von Hitzig zum Beispiel bin ich überzeugt, er hätte vieles geduldet, ehe er je auf dem Katheder über eine grammatische Form Aufschluß gegeben hätte.

Die Tatsache des Umschwunges vollendete übrigens die Wissenschaft der Alt- und Neutestamentlichen Theologie und die Exegese, mit andern Worten: das Bibelverständnis. Es war ja doch eine ganz andere Sache, mir zu gestatten, die Bibel mit einfachem, religiösem Verständnisse zu genießen und mich unmittelbar daran zu erbauen, als mir ein Begriffssystem zu entwickeln und mir aufzugeben, daß ich dazu die Bibel als Wurzelwörterbuch nachschlagen und studieren solle! Oder mit andern Ausdrücken: statt der begrifflichen Auffassung der biblischen Religion die genetisch-religiöse; statt der Mißehe von Philosophie und Religion die Anerkennung, daß die Poesie eine Schwester biblischer Frömmigkeit ist. Diesen Hauch, der doch die biblischen Schriften belebt, wurde mir nun zu sehen gestattet und nicht verlangt, daß ich ihn sofort nach seinem dogmatischen Geldwerte abschätze. Wurde mir hiemit die Bibel teuer und heilig, so kam das nach und nach auch der Dogmatik zugute, die ich nun anfang als ein Fortspinnen des goldenen Fadens anzusehen; obschon ich gestehe, daß ich trotz Ernst und gutem Willen den vollen Wert der begrifflichen Ausbildung der biblischen Religion noch nicht erkannt habe. Ich hoffe aber, daß die Erleuchtung darüber mir nicht immer werde versagt bleiben!

Aber auch meinen Mitstudenten habe ich vieles zu verdanken.

Einmal die Anregung; denn ich hatte keine solche Tätigkeit noch angetroffen, wie sie in Basel unter den Theologiestudierenden herrscht. Wohl arbeitet man auch in Heidelberg auf das Examen hin, und in Zürich herrschte das philosophische Fieber während der zwei ersten Studienjahre endemisch; aber das gleichmäßige, regelrechte und ruhig angestrengte Arbeiten während acht Semestern war mir noch nicht vorgekommen. Ich würde nicht gewagt haben, an der Seite dieser Leute mich zum Examen zu melden, wenn mich nicht der freundliche Zuspruch einiger meiner Lehrer und die Ermunterung meiner Kommilitonen ermutigt hätten. Ebenfalls wohltuend berührte mich die Höflichkeit und Zuvorkommenheit, mit der ich in den Freundeskreis aufgenommen wurde; denn auch das war mir neu. Und endlich traf ich ein ziemlich reges Interesse für das Geistige, auch wenn es nicht Examenfach ist; eine Tugend, die, wenn ich nicht irre, in früheren Zeiten noch häufiger zu finden war als heutzutage.

Nach diesem Abriß einer innern Lebensgeschichte gebe ich zum Schlusse noch eine Andeutung darüber, wie ich das Amt eines Pfarrers zu verwalten gedenke, wenn es Gottes Wille ist, daß er mir ein solches anvertraut.

Nach zweien Zielen werde ich meinen Weg richten: das erste heißt Gott und das zweite Mensch; die beiden Wege, welche stets ineinanderlaufen, heißen Gottesdienst und Seelsorge. Als Diener Gottes wird mir die Verwaltung seiner Gnaden, Wort und Sakrament, obliegen; als Seelsorger nehme ich die Verpflichtung auf mich, Vater, Bruder und Freund meiner Gemeinde zu sein und sie ihrem Heile zuzuführen.

Ich glaube, daß ich in diesen Worten mich verständlich gemacht habe darüber, was ihnen zugrunde liegt. Aus vollem Herzen bete ich zu Gott, daß er mir die Kraft, den Mut und insbesondere den Trost verleihen möge, ohne welchen ich den erwählten Beruf nicht erfüllen kann.

POETISCHE LEHRJAHRE

DIE MUSIK MEIN ZUCHTMEISTER

Als ich einst, ein Siebzehnjähriger, mit einem bestimmten Willensschluß, den ich genau nach Stunde und Ort datieren kann, mein Leben der Poesie widmete, wer war ich da? was besaß ich und was besaß ich nicht? was brachte ich mit?

Ich war ein über alle Maßen eigensinniger Mensch, der jede äußere Einwirkung ablehnte, ja verabscheute, fest entschlossen, alles von innen zu holen und zu lernen. Das war ich und das bin ich noch, ich habe niemals weder Vorbilder noch Lehrer für meine Poesie gehabt. Ich besaß eine verschwindend kleine Kenntnis poetischer Werke; von den deutschen Klassikern hatte ich nur wenig gelesen, mit scheuer Hochachtung, aber mäßiger Begeisterung. Ich besaß auch kein Verständnis und wenig Liebe zu den antiken Klassikern, mit welchen man mich auf dem Gymnasium quälte. Ich verspürte sogar eine gewisse Abneigung gegen die Poesie; im Drama mochte ich die Reden nicht, die Lyrik erfüllte mich mit Ekel. Wozu in der Poesie die Sprachkunst diene, das ging über meine Begriffe. Das war meine poetische Ausrüstung.

Dagegen brachte ich mit: im allgemeinen eine demütige, heilige Verehrung der Kunst, so daß ich es für eine Schande hielt (und noch halte), in den Künsten etwas Unvollendetes, geschweige etwas Mißlungenes von sich zu geben; das galt und gilt mir für schlimmer als silberne Löffel zu stehlen. Ferner brachte ich mit: einen unerschütterlichen Glauben an die Kraft des Willens. «Was man ernstlich will, das kann man», so lautete mein Grundsatz. Darum konnte ich es denn auch wagen, die Poesie trotz meinem bisherigen Mißverhältnis zu ihr zu ergreifen; ich glaubte eben, es

erzwingen, die Muse notzüchtigen zu können. Ich brachte ferner mit: den festen Willen, in der Poesie die höchste Stufe zu erreichen. Ich mußte das schon deshalb wollen, weil ich den Dichternamen wie einen Makel, die Dichtertätigkeit wie eine Lächerlichkeit, beinahe wie eine Schande empfand, für den es eine Entschuldigung bedürfte; die Entschuldigung aber konnte nur die Meisterschaft liefern.

Im besonderen brachte ich mit: eine Wunde: ein durch äußere Umstände verpfushtes Talent, das Maler- oder Zeichentalent. Bis zu meinem fünfzehnten Jahre glaubte alle Welt mich von der Natur so deutlich als möglich zum Maler bestimmt; mich selber zog eine unsägliche Sehnsucht zur Zeichenkunst, so daß ich später viel Mühe hatte, es Gottfried Keller zu verzeihen, daß er, nachdem ihm das beneidenswerte Glück geworden, Maler werden zu dürfen, die Malerei mit der Dichtkunst vertauschte. Mir wurde das mit allen Fibern der Seele ersehnte Glück der Malerei nicht zuteil, ich mußte dieser meiner schönsten Hoffnung entsagen. Mit dem Augenblick aber, da ich endgültig entsagte und mich notgedrungen der Poesie zuwandte, begrub ich auch das zerstörte Talent; ängstlich vermeidend, niemals eine Erinnerung daran wachzurufen. Diese Furcht vor den Erinnerungen ist wahrscheinlich der tiefste Grund, warum ich fortan die bildenden Künste gänzlich aus meinen Augen und meinen Gedanken entfernte. Man sieht mich niemals in einer Bildergalerie, man wird schwerlich in meinen Schriften ein Beispiel aus der bildenden Kunst angeführt finden. Diese Kunst ist mir fremd, deshalb, weil ich sie einst mit einem grausamen Schnitt zugleich mit einem großen Stück Herz wegoperierte. Also mit der bildenden Kunst hatte ich fortan nichts mehr zu tun, nicht einmal als Genießer, geschweige denn als Lernender. Eine andere Frage ist, ob nicht unbewußterweise und wider Willen die angeborene Gewohnheit, die ganze Welt mit dem Auge und dem Interesse des Zeichners anzuschauen (perspektivische Wonne, Bildflächen-

sehen, Rahmenbildung und so weiter), mir nicht in meine Poesie hineingespielt habe, zu Nutz oder zu Schaden. Ich glaube wirklich nachträglich zu beobachten, daß sie mir bis zu meinem fünfzigsten Lebensjahre ganz bedeutend mitgespielt hat, und zwar, nach meiner Meinung, die meiste Zeit zum Schaden, erst seit zehn Jahren zum Nutzen. Doch das kann ich selber nicht recht beurteilen, weil eben die Einwirkungen unterhalb des Bewußtseins stattfanden.

Ferner brachte ich mit: eine innige Liebe zur Musik, zugleich mit ursprünglichem, ganz unmittelbarem Verständnis der musikalischen Formen. Das war nun eine jüngere Errungenschaft als das Zeichentalent. Zwar mag ja die Musik von jeher inwendig geschlummert haben; allein sonderbare Umstände brachten es mit sich, daß ich bis zu meinem fünfzehnten Jahre weder ein klassisches Meisterstück hörte, noch von meinem intimen Verhältnis zur Musik die mindeste Ahnung hatte. Wenn einer als einzige Musikinstrumente Trommel und Gitarre kennengelernt hat, so kann er sich einstweilen wohl als Fremdling der Musik gegenüber fühlen. Dann als Fünfzehnjähriger hörte ich plötzlich zum ersten Male eine Sonate (C-Moll von Mozart), und das war nun eine solche Offenbarung, das erfüllte mich mit solcher Begeisterung und Bewunderung, mit solcher Seligkeit und Dankbarkeit, daß dieses Datum für meine ganze zukünftige Kunsttätigkeit bestimmend geworden ist. Sonate und Symphonie, so wie sie Haydn, Mozart und Beethoven bauten, galten und gelten mir fortan als die höchsten Erscheinungsformen der Künste, als Muster und Vorbilder aller Vollkommenheit. Nachdem ich mich dann zwei Jahre später der Poesie gewidmet, konnte mir zwar selbstverständlich kein Musiker und keine musikalische Form unmittelbar zum Muster und Vorbild dienen, hingegen blieb die Symphonie und die Sonate, blieben Haydn, Mozart und Beethoven zeitlebens meine Zuchtmeister.

Ich will von den Einwirkungen dieser Zuchtmeister auf meine

Poesie mitteilen, so viel mir mein Bewußtsein davon meldet; unbewußt mögen wohl die Einwirkungen noch viel bedeutender gewesen sein.

Zunächst ist Beethoven mit daran schuld, daß mein erstes Buch («Prometheus und Epimetheus») dreizehn Jahre zu seiner Veröffentlichung brauchte. Ich hatte nämlich, indem ich die Gewohnheiten der Musiker mit den Gewohnheiten der Dichter verglich, bemerkt, daß die Musiker mit ihrem Opus 1 schon ein ansehnliches und jedenfalls formell vollendetes Kunstwerk zu veröffentlichen pflegen, während die Dichter ihr erstes Werk meistens eruptiv hinauswerfen: ein poetisch bedeutendes, aber künstlerisch unvollendetes Werk. Der Dichterbrauch schien mir nun schmählich, ein Verbrechen an der Kunst; ich beschloß daher, mich dem Musikerbrauch anzuschließen, also gleich mein erstes Buch ein untadeliges Kunstwerk werden zu lassen. Solange ich das nicht vermögen würde, hielt ich Schweigen für Gewissenspflicht, Veröffentlichung für eine unauslöschliche Schande. Namentlich hielt ich mir beständig Beethovens Opus 1 vor Augen, diese drei wunderbaren Trio, und büßte mich mit ihrem Beispiel, so oft das Gelüste nach vorzeitiger Veröffentlichung in den dreizehn Jahren des Ringens an mich herantrat. ‚Mensch, auf einer Erde, wo jemand mit einem solchen Opus 1 aufrückte, darfst du nicht mit einem künstlerisch unvollendetem, bloß eruptiv poetischen Werk in die Öffentlichkeit.‘

So diente mir Beethoven zum Zuchtmeister für mein Erstlingsbuch.

Und dann hielten die Einwirkungen der großen Symphoniker auf meine Kunst nach, ja sie zeigten sich je länger, desto deutlicher, und zwar um so größer, je höher hinauf ich stieg. Meine epische Kunst empfinde ich geradezu als ein Seitenstück zur musikalischen Symphonie. Wenn ich während der Arbeit meines «Olympischen Frühlings» etwa beiläufig nach Verwandtem umsah, so kam mir nicht etwa Böcklin in den Sinn, denn alle bildende

Kunst liegt ja außerhalb meines Horizontes, sondern ich hätte wünschen mögen, daß dem Leser Mozart in den Sinn käme.

Meine epische Kunst hat von den musikalischen Symphonikern folgendes gelernt: Vor allem das künstlerische Gewissen. Ferner die Erkenntnis, daß die Kunst ein feines Geschäft ist, das mit sorgfältigen Fingern, nicht mit den Fäusten getan werden will. Ferner, mit dieser Erkenntnis zusammenhängend, die gründliche Verachtung aller liederlichen Titaneien, Geniefaxen und Gigerltänze. Beethoven galt und gilt mir für den schlagendsten Beweis, daß das echte Genie, und wäre es noch so Titan, gesetzmäßig arbeitet, sogar gesetzmäßiger als jeder andere. Ich habe ferner von den Symphonikern gelernt: die zähe, geduldige Ausdauer der Arbeit sowie den Glauben, daß es auch menschenmöglich sei, selbst die größte und umfangreichste Arbeit sauber und reinlich bis in die hintersten Winkel und bis zur letzten Zeile durchzuführen. Oft genug wollte mir die Müdigkeit oder die Ungeduld zuflüstern: «Das übersteigt ja Menschenkräfte.» Dann beschämte mich ein Seitenblick auf die Werke der großen Symphoniker. Wirklich, ich vermute, ohne dieses beschämende und ermutigende Beispiel wäre mir mein «Olympischer Frühling» kaum möglich geworden. Ich habe weiter von den Symphonikern gelernt: die alles andere überwiegende Wichtigkeit der Verhältniswerte eines Werkes (der Proportion). Ich nenne mich denn auch geradezu einen Proportionsdichter, deshalb, weil mir das Abwägen der Dimensionen, welche einem Stück zukommen, das oberste Gesetz ist, dem sich alles andere unterzufügen hat. Wenn ich einmal weiß, wieviel Raum jedem einzelnen Teile eines Werkes gebührt, halte ich das Schwierigste für getan und das Werk für gesichert. Damit zusammenhängend: die genaue psychologische Berechnung, was an jeder Stelle die Seele des Genießenden begehrt, wann es genug ist und wann es zu viel wäre, eine instinktive Berechnungskunst, welche bei den Symphonikern mit erstaunlicher Treffsicherheit gerät. Wiederum im Zusammenhang damit die Entsagung, also

die Kunst, nicht ein Motiv ganz auszuschöpfen, den Mut, selbst das an sich Wertvollste nicht zuzulassen, falls es nicht an diese Stelle gehört, die Kraft zum Morden des bereits von der dichterischen Phantasie Geschaffenen. Ich habe endlich von den Symphonikern übernommen: den Grundsatz, keine Einleitungen zu geben, sondern gleich mit dem Thema zu beginnen. Noch manches, das mir im Augenblick nicht gleich gegenwärtig ist, wäre wohl aufzuzählen, zum Beispiel die Einsicht, daß es rätlicher ist, verschiedene Dinge klar und hart mit schroffer Trennung nebeneinander und gegeneinander zu stellen, als Übergänge und Verbindungen zu suchen. Doch das Gesagte möge genügen. Hingegen will ich noch, um einem naheliegenden Irrtum vorzubeugen, ausdrücklich bemerken, daß die Musik bei mir auf Sprache und Vers nicht den mindesten Einfluß gehabt hat; mein Vers will gar nicht musikalisch sein. Überhaupt – habe ich recht beobachtet, oder täusche ich mich? –, ich glaube bemerkt zu haben, daß gerade die unmusikalischen Dichter Versmusik anstreben.

Aus alledem ist zu entnehmen, daß ich der Musik, oder besser gesagt den Klassikern der Symphonie und Sonate, viel verdanke und einzig ihnen etwas verdanke. Den Dichtern gar nichts oder verschwindend wenig; die Begabung zur Malerei hat mich mehr gestört als gefördert, namentlich hat sie mich anfänglich zu den ungeheuerlichsten Irrtümern verführt. Hat mich die Musik niemals gestört? Gestört nie, wohl aber eine lange Zeit gehindert, nämlich mein Bedürfnis nach Gefühlsausprache mittels Sprache und Vers, also nach lyrischer Poesie zurückgehalten, indem sie mir eine andere, schönere und liebere Aussprache zeigte und gestattete. Was man singen kann, mag man nicht sagen. Ein Beispiel: Als mich bei der Ausarbeitung meines Buches «Prometheus» überquellende Gefühle heimsuchten, fiel mir die Möglichkeit gar nicht ein, diese Gefühle in sprachlicher Verslyrik auszusprechen, sondern ich nahm ein Büchlein fremder Verslyrik vor und versuchte diese fremde Lyrik in Musik zu setzen, zu komponieren.

Auch noch meine «Schmetterlinge» sind ja keine Gefühlslyrik, sondern optisch empfunden. Erst als ich später einmal Zorn und Grimm auszusprechen hatte, kam mir die Unzulänglichkeit und Undeutlichkeit der musikalischen Lyrik für diesen Zweck zum Bewußtsein. Hier, in meinen «Literarischen Gleichnissen», hat dann wirklich nach dem alten Spruch die ‚Indignation‘ den Vers gemacht. Diese «Literarischen Gleichnisse» sind nun zwar, wie man mir sagt und wie ich zugebe, wahrscheinlich noch nicht selber Lyrik, aber sie haben mir das Tor zur Lyrik aufgemacht, mir den Mund für die direkte Aussprache von Gefühlen erschlossen; soweit ich mir überhaupt erlaube, etwas in der Poesie direkt auszusprechen; es läuft mir nämlich die direkte Aussprache wider die Natur und meine Überzeugung, besser gesagt, wider meine zur Natur gewordene künstlerische Überzeugung.

Damit mag's genug sein. Zur Verständigung für den Leser, den diese autobiographische Expektoration wohl etwas fremdartig anmuten wird, füge ich bei, daß ich das Vorliegende auf Begehren oder Anlaß schrieb (es wurde dringend von mir etwas Autobiographisches gewünscht), daß ich es überaus schnell und hastig hinwarf, weil meine Zeit wichtigeren Dingen gehört, daß deshalb der Stil alles mögliche zu wünschen übrig läßt, daß aber jedes Wort, das ich sagte, buchstäblich der Wahrheit entspricht. Mag es nun gefallen oder mißfallen, ich kann, wenn ich einmal die Aufgabe übernommen, Autobiographie zu schreiben, nichts anderes tun als einfach die Wahrheit mitteilen, gefalle sie oder gefalle sie nicht.

MEINE POETISCHEN LEHRJAHRE

Als ein Ihnen innerlich Fremder erscheine ich vor Ihnen, als ein Vertrauter möchte ich Sie verlassen. Dies habe ich mir zur Aufgabe gesetzt. Ich will damit beginnen, Ihnen meinen ersten dichterischen Versuch zu erzählen. Es war auf dem Gymnasium. Ich hatte bemerkt, daß so ziemlich alle meine Kameraden dichteten. Warum und wozu, begriff ich freilich nicht. Item, es mußte doch wohl ein Vergnügen dabei heraussehen; sonst hätten sie schwerlich getan. Da wollte ich denn auch versuchen (etwa wie man zu rauchen versucht, wenn alle rauchen). Also an einem schönen Maientag hinaus ins Grüne mit Bleistift und Papier. Erste Schwierigkeit: Setzt man sich zum Dichten? oder legt man sich? oder spaziert man herum? Zweite Schwierigkeit: Kommt es einem eher im Wald oder im Freien? auf dem säuberlichen Weg oder im Grase? Einstweilen legte ich mich unter einen blühenden Kirschbaum. Da lag ich denn und schaute in die Luft. Eine Stunde, zwei Stunden. Mir ward über die Maßen wohl, aber es kam nichts. Freilich sah ich den dunkelgrünen Tannenwald, den blauen Himmel und tausend schöne Dinge umher. Daß man das zeichnen oder malen könnte und möchte, ja, das begriff und fühlte ich. Allein wie man Tannenbäume in vierzeilige Strophen verwandle, oder Schlüsselblumen in Reime, von dieser Übersetzungskunst keine Ahnung! Allmählich überschlich mich dabei ein sanfter Schlummer, und wie ich aus dem Schlummer erwachte, kroch ich beschämt unter dem Kirschbaum hervor, ohne auch nur eine Zeile, ohne ein einziges Wort zustande gebracht zu haben.

Was hat da gefehlt? Man kann nicht die Natur abdichten wie man eine Landschaft abzeichnet. Die Übersetzung des konkreten Frühlings in Gedanken, Worte, Vers und Reime bedingt so schwie-

rige und komplizierte Geistesabstraktionen, daß die Menschheit Jahrtausende dazu gebraucht hat. Ein Frühlingsgedicht direkt von den Bäumen ablesen wollen, heißt eine zweitausendjährige Kulturarbeit in zwei Stunden versuchen. Abgesehen davon, daß man bekanntlich nicht von außen herein, sondern von innen heraus dichtet, daß die Dichtkunst es nicht mit der konkreten Wirklichkeit zu tun hat, sondern mit der Gemütsreaktion auf die seelischen Reflexe der Wirklichkeit und so weiter. Das also war mein erster dichterischer Versuch. Vielversprechend kann man ihn unmöglich nennen. Wenn wir indessen bedenken, daß unser reiner Tor Gymnasiast ist, der die griechische und lateinische Metrik kennt, daß er einen Wackernagel und einen Jacob Burckhardt zu Lehrern hat, so merken wir aus dieser Probe schon ein wichtiges Charakteristikum: wir haben es mit einer außerordentlich starken Naivität zu tun. Was ist Naivität? Sie ist nicht der Gegensatz zu Wissen, Weisheit oder Erfahrung. Naivität kann mit Gelehrtheit und auch mit Weltkenntnis übereins gehen. Sie ist auch nicht der Gegensatz zum Verstand; der naive Mensch kann vielleicht überlegen gescheit und scharf denken. Sondern sie ist der Gegensatz des lebendigen Keimes zur Umgebung. Wessen Innenleben so stark und unaufhaltsam treibt, daß es das ganze Bewußtsein erobert, alles andere daraus fortstoßend, der ist naiv im künstlerischen Sinn.

Hienach hatte ich gehofft, der Poesie zeitlebens ledig zu sein. Es sollte jedoch anders kommen. Einige Jahre später nämlich (diesmal auf dem Obergymnasium) gelangte ich zu der Einsicht, daß zwei Talente, welche die Natur verliehen hatte (das malerische und das musikalische), mangels jeder technischen Ausbildung unheilbar verloren waren. Da aber für eine Künstlernatur jenseits des Reiches der Schönheit kein Friede blüht, zeigte sich als einzige Rettung die Poesie. Dieser Ausweg erschien zwar höchst bedenklich, weil sich bisher weder Fähigkeit noch Lust noch Neigung zu Poesie und Literatur gemeldet hatte, vielmehr

von alledem das Gegenteil. Aber er erschien doch möglich, insofern hier die Versäumung der Technik nicht eine hoffnungslose Verspätung für einen Siebzehnjährigen bedeutet. Was aber das poetische Talent betrifft, so lebte ich damals der Überzeugung, daß der Begriff Talent ein falscher sei, daß, was man Talent nennt, im Grunde nichts anderes wäre als Wahrhaftigkeit gegen sich selbst, Talentlosigkeit mithin nichts anderes als die Folge eines Verrates gegen das künstlerische Gewissen.

Kurz, mit einem verworbenen, aber reifen Entschluß band ich da mein Leben an die mir bisher völlig fremde, ja sogar gleichgültige Poesie. In der Meinung, sie müsse für die abhanden gekommene Musik und Malerei nolens volens vikariieren. Was sollen wir nun dazu sagen? War das Vernunft oder Wahnsinn? Ich urteile: Wenn es sich umgekehrt verhalten hätte, wenn einer wollte für die Poesie die Musik oder die Malerei vikariieren lassen, oder für die Musik die Malerei und so weiter, ja, dann würde er schlimm fahren. Denn Musik und Malerei setzen ein spezifisches Talent voraus, das angeboren sein muß. Die poetische Begabung dagegen ist keine spezifische, ja nicht einmal eine einfache, sondern eine Komplikation, und zwar nicht sowohl von Fähigkeiten als von seelischen Zuständen. Darum führen viele Wege zur Poesie. Der Weg vom Zeichenstift her aber ist eine Hauptstraße und Siegesallee. Denn Poesie und bildende Kunst sind einander näher verwandt, als man gewöhnlich annimmt. Alle diejenigen nun, die vom Zeichenstift her zur Poesie kommen, werden in ihren poetischen Werken das malerische Ursprungszeugnis zeigen. Kein Taumel, keine Phantastik, kein lauttönender Versgesang, keine Rhetorik, kein Sprachschwall. Dagegen Maß und Ruhe, Streben nach Plastik, also nach Anschaulichkeit, Bedürfnis der Genauigkeit, Sicherheit und Festigkeit. Mitsehen und Miterleben der Szenen bis zur Innigkeit. Endlich Glückseligkeit beim Schaffen, die bei dem einen oder andern in falschen Optimismus, philosophischen Optimismus umschlägt. Ferner ist ihnen allen ge-

mein: die Ehrfurcht vor dem weißen Papier, folglich das Bedürfnis nach Sauberkeit des Sprachstils, sogar auch Sauberkeit des Schriftstils, also nach Kalligraphie. Lichtrausch und Farbentau- mel sind keine unterscheidenden Merkmale, da sie auch bei Dich- tern anderer Herkunft vorkommen. Merkwürdigerweise finden sich von dem künstlerischen wählerischen Farbensinn, den Sie wohl von Farbenrausch und Farbengeschnier unterscheiden müssen, kaum Spuren. Gottfried Keller ist der einzige, bei welchem ich solche Spuren erblicke. Noch seltener ist in der Poesie der treffsichere Bildhauerblick für Miene und Gebärde, eine für die hohe Poesie wegen des Symbolwertes der Gebärde unschätz- bare Fähigkeit. Hier scheint mir Dante, der ja auch den Zeichen- stift zu führen verstand, wahrscheinlich sogar meisterhaft, der größte. Von dem echten natursprünglichen Bildhauerblick müs- sen Sie wohl unterscheiden den Cinquecentoblick, der die Gebär- den an fertigen Kunstwerken einfach abliest, und den theatri- schen Blick, der die Gebärden aus dritter Hand holt. Der erstere erzeugt in der Poesie leblose, der letztere unwahre Gestalten. Sehr deutlich sind die malerischen Spuren bei Gottfried Keller, vor allem das Sonnenlicht, welches bei ihm überzeugender auf- tritt als bei jedem andern, da es immer geschaut ist. Dann das gedämpfte (Interieur-) Licht, das Helldunkel, das Braungold, kurz die Lichtgebung der Niederländer. Die Träume, echte künstleri- sche Palettenträume. Luftperspektive, daher die überzeugende, einzig dastehende Wirkung der Eingangsszene im «Landvogt von Greifensee». Dann die Fähigkeit, durch die Farbe eines Kleides eine Szene zu stimmen, und so weiter.

Ohne Zweifel werden Sie auch in den spätern Schriftsteller- werken deutliche Spuren der ursprünglich malerischen Veranla- gung finden. Ich will Ihnen das Wichtigste davon nennen, Klei- nigkeiten wie etwa ein allzubreites direktes Ausmalen von Licht und Sonnenstrahl übergehend.

Erstens. Unser Autor erkennt für seine eigene Tätigkeit eine

Poesie jenseits der Plastik überhaupt nicht an. Vergleichen Sie in den Balladen das Frühlingsgedicht «Die Blütenfee» mit den üblichen Lenzgedichten. Keine Szene bringt ihm Befriedigung, ehe sie so herausgearbeitet ist, daß ein Maler sie malen möchte. Als der Kern und Mittelpunkt aller Poesie gilt ihm das Epos und der Mythos. Also dasjenige Gebiet, wo Dichter und Maler zusammentreffen. Denn dem Epiker wie dem Maler ist die Erscheinung wichtiger als der Trieb. Zweitens. Ganze Bücher sind aus malerischem Auge und Gefühl entsprossen: so die «Schmetterlinge», eine optische Lyrik. So wiederum neuestens der «Olympische Frühling», der mit einem Böcklin oder Klinger ein Stück näher verwandt ist als mit irgendeinem Dichter. Drittens. Licht und blauer Himmel sind für ihn höchste Wirklichkeit und wahrhaftige Gegenwart, die leuchtenden Stunden des Tages inspirieren ihn als neueste Zeitprobleme und Tagesereignisse, wie einen andern die soziale Frage. Viertens. Seine Vorliebe für die hellenisch-mythologische Welt gilt nicht dem hellenischen Menschlichkeitsideal, sondern der Farbenwirkung von Fleisch und Bein in Wald, Luft und Meer. Fünftens. Unser Autor verspürt Velleitäten, den Menschenkörper ein wenig zu korrigieren, eine Art leiblichen Übermenschen zu konstruieren. Er hat öfters bemerkt, sogar gespürt, daß blaue Augen, blonde Haare, schwarze Augen und kastanienbraune Haare, rote Lippen und weiße Zähne schön sind. Die Natur hätte, meint der Verfasser, für den Rest auch etwas weniger geizig mit (der) Palette umgehen können. Folglich wird im «Olympischen Frühling» die Übergöttin Hera ein bißchen farbiger ausgestattet. Nach olympischer Ästhetik ist dies erlaubt. Und so weiter, bis zu der übermütigen Personifikation der Farben in «Eugenia». Selbst die Wiedereinführung des Reimes in das deutsche Epos ist malerisch. Wo das Bild leuchtet, soll auch die Sprache glänzen. Denn der Reim bedeutet für den Vers Licht! Selbst gewisse anscheinend zufällige Eigenschaften, sogenannte Schrullen und Launen, vermöchte ich Ihnen aus dem malerischen Ursprung

zu erklären. So eine gewisse Abneigung gegen Theater, gegen Kostümierung, Festzüge und andere Schauspiele, weil das Auge hier unechte Garderobenbilder statt wahrhaftige gewahrt. Dagegen wieder Vorliebe für Zirkus, Ballett und so weiter, wegen der Eurythmie der Bewegung. Endlich noch eine negative Wirkung. Sie werden in meiner langjährigen Zeitungstätigkeit kein einziges Urteil über bildende Kunst, keine einzige Besprechung eines Gemäldes finden. Die bildende Kunst war mir zu lieb.

Und die Einflüsse der musikalischen Veranlagung auf das dichterische Schaffen? Nach alter Erfahrung sind es vorwiegend hemmende Wirkungen. Es ist falsch, zu glauben, der Dichter, der musikalisch ist, singt, Klavier spielt, werde besonders wohlklingende Verse machen. Im Gegenteil. Die Musik zehrt mit ihrer überlegenen Konkurrenz dem Dichter den wesentlichsten Teil der Lyrik, die Stimmungslirik, weg. Was einer singen kann, sagt er nicht. Eine Stimmung freilich *(ver)*läßt sich nicht auf das Klavierspiel: der Zorn. Und so entstanden dann die «Literarischen Gleichnisse». Ist übrigens die Einbuße an Lyrik ein reiner Verlust? Ich behaupte: nein. Denn sie bringt Größe ein. Es ist groß, wenn das zufällige private Menschenleid des Künstlers keinen Ausdruck in seinem Schaffen findet.

Freilich kommt auch viel darauf an, in welchem Entwicklungsstadium sich ein bildnerisches Talent befand, und welche Tiefe und Stärke es hatte, ehe es umgepflanzt wurde. In unserem Falle haben wir es mit einer ererbten, deshalb tiefinnerlichen Verwachsung der ganzen Seele mit dem Bildnertalent zu tun. Diese angeborne Verwachsung auseinanderzureißen, die künstlerischen Kategorien gewaltsam zu verlernen, das wird blutiges Lehrgeld kosten. Da ferner unser Junge immer naiv verfährt, keinen andern Führer duldet als die Stimme seines künstlerischen Gewissens, so wird die Lehrzeit eine unerhört langwierige sein, und es werden anfänglich die abenteuerlichsten, unglücklichsten Irrfahrten stattfinden. Andererseits jedoch war auch dem kühnen Un-

terfangen zum voraus das schließliche Gelingen verbürgt. Denn ein zäher Wille an der Hand des künstlerischen Gewissens führt ganz sicher zum Ziel. Was wird nun wohl unser Candide (nennen wir ihn fortan so) zuerst in der ihm wildfremden Poesie angegriffen haben? Sie erraten es alle: «Natürlich ein Drama». Leider! Ja! Darüber, daß jeder deutschsprechende Jüngling «natürlich ein Drama» schreibt, ließe sich etwas Ernstes und Scharfes reden. Nicht gegen die dramatischen Jünglinge, sondern gegen jene, die von demselben Drama die Jugend abmahnen, nach welchem sie den Zeigefinger ausstrecken.

Also ein «Drama». Oder vielmehr, was sich Candide unter einem Drama vorstellte. Indem ich Ihnen jetzt das haarsträubendste dramatische Experiment erzähle, das wohl je auf Erden außerhalb des Irrenhauses unternommen wurde, mache ich Sie darauf aufmerksam, daß Candide von Anfang bis zu Ende vollkommen vernünftig und logisch, ja sogar echt künstlerisch verfährt. Er begeht nur den einzigen Fehler, daß er die Kategorien der bildenden Kunst in die Poesie mit hinübernimmt. Folgendermaßen konstruierte Candide sein Drama: Das Drama, nicht wahr, ist eine Kunstform? Und eine Kunstform, versteht sich, ist eine Form. Erstens. Also Papier und Bleistift her und die Form des Dramas nach den Regeln der Dramaturgie dargestellt: «Aufsteigende, schwebende, absteigende Handlung» ergibt gezeichnet: eine aufsteigende, eine schwebende, eine absteigende Linie. Fünf Akte: vier Taktstriche. Jede Form muß eine Grundlage haben: Also eine waagrechte Linie darunter. Was zeigt sich jetzt dem Auge? Zwei umschließende Dreiecke, drei eingeschlossene Vierecke, hm! Das wäre also die berühmte Kunstform des Dramas? (Proportion hat sie, das ist wahr.) Es ist etwas Unheimliches dabei: nämlich es ist doch auch gar zu leicht, diese Form zu zeichnen. Die Form eines Pferdekopfes zu treffen, ist entschieden schwerer. Sollte aber wirklich die Poesie so viel leichter sein als das Zeichnen? Endlich erscheint eine Schwierigkeit. Jetzt sind

wir auf dem rechten Wege. Wie bringt man nämlich den Inhalt eines Dramas, also den Text (mithin etwa tausend bis zweitausend Sätze) in eine verkürzte dramatische Miniaturform von einigen Zentimetern? Geht das überhaupt? Kann man einen Text komprimieren wie Leuchtgas? Entschieden nicht. Wir werden uns auf andere Weise helfen müssen. Aber wie? Das ist die Aufgabe. Die prinzipielle Lösung ist leicht: Habe ich die Form reduziert, so muß ich auch den Inhalt reduzieren, also den Text so stark komprimieren, bis er in die Form geht. Allein ist das möglich? Kann man zweitausend Sätze in beliebigem Maßstabe reduzieren, also zum Beispiel auf zwei Quadratzentimeter, so wie man auf dem Globus die ganze Schweiz auf einige Zentimeter reduzieren kann? Antwort: Nein. Was denn? Erstens Stenographie? Genügt nicht. Zweitens Mikrographie? mit Mikroskop? Das Auge verbietet. Drittens Brachyoesie und Stenologie? Noch nicht erfunden. Viertens symbolische Zeichen für ganze Sätze und Reden? Zu undeutlich. Ja, wenn man sich erlauben dürfte, den Text außerhalb der geometrischen Formfigur in ein Heft zu schreiben, wie die andern! Aber solche gewissenlose Ausflüchte begeht unsereiner nicht. Ein Inhalt gehört in die Form, nicht außerhalb. Punktum! Oder malt etwa ein Maler, wenn er auf der Leinwand nicht Platz findet, auf die Staffelei und auf die Hosen? Nein, sondern er nimmt eine größere Leinwand. Ach, da haben wir ja! Wie einfach! Wir müssen das Format größer nehmen, so groß, daß in die geräumigen Figuren der Text hineinmag. Und nun stellte sich unser Dramatiker vor eine leere Zimmerwand, dachte sich meterhohe Dreiecke und Vierecke, also die Form des Dramas, darauf und dachte den gedachten Text in die gedachten Dreiecke hinein. Ein förmliches Dachdeckerdenken. Das ging zuerst ganz glatt. Aber siehe! wie schade! Nach wenigen Wochen war die Zimmerwand vollgedacht. Man mußte das Format noch viel größer nehmen. Gefunden! Hinaus in die Natur. Dort in der Luft zwischen Himmel und Erde ist Platz. Verstehen Sie die

Meinung? Der Himmel sollte das Papier vorstellen, der Gedanke die Tinte und das Auge die Stahlfeder. Das ist Candides (unseres Dramatikers) Schreibzeug. Allein die Natur ist keine leere Zimmerwand. Da gibt es allerlei unnütze Dinge: Berge und Seen, Städte und Dörfer, Sonne und Regen und Krammetsvögel, die einem mitten durch das Drama fliegen. Das mußte vor allem mit dem Willen hinweggesehen werden. Wenn Sie aber etwa glauben, das sei eine Kleinigkeit, die Welt wegzusehen, so täuschen Sie sich. Mehrere Stunden brauchte es jedesmal, bis das Gedankenbild, also die dramatische Gestalt, solche Lebenskraft erreichte hatte, daß es sich nach außen projizierte und vor die sichtbare Welt hinstellte. Hernach erst konnte die Arbeit beginnen. Heftig und hastig die kurze Zeit benützend, da der Wille dem stetig vordrängenden Weltbild noch Meister blieb.

Stellen Sie sich jetzt gefälligst einmal das liebliche Tagespensum dieser Dramatik vor. Erstens, jeden Morgen ein paar Stunden lang die Welt hinwegsehen, zweitens darauf stundenlang das Gedankenbild genau so wieder herstellen, wie es am Abend vorher dagestanden hatte, drittens hernach wieder stundenlang alle die vielen Ergänzungen, die einem nachts eingefallen waren, mit den Gedanken hineinkorrigieren, und endlich viertens spät am Abend, wenn schon Kraft und Wille versagten, mit der Arbeit beginnen. Entschieden, ich hätte nicht gedacht, daß das Dichten so mühsam wäre. Fünftens, ungerechnet die täglichen zufälligen Anfechtungen. Denn ein Gymnasiast, ein Student wirkt ja nicht ungestört. Schulaufgaben, Maturitätsexamen, Kollegien, sogenannte Lehrer und Professoren, das alles mußte man ja auch noch hinwegsehen. Trotz diesen fast übermenschlichen Selbstanforderungen rückte die Arbeit vor und brachte durchaus nicht unbedeutende (wenn auch unreife) Ergebnisse, bis sich das ereignete, was sich über kurz oder lang ereignen mußte. Bei so gewaltiger Willensspannung, bei so tiefer Intuition gerät die Grundwelle der Seele in Bewegung und wirft unaufhörlich ahnungs-

schwere Phantasiebilder auf. Da aber die Jugend nicht versteht, fremdartige Bilder auszuschneiden, sondern alles an sich Wertvolle meint in das große Erstlingswerk unterbringen zu müssen, so wurde natürlich das Werk durch den neuen inadäquaten Zustrom täglich gesprengt. Was der Abend getan hatte, vernichtete der Morgen. Kurz, die Sisyphusarbeit mit ihrem ganzen Gefolge der Hölle. Und nun denken Sie sich diese Selbstmörderei durch drei lange Jahre mit verbissenem Willen fanatisch durchgeführt, ohne Ruh und Rast, ohne Gnade mit sich selber, Tag für Tag! Wie war das überhaupt möglich? Wie konnte es geschehen, daß unser törichter Junge seinen grotesken Irrtum nicht einsah oder seiner wenigstens nicht überdrüssig wurde?

Antwort: Die Arbeit verlief (wie ich Ihnen gesagt) in der großen, freien Natur. Dort aber weht ein merkwürdiges Pulver, das bei starker seelischer Vertiefung bedeutende Dinge geschehen läßt: Ekstasen, Visionen, Ahnungen, Symphonien. Durch das aberwitzige Drama schaute das Haupt der Gorgo. Ob daher schon das Werk tausendmal verloren war, die Arbeit war es nicht. Auf solchem Wege entsteht eine Persönlichkeit. Man ist nachher jemand. Und was auch immer, sicher kein Dilettant. Eine Dogge, die sich verbissen hat, läßt nicht mehr von selbst los. Die muß man herunterreißen. Äußerer Zwang brachte nach drei Jahren die Erlösung: ein Ortswechsel, verbunden mit der Nötigung, plötzlich eine Probe niederzuschreiben. Diese plötzliche Niederschrift (in visionärem Geist, aber prosaisch erzählender Form) bewies dem Patienten erschreckend klar den Zusammenbruch seines vermeintlichen Dramas. Aber siehe, von andern Augen gelesen, meldete sich das Erstaunen. Man sprach von Talent, man munkelte von Druckenlassen. Dies damals nicht getan zu haben, darauf verzichtet zu haben, als ein Zwanzigjähriger mit einem unreifen fragmentarischen Werk Aufsehen zu erregen, das zähle ich als meine erste schriftstellerische Leistung. Mit so etwas verdammt sich einer zu literarischer Vornehmheit auf Lebenszeit.

Aber in derselben Stunde wechselt auch die Schildwache des Lebens: Der bunte Dämon zieht ab und ein strenger zieht auf.

Aber was nun? Der Name Drama war mir unheimlich geworden, und Jacob Burckhardt, mit dem ich damals privatim verkehrte, sagte mir bei diesem Anlaß ein denkwürdiges Wort: «Das Drama», sagte mir Jacob Burckhardt, «ist eine Kunstform, deren Gelingen wesentlich von äußern zufälligen Vorbedingungen abhängt, welche in gegenwärtiger Zeit nicht vorhanden sind.» Heute, nach dreißig Jahren, erlaube ich mir, diesen Satz zu ergänzen. Ich sage, gezwungen durch mein Gewissen, was ich schon seit Jahren sagen soll: Es ist heutzutage absolut unmöglich, in deutscher Sprache für das deutsche Theater nach deutscher Ästhetik ein solches Drama zu schreiben, welches bleibenden poetischen Wert hätte. Darum mißlingt jedem bedeutenden Dichter ein Theaterstück ebenso sicher wie es dem unbedeutendsten Schlaumeier, Streber oder Modepedanten sicher gelingt. Sie werden mir erwidern, ein geborner Dramatiker vermöchte es unter allen Umständen. Hierauf erwidere ich: Wir haben ja so einen geborenen Dramatiker gehabt, der wahrhaftig alle nötigen Eigenschaften besaß, die Kraft der Charakteristik, Sprachgewalt, meisterhafte Beherrschung der Form. Dramatischer Aufbau, Konzentration, Kurzschluß und so weiter: Conrad Ferdinand Meyer. Und das Ergebnis: Nach einem ganzen Leben des Ringens um das Drama: Null. Warum hat es keiner zustande gebracht? Weil es absolut unmöglich ist.

Allein was nun? Wie wäre es (bis auf weiteres), einmal gründlich die Verskunst zu lernen? Platen zu studieren? Ein vernünftiger Gedanke, nicht wahr? Und doch ein gewaltiger Irrtum. Man kann nämlich nicht die Verskunst für sich lernen, wie man Kontrapunkt oder Zeichnen lernt. Wer Sonette wegen der Sonettenform dichtend übt, lernt dabei gar nichts. Man lernt in der Poesie nichts an gleichgiltigen Stoffen, sondern nur an seinem eigenen Herzblut. Wer mit einem Werk, an welchem sein Herz hängt,

die Treppe hinunterstürzt, daß an allen Stufen Blut klebt, der lernt dabei etwas. Ferner taugt weder Platen noch Rückert zum technischen Vorbild. Denn ein Versvirtuos ist deswegen noch lange kein Versmeister. Im Gegenteil. Alles das sah ich glücklicherweise ohne Zeitverlust sofort ein oder empfand es wenigstens. Indessen sollte Platen durch einen Zufall doch wichtige Folgen bewirken. Irgendwo in Platen nämlich steht ein Distichon zum Preise Homers. Mit dem Nachsatz: «Ähnliches schuf bloß Ariost.» Ebenso zufällig las ich um dieselbe Zeit in Burckhardts Renaissance das Urteil: «Ariost, Italiens größter Dichter.» Diesen Ariost mußte man sich doch einmal ansehen. Es war hier in Zürich. Auf der Universitätsbibliothek fand sich eine Prosaübersetzung des «Rasenden Roland» von Heinse, dem bekannten Ardinghello-Heinse. Dieses Buch nun wirkte auf mich wie der Mosesstab auf den Felsen: Mit jauchzendem Jubel sprang da plötzlich die Poesie in breiten Strömen hervor. Und mit ihr die Selbsterkenntnis: Ein Epiker mochte ich sein. Hier auf diesem Punkte der Poesie, dem Zentralpunkte, fühlte sich der ehemalige Malerlehrling sofort daheim und zu Hause. Deshalb, weil Malerei und Epos die Hauptsache gemein haben, daß ihnen die äußere Welterscheinung wichtiger ist als das innere Weltgetriebe (eine Weltanschauung, für welche sie eine überzeugende Autorität zitieren können, nämlich den Welterschöpfer). Also ein Epiker wollte unser Student werden. Da aber in der Poesie der Aufstieg nicht schrittweise, auch nicht stufenweise geschieht, sondern im Sprung und Schwung, so war er auch schon das, was er werden wollte. Derselbe Junge, der vor einem Jahre noch ein Drama in Dreiecken an den Himmel denken wollte, entwirft jetzt ohne weiteres mit voller Sicherheit detaillierte epische Dichtungen derartiger Natur, daß ich sie sämtlich heute unverändert übernehmen und ausführen möchte. Bei einigen davon habe ich es später auch wirklich getan. «Eugenia» zum Beispiel stammt von damals her. Ebenso die Balladen «Theseus' Hochzeit», «Das

Sterbefest»: das heißt, damals wurden sie als große epische Gedichte geplant, fünfundzwanzig Jahre später dann zu Balladen kondensiert.

Demgemäß habe ich Ihnen diesmal nicht von einer Sisyphusarbeit, sondern von einer Ceresarbeit zu berichten. Wie ein goldener Sommer, sonnig und selig, sproßte allenthalben die Saat empor, und eine ordnende Hand beherrschte das Arbeitsfeld. Hier im Epos empfand der junge Dichter instinktiv die Gesetze der Kunstform, wußte die Inspirationen zu teilen, das Verschiedene zu trennen, Ableger zu selbständigen Setzlingen zu pflanzen. Es war eine verhältnismäßig kurze, aber inhaltvolle und geeignete Periode. Damals erhielt die Begabung die Eigenschaften des Reichtums und der Freudigkeit.

Ungefähr zwölf bis sechzehn Monate ging das so fort in Mut und Vermögen, in Glück und Gelingen. Da ereignete sich plötzlich etwas Neues, das diese Arbeit beiseite stieß. Etwas, was ich «Heimsuchungen» nenne. Sie erraten, was das Wort sagen will. Ungefragt und unwillkommen (vielmehr dem heftig widerstrebenden Willen zum Trotz) steht einesmals ein ernstes, großgestaltetes Poesiebild gebieterisch da. «Hier bin ich» sagt es und läßt sich nicht mehr beseitigen. Das nenne ich eine Heimsuchung. Dergleichen Heimsuchungen also beginnen jetzt. Erst vereinzelt, allmählich häufiger, schließlich in anstürmenden Lawinen. Durch sie (und nicht etwa durch Grillen und Schrullen) bin ich während der nächsten zehn Jahre zwangsweise in Gegenden der Poesie geführt worden, die seit der dorischen Völkerwanderung kein Dichter mehr betreten hat, in das Gebiet des Mythos und der kosmischen Poesie. Gegenden der Poesie, von denen die Neuzeit vergessen hat, daß sie existieren, von denen die Weisheit predigt, sie wären der Kulturmenschheit unzugänglich. (Woraus ich wohl schließen muß, daß ich nicht zur Kulturmenschheit gehöre.) Es sind ferner aber auch hohe Gegenden. Da gelangt man auf jene wundersame Bergstraße, wo die zwei vornehmen Schwestern,

die Zwillingskinder des Weltengeistes, die Religion und die Poesie, noch denselben Weg wandeln, Hand in Hand, stolzen Schrittes und ernstesten Gesanges. Ehe sie auf getrennten Pfaden abwärts steigen, jene nach der Pforte der Gerechtigkeit, diese durch das Tor der Schönheit. Wessen Poesie aber von dorthier stammt, dessen Verhältnis zur Poesie, das fühlen Sie, wird ein anderes sein als das gewöhnliche. Es ist ein dem religiösen verwandtes. Es kommt zu einem Heimweh nach der Bergstraße, zu einem sehnsüchtigen Glauben, zum unbedingten Gehorsam, zur Opferbereitschaft. Auch, ja nicht zu vergessen, zu einer höchst energischen Verachtung der Lügenpfaffen mit ihrem Anhang. Der kastalische Quell tuts dem Dichter nicht allein; er lechzt auch nach dem Bache Kison. Unvermeidlich geschieht hiebei auch die Personifikation der Poesie. Mit dem zu Schanden gelogenen Namen ‚Muse‘ können wir jedoch eine erlebte Wahrheit nicht verunehren. Wissen Sie mir einen besseren Namen? Ich pflege für mich die hohe Poesie, die kosmische Poesie «die große Unbekannte» zu nennen. Wenn ich also fortan diesen Namen ausspreche, so wissen Sie, was ich meine.

Man fragt immer oder denkt es:

Erstens. «Warum dichtet er beständig über den Wolken, warum kommt er nicht ein wenig ins tägliche Leben zu uns herab?» Hierauf antworte ich: Haben Sie auch schon einmal gehört, daß alle Menschen sterben müssen, daß ein Tier das andere lebendig auffrißt? Wie stellen Sies an, das wieder zu vergessen? Der Dichter jedenfalls kann das nie vergessen; denn der Dichter ist ein Mensch, der, was andere in seltensten Momenten, am Grabe, fühlen, beständig sieht und fühlt. Da aber die Ursache der Naturnotwendigkeiten nicht in den Cabarets artistiques von Montmartre, sondern über den Wolken liegt, darum dichtet unser Dichter über den Wolken.

Zweitens. Man hat ferner gefragt: «Warum ist er immer unverständlich? warum spricht er beständig symbolisch?» Deshalb, weil

Symbolik der einzig mögliche künstlerische Ausdruck für das Übersinnliche ist. Ob nun Symbolik verständlich oder unverständlich sei, ist eine andere Frage. Was ist verständliche Symbolik? Die man gelernt hat. Der Ring am Finger. Grafenkrone, Taschentuch. Aber wer bei dem Adler des Prometheus eine so verständnisinnige Miene macht, sollte bei dem Löwen des Prometheus nicht gar so verblüfft dreinschauen.

Drittens. Man hat mich endlich verwundert gefragt: «Sieht denn unser Sonderling die Gegenwart nicht? Hört er die Stimme des Zeitgeistes nicht?» O ja, er sieht die Gegenwart genau, so genau, daß er sie scharf zeichnen könnte. Und die Stimme des Zeitgeistes. Da müßte einer schon bedenklich übelhörig sein, wenn er die nicht hörte. Finden Sie nicht auch? er macht ein bißchen viel Lärm für einen «Geist», der ‚Zeitgeist‘. Aber die Überzeugungskraft von Gegenwart und Zeitgeist vermag ich nicht zu entdecken. Wenn Sie im Konzert sitzen und draußen Straßenlärm, Gejohl, Krakeel, Hundegebell entsteht, nicht wahr, dann laufen Sie deswegen nicht aus dem Konzert auf die Straße, um mitzukrakeelen? Sondern was tun sie vielmehr? Sie schließen eilends Tür und Fenster. Aus demselben Grund nun, wenn die Gegenwart lärmt und der Zeitgeist bellt, belle ich nicht mit, sondern schließe Tür und Fenster, um der Stimme der großen Unbekannten zu lauschen. Summa: ich höre und spüre den Hauch des Zeitgeistes, aber ich bin dagegen immun.

Die erwähnten Heimsuchungen begannen (anscheinend harmlos) mit einem kurzen fertigen Gleichnis «Prometheus und Epimetheus». Das Thema verlangte und duldete nicht mehr als hundert bis zweihundert Verse. Heute wollte ich das Gedicht in ein paar Tagen fertigstellen. Statt dessen kostete mich dieses Gleichnis (hätte ichs nicht erlebt, so würde ichs nicht glauben) zehn Jahre! Warum? Wieso? Ich hatte von der Dynamik des dichterischen Schaffens, insbesondere von der formalen Ausarbeitung, von der Umsetzung eines Phantasiebildes in die Sprache,

noch gänzlich falsche Vorstellungen. Ich meinte, man gelange zur Form von innen heraus, auf organische Weise: durch Keimtrieb, Saft, Wuchs und Blüte. Ich meinte, die Ausführung einer Dichtung werde und geschehe; ich ahnte nicht, daß sie getan werden müsse. Ich wußte nicht, daß ein poetischer Inhalt in alle Ewigkeit nie von sich aus die Sprachform erreicht, daß die Phantasie (wegen ihres leichten spezifischen Gewichtes) nie zum Ausdruck herniedersteigen kann, daß alle Denkarbeit ein in den Hauptzügen fertiges Thema nicht weiter ins Klare fördert, sondern nur kompliziert, mithin immer weiter von der Vollendung fortstößt. Da ich aber dies nicht wußte, geschah das Unvermeidliche: zuerst Hunderte von Varianten, darauf Sprengung des Themas durch Vertiefung, Vergrößerung und Erweiterung, darauf Tausende von Varianten, dazwischen der Lawinensturz neuer fremdartiger Heimsuchungen und so weiter und so weiter. Und nun schwelte unser Dichter im ewigen Feuer. Je mehr Zeit ergebnislos verstrich, um so angestrongter arbeitete er, und je angestrongter er arbeitete, desto weiter schob er das Ziel in die Ferne. Etwas Fehlerhaftes aber zu veröffentlichen galt ihm für eine ewige Schande, schlimmer als Diebstahl. Und da bei dieser grausamen Mühle Jahr um Jahr entschwand, die Jugend auf Nimmerwiedersehen entführend, entwickelte sich natürlich in dem gepreßten Herzen ein starkes Pathos. Dieses Pathos gebar die tiefgefühlte symbolische Erzählung von Prometheus, der seine Hündchen erwürgt. Die Hündchen bedeuten die Herzenswünsche und Lebenshoffnungen, die der Mensch seinem strengen Genius opfert. Aber wehe ihm, wenn das Opfer der Jugend umsonst war. Dann kommt Reue und Verzweiflung über das verfehlte Leben! Das ist der Löwe, der mit bösen Augen vor Prometheus' Lager lauert. Unser Dichter verfiel (zu seinem Heil) nicht dem Löwen. Und er brauchte die Opfer nicht zu bereuen. Was aber dem Genius geopfert wurde, soll einer nicht bereuen. In jenen zehn weihevollen Passionsjahren hat unser Dichter so schwierige Auf-

gaben der Poesie empfangen und auch erledigt, daß ihm später jede andere Aufgabe der Poesie leicht erschien; in jenen zehn Jahren hat er sich das Recht erworben, ein Selbstbewußtsein zu hegen; in jenen zehn Jahren füllte sich ihm Herz und Seele bis zum Überlaufen mit Poesie, wie ein Schwamm mit Wasser. Die endliche Erlösung geschah auch diesmal durch einen Zwang, vermittelt durch einen Ortswechsel. Aus weiter Ferne in die Heimat zurückreisend, geriet ich auch durch München. Dort kam ich vor einen Kunstladen zu stehen. Und wie ich eine Zeitlang gestanden hatte, stand ich nicht mehr allein. Ein Gespenst stand neben mir, das mir schlimme Worte zuflüsterte. Was das für ein Gespenst war in der Kunststadt München vor dem Kunstladen, und was es flüsterte, erraten Sie leicht. Aus Entsetzen vor diesem Gespenst nun schrieb ich, heimgekehrt, den ersten Teil meines «Prometheus und Epimetheus» kurz entschlossen nieder. Sie kennen gewiß alle einen Kalenderhelgen, wo ein armer Sünder zwischen einem Engel und einem Teufel schwitzt, die sich um seine Seele balgen. So ging es zu. Zur Linken das Münchner Gespenst, zur Rechten die große Unbekannte, inmitten der Dichter. Die große Unbekannte errang ob der Arbeit den Sieg. Ich durfte mich, tief aufseufzend, «Felix Tandem» nennen, das heißt einen, der nach siebzehnjährigem heißem Ringen endlich etwas geleistet hatte, was er glaubte vor dem heiligen Antlitz der Poesie verantworten zu dürfen. Und nun erwartete ich bescheiden und ehrfurchtsvoll die Antwort der Öffentlichkeit. Wahrhaftig! ehrfurchtsvoll! Ehrfurcht vor der Öffentlichkeit! Vor der Öffentlichkeit!!! Von allen Naivitäten, die mir je passierten, erachte ich diese für die tollste.

Hiemit ist das Thema meines Vortrages im wesentlichen erledigt. Allein, wenn ich jetzt aufhörte, würde ich Ihnen statt eines kleinen Rätsels ein größeres aufgegeben haben: Der Dichter, den ich Ihnen soeben geschildert, ist ja ein ganz anderer Mensch als jener, von dem Sie sonst gehört und etwa gelesen haben! Das ist ja wie mit dem Messer abgeschnitten! Wie kommt der Mytholog

dazu, übermütige Aufsätze, «Lachende Wahrheiten», ein «Wettfasten», einen «Friedli» und «Conrad» zu schreiben? Mit einem Wort: Wie reimt sich Felix Tandem mit dem Herrn Meyer?

Dieses Rätsel muß ich Ihnen noch lösen. Der Gegensatz zwischen jenem und diesem Schriftsteller ist teils ein bloß phänomenaler, teils ein tatsächlicher. Erstens: zunächst das Phänomen. Übersehen Sie nicht, daß ich Ihnen nur eine einzige Seite, freilich die wichtigste des Felix Tandem geschildert habe. Der war aber außerordentlich vielseitig. Dem Bewußtsein der Vielseitigkeit entsprang das Bedürfnis nach einem Pseudonym, oder vielmehr nach einem «*nom de guerre*». Von dem, was der Privatmann etwa zufällig schreiben würde, wollte er das, was er aus Inspiration dichtete, schon durch den Namen klar unterscheiden. Ich will Ihnen einige Lieblingssätze aus der Poetik des Felix Tandem zitieren, damit Sie die Übereinstimmung des Verfassers von «Prometheus» mit dem Verfasser der «Lachenden Wahrheiten» spüren. Ich zitiere also jetzt ungedruckte Kernsprüche des siebenundzwanzigjährigen Felix Tandem: «Erstens. Der Roman ist eine Kunstform für Klatschbasen und Klatschvettern. Zweitens: Charakteristik ist ein gesundes, angenehmes, durchaus nicht anstrengendes Unterhaltungsspiel für glatzköpfige Knaben. Drittens: Kindischer und alberner hat noch kein Zeitalter über literarische Dinge gedacht als das unsrige. Viertens: Geschichtsphilosophie. Für den geistigen und moralischen Halt der Menschheit genügen jeweilen drei große leitende Ideen. Aber sie müssen dumm sein». Wie Sie sehen, konnte der als unverständlich verschriene Felix Tandem auch deutlich sprechen. Beachten Sie andererseits, daß es auch dem spätern Schriftsteller, also dem übermütigen Feuilletonisten, immer mit der Sache, die er so fröhlich verfocht, grimmig ernst war. Ich habe nie in meinem Leben eine witzige Plauderei geschrieben. Endlich bitte ich Sie, ja nicht den beleidigenden, feindseligen, herausfordernden Ton zu überhören, den unser Schriftsteller, der gegenwärtige, anstimmt, so oft er sich mit sei-

ner Zeit über literarische Dinge auseinandersetzt. Diesen verächtlichen Ton bezieht er nicht aus seinem Charakter, denn er ist bescheiden, auch nicht aus seinen wenigen gedruckten Büchern, denn die geben ihm kein Recht hiezu, sondern er leiht ihn von weiland Felix Tandem, dem zürnenden Propheten der großen Unbekannten, deren Majestät von Krethi und Plethi verraten wird. Soweit das Phänomen: Der einstige und der jetzige Schriftsteller sind nicht verschieden, sie zeigen sich nur von einer andern Seite.

Hienach gebe ich einen tatsächlichen Widerspruch zu. Nicht wahr, der natürliche Verlauf der Produktion wäre nach der innern Entwicklung, wie ich sie Ihnen geschildert, der folgende gewesen? Der Verfasser hätte nach Veröffentlichung seines Erstlings «Prometheus», gestärkt durch den herzlichen und ehrerbietigen Gruß der literarischen Welt und belehrt durch das Urteil der Kritik, zunächst sein eruptives Büchlein verbessert und vollendet. Hernach wäre er an sein Lebenswerk geschritten, das heißt, er hätte den poetischen Vorrat der Epik und Mythik, den er während siebzehn Jahren gesammelt, verarbeitet und ausgegeben. Das ist wohl (nicht wahr) Ihre Meinung? Es war auch die meinige. Das kam nun eben ganz anders. Warum? Wieso? Wir können hier nicht Biographie üben. Andererseits aber habe ich Ihnen Vertraulichkeit versprochen und bin sie Ihnen daher schuldig. Nehmen Sie an, Sie würden, während Sie (ohne an etwas Böses zu denken) mit einem Gemälde unter dem Arm nach einer Gemäldeausstellung wanderten, dummerdings von einem Osterochsen überrannt. Können Sie sich denken, daß Sie, wenn Sie wieder aufstehen, anders aussehen werden als vorher? Können Sie sich denken, daß es vielleicht lange, lange Jahre brauchen wird, ehe die verstauchten Glieder und der eingedrückte Brustkorb wieder ganz in Ordnung sind? Können Sie sich denken, daß möglicherweise verborgene innere Schäden zurückbleiben, deren Natur erst bei der Sektion erkannt werden wird? Um aber nicht

Rätsel mit Mysterien zu erklären, will ich Ihnen auch den Namen des Osterochsen mitteilen. Es ist ein Kollektiv-Ochs: der Minotaurus der Gegenwart. Sie kennen alle das liebenswürdige Tierchen, das sich vor den Klassikern auf dem Bauche wälzt, während es gleichzeitig mit den Hufen den Boden untergräbt, worauf sie stehen. Dieser Minotaurus hatte zwar damals, Anno 1880, ein etwas anders geformtes Horn als jetzt, nämlich ein idealeoides. Die Denkerstirn war aber dieselbe. Kurz, mit Epik und Mythik war es vorbei, und statt der innern Entwicklung herrschte fortan das äußere Hemmnis und Hindernis. Diese neue Lage nun, also die Zwangslage, benutzte unser Schriftsteller dazu, einstweilen (bis auf freundlichere Zeiten) zu lernen, was nur immer zu lernen war, sein Talent nach allen möglichen Richtungen auszuweiten, sogar Exkursionen in das Gebiet des Feindes (also in die Prosa) nicht verschmähend. Denn einem extramundanen Talent konnte eine gründliche Mastkur mit lebendigen Menschen von Fleisch und Blut nicht schaden. Dagegen für die Schmierkur des Romans hat er sich nie begeistern können. Er blieb immer bei seiner alten Ansicht, ein Dichter sollte höchstens einen Roman schreiben: seimen. Alle Bücher daher, die in den zwanzig Jahren zwischen 1880 und 1899 erschienen sind, haben die Bedeutung von Studien und Proben. Wohlverstanden, sie sind nicht etwa bloß zum Zwecke des Studiums geschrieben; nein, es sind echte Werke, um ihrer selber willen entstanden. Allein jedes dieser Werke trägt zugleich ein Visier, das nach einem künftigen höhern Ziel ausschaut.

Aus dem Charakter der Studie und Probe erklären sich Ihnen jene Eigentümlichkeiten, die Sie vielleicht bisher desorientieren, von selbst. Erstens: Die verblüffende Versatilität unseres Schriftstellers, der immer da auftaucht, wo man ihn am wenigsten erwartet. Die Versatilität liegt eben im Wesen des Studiums. Kaum ist eine Aufgabe erlernt, so sucht man anderswo neue Schwierigkeiten auf. Zweitens: Die vorsichtige, sparsame Ausgabe von

Kraft, Herz und Leidenschaft. Der Verfasser mußte eben sorgsam mit diesen kostbaren Dingen haushalten, um dereinst das Epos mit ungeschwächter Kraft und unzerrüttetem Nervensystem wieder anzugreifen. Drittens: Die Leichtigkeit, Verluste von Manuskripten, angefangenen Werken und so weiter zu ertragen, sie scheinbar leichtsinnig preiszugeben wie die Eidechse den Schwanz. Ja, wer seine Kinder verloren hat, der weint seinen Kaninchen nicht nach. Anders verhält es sich dagegen mit der scheinbaren Kleinigkeit, Kargheit, Seltenheit der Produktion. Dieser Eindruck beruht auf einer optischen Täuschung. Sie müssen eben erfahren, daß die veröffentlichten Bücher nur einen kleinen Teil der Werke des Verfassers vorstellen, daß der größere Teil ungedruckt blieb, weil sich kein Verleger dafür fand. Zwei Beispiele. Zwischen «Extramundana» und «Schmetterlinge» liegt scheinbar eine Pause von fünf Jahren. Während dieser vermeintlichen Pause hat unser Dichter geschrieben: Ein Epos, eine Tragödie, ein großes zweibändiges ästhetisches Werk, eine langjährige wissenschaftliche Arbeit ungezählt, drei (nichtsnutzige) Theaterstücke und eine Unmasse von kleinen Erzählungen. Fünf Jahre angestrengtester Arbeit, elf Stunden täglich, ohne Ferien, ohne Rasttag, das ist (die) fünfjährige Pause. Ein zweites Beispiel: Unter den gedruckten Büchlein findet sich ein Idyll: «Gustav». Dieses Idyll ist der klägliche, winzige (zufällig gerettete) Überrest einer üppig strömenden Produktion im Gebiete der Prosaerzählung oder, wenn das besser lautet, der Novelle. Erfahren Sie, was da teils schon geschrieben, teils zur sofortigen Ausführung bereit und fertig war. Ein großer Zyklus Heimlicher Geschichten, beginnend mit einer humoristischen Erzählung: «Das Wettfasten». Zweitens: Eine vaterländische Erzählung, «Alkohol», worin an einem tragischen Fall nachgewiesen wird, daß wir die Weinflasche zu nahe bei der eidgenössischen Fahne stehen haben. Drittens: Eine zweite vaterländische Erzählung, «Die erste Schlacht», worin in prophetischem Bilde die Wahrheit dargestellt wird, daß die

Festpatrioten und die Patrioten, die im Unglück standhalten, schwerlich die nämlichen Personen sind. Viertens: Und noch manche andere Erzählung. Von all dem Reichtum steht jetzt das winzige magere Episödchen «Gustav» einsam da, wie ein friender Hund auf der Heide. Wenn einem aber ein Jahrzehnt lang so ziemlich alles, was man geschaffen hat, im Papierkorb verendet, dann vergeht einem schließlich die Arbeit im Großen. Versuchen Sies einmal!

Überblicke ich im Geiste die zwanzig Jahre Schriftstellertätigkeit, so sehe ich drei Zeitperioden. Erstens. In der ersten Zeit (nach Veröffentlichung seines Erstlings) gemahnt mich unser Dichter an einen verwundeten Vogel, der mit verzweifelten Flügelschlägen sich in der Luft zu halten sucht, bis er endlich doch hernieder muß zum Kampf mit Hunden, Katzen und Krähen. Dieser Periode entstammen die folgenden Werke: Zweiter Teil des «Prometheus», «Extramundana», «Elias», «Eugenia». Sie bekunden alle noch hohen Flug, entgleisen aber mehr oder weniger bei der Ausführung. (Am meisten der zweite Teil des «Prometheus».) Zweitens. Hierauf folgt eine Periode der Resignation und des langsamen, aber sichern Wiederaufstiegs, beginnend mit den «Schmetterlingen». Drittens. Endlich die Periode des Abschlusses der Studien mit den krönenden Werken: «Balladen» und «Conrad». Diese beiden Werke sind meine künstlerischen Legitimationspapiere. Mir selbst gegenüber und den Gegnern entgegen. Mit den Balladen hätte eigentlich noch eine Sammlung Lieder kommen sollen. Sie war auch schon zur kleinern Hälfte vorwärts gediehen. Allein sie mußten dem «Olympischen Frühling» weichen. Denn wenn es auch theoretisch richtig ist, daß die Lyrik dem Epos und Drama gleichwertig sei, so ist es doch nicht wahr. In der Lyrik allein findet kein Dichter Befriedigung. Ein bloß lyrischer Dichter ist ein fragmentarischer Dichter. Die Sammlung sollte den Titel führen «Glockenlieder und Graslieder». Ich will Ihnen ein Glockenlied mitteilen:

«Glocke mit dem Silbermund!
Tu mir das Geheimnis kund:
Wohnst mit Kauz und Fledermaus
Einsam in dem Moderhaus.
Sag, woher dein mutger Ton,
Daß die Welt erklingt davon?»

«Einst im kalten, feuchten Schacht
Traf mich stumme Mitternacht.
Aber hier im sonnigen Turm
Tanzt der Wind und jauchzt der Sturm.
Leben lacht mir lichtverschönt,
Und dich wunderts, daß es tönt?»

Ich hatte damit begonnen, Ihnen meinen ersten dichterischen Versuch zu erzählen. Ich will Ihnen zum Schluß beichten, wie mein erstes Gedicht zustande kam. Aber nicht wahr, das bleibt unter uns? Ich war vierunddreißigjährig, als ich das Wagnis zum zweiten Male versuchte. Zwanzig Jahre nach dem fatalen Kirschbaum. Aber was hatte ich diesmal unter dem Arm, um zu dichten? Ein Reimlexikon. Verstohlen schlich ich in mein Studierzimmer, mit bangem Herzklopfen, ungewiß, ob ich als jemand Rechter wieder hervorkommen werde oder als ein heilloser Stümper. Und auch nicht die entfernteste Ahnung davon, ob das Wochen oder Tage oder Stunden koste, einen Vers auf einen andern Vers zu reimen. Nach einem Stündchen schlüpfte ich fröhlich wieder hervor und hatte mein erstes Gedicht. Sie finden es in den «Schmetterlingen» unter dem Titel «Sibylle»:

«Dies ist der Tag, der mir mein Glück gebracht.
Wir schritten durch die finstre Tannennacht.
Da war kein Pfad, kein Laut, kein Sonnenlicht,
Als dein herzinnig Gottesangesicht.

Wie kamen wir dahin? Was suchten wir
Im grabesdüstern Wald? Ich weiß es nicht.
Betäubt und schweigend zog ich hinter dir,
Denn die Versuchung redete mit mir.» ...

Dies Gedicht ist also mit dem Reimlexikon entstanden. Freilich diesmal, ehe ich dichten wollte, wußte ich, was ich sagen wollte. Beiläufig bemerkt (um boshaften Vermutungen zu steuern), ich reime jetzt ohne Reimlexikon.

Ich bin zu Ende. Mit dem «Olympischen Frühling» stehen wir in der Gegenwart. Der Dichter ist nach zwanzigjährigem Exil in seine Heimat, das Epos und die kosmische Poesie, zurückgekehrt und gedenkt sie nicht mehr zu verlassen.

MEIN SCHAFFEN UND MEINE WERKE

Es ist eine eigentümliche, dem Geschmack wenig zusagende Aufgabe, über sein eigenes Schaffen öffentlich zu schreiben oder zu reden. Allein sie kann notwendig werden, und wenn sie notwendig geworden ist, gilt kein Sträuben.

Zunächst, wenn es einmal so weit gekommen ist, daß andere über einen reden, so wird es mehr und mehr unnatürlich, daß der eine, der doch manches am besten wissen muß, beharrlich schweige. Es kann ferner geschehen, daß in dem Schaffen eines Dichters Rätsel enthalten sind, also Dinge, deren Erklärung man begehrt und, da man sie unmöglich selber erraten kann, vom Dichter erwartet.

Dieser Fall scheint mir hier vorzuliegen. Sie haben einen Schriftsteller vor sich, dessen literarische Persönlichkeit ein wahres Proteusgesicht aufweist: heute ein symbolisches, schwer verständliches Innenwerk, morgen eine helle, freundliche Kindergeschichte, jetzt ein Epos, jetzt wieder eine Prosaerzählung im naturalistischen Stil, und so weiter. Das sieht beinahe so aus (nicht wahr?), als ob der Verfasser von einer sonderbaren Springkrankheit befallen wäre oder als ob er ratlos herumgetastet hätte, ewig sich selber suchend, bis er endlich durch einen glücklichen Zufall das Epos fand. Sie ahnen wohl, daß (dem Anschein zum Trotz) es sich anders verhält, daß hinter der Proteusmaske eine einheitliche Persönlichkeit atmet. Allein es ist Ihnen natürlich ganz unmöglich, die Gesichtszüge dieser Persönlichkeit und die Gründe ihrer vielgestaltigen Verwandlungen zu erkennen, wenn ich es Ihnen nicht selber mitteile. Deshalb halte ich mich für berechtigt und entschuldigt, wenn ich Ihnen heute einige intime Nachrichten mitteile, von welchen ich glaube, daß sie den Schlüssel zu meinem

Schaffen und zu meinen Werken bedeuten. Also eine Einsicht und Übersicht über meine Schriftstellertätigkeit von innen heraus.

Weit entfernt, herumgetastet und erst im Alter das Epos gefunden zu haben, war ich mir schon als zweiundzwanzigjähriger Student klar bewußt, daß die epische Poesie meine Lebensaufgabe sei. Ich würde auch, wenn mirs das Schicksal erlaubt hätte, nie eine andere Zeile geschrieben haben. Ich sage: epische Poesie, nicht kosmische und symbolische Poesie: diese habe ich erst später hinzugewonnen, und zwar als Nebenprovinzen. Man hat mich oft gefragt (und ich habe mich selber ebenfalls oft gefragt), was das Wesen der epischen Poesie wäre. Jacob Burckhardt hat hierüber ein schönes, zutreffendes Wort ausgesprochen, mit welchem man sich begnügen kann: «Das Epos», sagt er, «ist das königliche Vorrecht, alles in lebendiges Geschehen zu verwandeln.» Ich persönlich verspüre das Epos als eine Ausströmung des Mutes, der Abenteuerlust, der Freude an dem äußeren Glanz des Daseins. Das Epos ist im höchsten Grade weltlich. Aber oberweltlich, nicht irdisch. Und niemals realistisch, niemals prosaisch. Ein realistisches, prosaisches Epos, das wäre wie ein auf dem Bauch kriechender Adler.

Der Schriftsteller nun, von welchem wir sprechen, war mit Leib und Seele, bis in die letzte Faser ein geborener Epiker, und fühlte und wußte das schon mit zweiundzwanzig Jahren. Mehr noch, der Zweiundzwanzigjährige hatte schon eine ganze epische Phantasiewelt geschaffen, ja er hatte sogar eine stattliche Reihe von epischen Werken fertig auskomponiert, es fehlte bloß die letzte Ausarbeitung, die Niederschrift. Und wohlverstanden, es handelt sich nicht etwa um bloße Anfängereien. Nein, die epischen Werke des Zweiundzwanzigjährigen hatten ebensoviel Daseinsberechtigung wie der «Olympische Frühling» des Sechzigjährigen. Den Beweis hierfür erblicke ich in der Tatsache, daß mich alle jene Pläne zeitlebens nicht losgelassen haben; ja daß es nicht gänzlich ausgeschlossen ist, daß ich den einen oder den

ändern noch ausführe, falls mir Gesundheit und Kraft dazu verbleiben. Mehrere davon sind dreißig Jahre später zu Balladen verkürzt worden, einen habe ich alle paar Jahre von neuem auf meinen Arbeitstisch gelegt, keinen habe ich je aufgegeben und verwunden. Wie wenig verwunden, gesteht das Gedicht «Demmiurg der Richter» in meinen «Literarischen Gleichnissen».

Ich muß daher über die ungeschriebenen Epen des Studenten ein paar Worte sprechen, denn in ihnen liegt der Kern aller meiner späteren Werke; wer von jenen nicht weiß (und wer kann denn von ihnen wissen als ich selber?), dem muß mein Schaffen immer rätselhaft bleiben. Da war zunächst ein romantisches Epos im ritterlichen Stil, namens «Johannes». Gemeint ist der sagenhafte König Johannes Presbyter von Abessinien, der in der Phantasie der Kreuzfahrer eine so große Rolle spielte. Der Reiz dieses Stoffes war und ist für mich ein doppelter: Einmal das Ideal des weißen Rassenadels inmitten eines Tohuwabohu untergeordneter und feindlich gesinnter Völkerschaften, von den Arabern und Türken bis zu den Negern. Also eine Art Farbenskala. Dann das trauliche Mithineinspielen des nationalen Schutzheiligen, des Apostels Johannes, nicht bloß in die Reichsgeschäfte, sondern auch in die patrizischen Familienangelegenheiten. Also eine Art Oligarchenidyll. Ich könnte Ihnen Genaueres davon sagen, allein die Möglichkeit, daß ich dieses Epos doch vielleicht noch vollende, hindert mich daran. Sie kennen ja gewiß den Aberglauben aller Künstler, daß es Unheil bringe, wenn man über Werke, die erst im Werden sind, Geheimnisse ausplaudert. Der «Johannes» ist jenes Epos, das ich immer von neuem wieder in Angriff zu nehmen versuchte, in Zwischenräumen von fünf bis zehn Jahren. Mindestens sechsmal bin ich darangegangen. Einmal wurden sogar mehrere Gesänge davon veröffentlicht, und Gottfried Keller mahnte mich dringend zur Fortsetzung und Fertigstellung. Die Fortsetzung wurde mir jedoch verunmöglicht. Und noch ganz zuletzt, unmittelbar nach Vollendung des «Olympischen Früh-

lings», ging ich wieder mit dem ganzen Ernst und Willen daran. Gänzlich aufgegeben habe ichs noch keineswegs.

Dann ein enthusiastisches Epos, «Atlantis». Der bekannte Sagenstoff von einem im Ozean untergegangenen Weltteil. Meine Behandlung dieses Stoffes war folgende: Die Voraussicht des nahen Untergangs versetzt die Menschheit in einen ekstatischen und orgiastischen Seelenzustand; nicht sinnlicher oder frivoler Art wie in den Pestzeiten, sondern umgekehrt: es erfolgt eine allgemeine Erhöhung und Vergrößerung der Stimmung. Alles Kleinliche, zum Beispiel Stand und Rang, fällt dahin, es erfolgt ein täglich sich erneuerndes und stetig sich steigendes Fest der Liebe, und zwar ein doppeltes: ein Fest der allgemeinen Verbrüderung und darüber als Gipfel ein Fest der Liebe zwischen Jüngling und Jungfrau.

Dreißig Jahre später verkürzte ich diesen Stoff mit den nötigen Veränderungen zu einer poetischen Erzählung. Sie finden diese in meinem Balladenbuch unter dem Titel «Das Sterbefest».

Dann eine stolze, mutige epische Vision, in sechs Gesängen gedacht, die «Hochzeit des Theseus». Alles edle Erdenglück: Heldenhoheit, Ruhm und Liebessüßigkeit von den Göttern auf ein einziges Haupt in einer einzigen Hochzeitsnacht gesammelt. Auch diese epische Dichtung wurde dreißig Jahre später zur Ballade verkürzt und hiermit notdürftig gerettet.

Dann das wichtigste von allen: ein gewaltiges, kühnes und großartig angelegtes Epos: «Herakles». Diesen «Herakles», ob schon er nie gedruckt, nicht einmal geschrieben worden ist, betrachte ich als das Hauptwerk meines Lebens. Wenn ich mich je als Dichter verspüre, so fühle ich mich nicht zunächst als den Verfasser des «Prometheus» oder des «Olympischen Frühlings», sondern in erster Linie als den Verfasser des «Herakles». «Herakles» war geschlossener komponiert als der «Olympische Frühling», er spannte und gipfelte nach dem Schlusse. Zum «Herakles» verhält sich der «Olympische Frühling» wie eine symphonische

Phantasie zur Symphonie. Der verschiedene Stoff verlangte eben eine verschiedene Behandlung.

Und nun die Frage, die Ihnen gewiß schon längst auf der Zunge liegt: Warum wurden diese epischen Werke des Studenten, wenn sie doch bis zur Niederschrift fertig waren, nicht einfach von ihm niedergeschrieben? Die Antwort lautet: Ich hatte damals als einsamer Wildfremdling in der Poesie die abenteuerlichsten Vorstellungen von der Arbeit des Dichters. Mein verhängnisvoller Hauptirrtum war dieser: Ich meinte, nicht bloß die Erfindung und plastische Gestaltung eines Werkes, sondern auch die Umwandlung der Bilder zu Sprache und Vers geschehen auf dem Phantasiewege, also unbewußt und ungewollt, durch visionäre Eingebung. Folglich mußte ich es für die Pflicht eines ehrlichen Künstlers halten, geduldig abzuwarten, bis die Phantasie die Umwandlung würde vollzogen haben. Drücke ich mich verständlich aus? Ich will sagen: ich wußte gar nicht einmal, daß man eine Dichtung schreiben müsse, ich meinte, sie werde einem geschrieben. Das klingt so abenteuerlich, daß Sie einige Mühe haben werden, an die Möglichkeit eines so haarsträubenden Irrtums zu glauben. Sie werden es mit leichter Mühe glauben können, wenn ich Ihnen mitteile, daß vier Jahre früher der Achtzehnjährige gemeint hatte, man müsse ein Drama auf eine einzige Seite Papier dichten, und wenn der Raum für den Text nicht ausreiche, müsse man entweder den Text in Miniaturschrift denkschreiben oder, wenn das nicht ginge, sich ein imaginäres haus Hohes oder himmel Hohes Papier vorstellen und dadrauf dichten. Ich fürchte beinahe, Sie haben noch größere Mühe, das zu glauben, als das andere; denn das klingt ja geradezu verrückt. Im Grunde ist es jedoch durchaus nicht unvernünftig. Was würden Sie denn dazu sagen, wenn Ihnen ein Maler den Kopf und Hals eines Pferdes zeigte und dann die Leinwand umdrehte mit den Worten: «Hier haben Sie den Rücken und den Bauch dazu, die Hinterbeine finden Sie dort drüben auf der andern Staffelei?»

Nun, ebenso hatte ich mir das Dramendichten auch gedacht; man dürfe mit der Schrift nicht auf die Rückseite und gar noch auf spätere Seiten verweisen, sondern es müsse alles auf demselben Blatt stehen. Es war also weder verrückt noch unvernünftig, es war vielmehr eine ganz gute Wahrheit, nur eine Wahrheit aus einer anderen Kunst bezogen. Und ähnlich, wie der Achtzehnjährige mit dem Drama geirrt hatte, irrte nun der Zweiundzwanzigjährige mit dem Epos. Er wußte und fühlte, daß man eine Sonate im Kopfe bis auf die letzte Note auskomponieren kann ohne Hilfe des Klaviers, er getraute sich das nötigenfalls zu können, und man kanns wirklich können. Und so, meinte er, könne und solle es auch in der Dichtkunst mit einem Epos geschehen. Also wartete er ab und komponierte drauflos, bis ihm seine epischen Werke im Kopfe Wort für Wort würden fertig geschrieben worden sein. Dieses Geschriebenwerden geschieht nun natürlich nie. Sondern anstatt die Bilder in Sprache zu übersetzen, schickt die Phantasie nur unaufhörlich neue Bilder. Und so schuf sie denn in der Tat zu dem Thema «Herakles», welches mehr und mehr alle andern Themen in den Hintergrund drängte, eine jubelnde sonnige Bilderwelt von täglich sich mehrendem Reichtum. Allein je üppiger die Bilderwelt gedieh, desto weiter wurde ich von der Fertigstellung in Sprache und Vers weggetrieben, ich arbeitete also geradezu in entgegengesetzter Richtung zur Vollendung.

Bekanntlich hält sich dann auch die Phantasie nicht an ein ihr aufgegebenes Thema; sondern wenn einmal ihre Schleusen geöffnet sind, so bringt sie, was sie will, nicht, was ich will. Und so kamen mir denn durch meinen «Herakles» die fremdartigsten schönen Dinge zugeflogen. Und unter den vielen fremdartigen schönen Dingen war eines, das mich dadurch überraschte, daß es mir von selber fix und fertig anzukommen schien. Das war ein Gleichnis: Das Schicksal des Strebers, verglichen mit dem Schicksal des echten, ehrlichen Großen. Der Streber glaubt gescheit zu

sein, indem er pfiffig handelt, der Große erweist sich aber schließlich doch als der Gescheitere. Der dummpfiffige Streber heißt mit einem griechischen Wort Epimetheus; der Wortlaut dieses Namens will nämlich auf deutsch sagen: einer, der erst hinterdrein denkt; der Gescheitere führt den Namen Prometheus, dieses griechische Wort bedeutet auf deutsch: einer, der vorausdenkt. Dieses Gleichnis kam mir, gleichzeitig mit dem Gedankensinn, in mythologischer Fassung (ein anderer hätte einen Roman daraus gemacht): Der Satan dreht eine farbige Scheibe vor den Augen der beiden, mit dem Versprechen, demjenigen von ihnen, der ihm seine Seele ausliefere, alles Erdenglück zu schenken. Epimetheus läßt sich infolge seiner Pfiffigkeit von dem farbigen Gaukelspiel blenden und verführen, Prometheus dagegen bleibt seiner Seele treu. Dieses Geschichtlein schien mir derart fertig, daß ich mir sagte: «Machen wir doch vorderhand schnell das.» In acht Tagen, meinte ich, wollte ichs haben. Statt acht Tage hat mich das Gleichnis Epimetheus und Prometheus dreizehn Jahre meines Lebens gekostet. Warum dreizehn Jahre?

Immer der alte Irrtum: Ich arbeitete mich beständig weiter von der Vollendung weg, weil ich dachte, Sprache und Vers, Feder, Tinte und Papier, gegen welche Dinge ich überdies einen natürlichen Widerwillen hatte, würden mir schließlich von der Phantasie zwangsweise zugeschoben kommen. Unzählige Tausende von Varianten über das eine Thema, nirgends ein Ufer, niemals ein Ende. Das hätte ebensogut dreißig oder vierzig Jahre dauern können wie dreizehn, oder auch ewig dauern. Zum Glück zwang schließlich eine akute Seelenkrise dieser grausamen angstvollen Sisyphusarbeit ein Ende ab, indem sie mich nötigte, auf Tod und Leben irgendeine der tausend Varianten des Prometheus plötzlich aufs Papier zu werfen, einerlei welche, und gleichviel in was für einem Stil. Weil ich aber keine Verse zu machen verstand, und weil anderseits das tiefe Pathos des Werkes mich zu gehobenem rhythmischen Tonfall und zu einer schweren,

massiven Sprache nötigte, so wurde jener eigentümliche Stil daraus, welcher, wie man mir sagt, den Leser an die Sprache der Propheten erinnert. So entstand mein Erstlingswerk «Prometheus und Epimetheus».

Muß ich nun jene dreizehnjährige Arbeit, die ich infolge eines Irrtums an dies eine Prometheusthema aufwandte, als eine verlorene betrachten? Sie werden, auch ohne daß ich es sage, erraten, daß das nicht der Fall ist. Als hauptsächlichste Gewinnste möchte ich folgende bezeichnen: Auf der künstlerischen Seite: Bereicherung der Phantasie; denn Variantentätigkeit bereichert. Ferner Vermehrung der Künstlerkraft; wer sich anderthalb Jahrzehnte lang an unmöglichen Aufgaben wundgearbeitet hat, dem erscheint später jede mögliche Aufgabe leicht. Auf poetischem Gebiet: Die Erschließung der kosmischen und der symbolischen Poesie, die mir früher fremd gewesen war. Auf dem Gebiete des Charakters: ein pathetisches Verhältnis zur Poesie, das an Ernst, an Demut und Ergebenheit sowie an Zähigkeit einer Religion gleichkommt. Aus diesem religiösen Verhältnis zur Poesie habe ich dann später die Kraft bezogen (die ich sehr gut brauchen konnte!), der Ungunst des Schicksals zu widerstehen, ohne innerlich Schaden zu nehmen, und unbekümmert um die Weisheiten und Torheiten eines kleinen Zeitalters ruhig meinen Weg zu gehen. Sie können mitunter behaupten hören, ich wäre «verbittert». Das ist bloß ein frommer Wunsch. Den Gefallen habe ich ihnen nicht getan.

Hiermit kennen Sie nun die beiden Hauptquellen meiner Poesie, erstens die epischen Dichtungen des Studenten (das nenne ich meine sonnige Quelle), und zweitens die symbolischen und kosmischen Visionen des verzweifelnden Sisyphus, der sich an dem Prometheusthema abquälte (das nenne ich meine schwarze Quelle). Alles, was folgt, ist nur ein Ausfluß dieser beiden Quellen.

Also im Vorfrühjahr 1880 zu meinem fünfunddreißigjährigen Geburtstag schrieb ich eine der unzähligen Varianten des «Pro-

metheus und Epimetheus» aufs Papier, und im Spätherbst desselben Jahres auf Weihnachten lag es gedruckt und veröffentlicht in Buchform vor mir. Bloß eine vorläufige Skizze, wie ich meinte, ich wollte es sogar ursprünglich auf dem Titelblatt eine «lyrische Skizze» taufen. Zum Verfassernamen wählte ich ein Pseudonym. Ich will Ihnen sagen, warum: Einmal aus Schamhaftigkeit, um nicht als ein solcher im hellen Tageslicht herumzuspazieren, der seine innersten Seelengeheimnisse der Öffentlichkeit preisgegeben hat. Hauptsächlich aber aus dem folgenden Grunde: In der langen Zwischenzeit (während das Buch gedruckt wurde) war es mir widerfahren, daß ich einige übermütige Feuilletonaufsätze im Berner «Bund» losließ, wahrscheinlich zur Reaktion gegen die dreizehnjährige furchtbare Anspannung. Kurz, dem pathetischen Dichter des Prometheus war unversehens ein Feuilletonist aus dem Ärmel gefallen. Darüber nun wurmten mich Gewissensbeschwerden. Jedenfalls mußte ich den Dichter von dem Feuilletonisten säuberlich trennen; also gab ich dem Dichter zur Unterscheidung von dem Feuilletonisten einen andern Namen, «Felix Tandem», das wollte sagen: der nach dreizehn Jahren, endlich glücklich' mit einem Buch fertig Gewordene. Diese Namensunterscheidung wollte ich auch künftig zeitlebens einhalten, um den Leser gleich auf dem Titel zu unterrichten, ob das, was ich biete, aus innerstem Herzen, also aus dichterischer Notwendigkeit stamme, mithin von Felix Tandem, oder ob bloß von der Oberhaut oder dem Gehirn oder andern unwesentlichen Gegenden. Ich würde zum Beispiel den «Olympischen Frühling» wieder unter dem Namen Felix Tandem herausgegeben haben. Ich erlebte aber dann später wegen des Pseudonyms so viele spöttische und hämische Bemerkungen, daß mir schließlich dieses System vereckelt wurde.

Meine Meinung bei der Veröffentlichung dieser ‚vorläufigen Skizze‘ war diese gewesen: ich wollte, gestärkt durch den ehrerbietigen Gruß der Besten der deutschen Nation, belehrt durch

die Kritik der Gescheitesten, sofort den «Prometheus» noch einmal durcharbeiten, diesmal endgültig, und hernach mit frischem Mute die dreizehn Jahre lang zurückgestellten epischen Werke vollbringen. So meinte ichs, und so hätte es auch kommen sollen.

Es kam aber anders. Ein halbes Jahr nach Veröffentlichung des ersten Teiles meines «Prometheus» fand ich mich als Schulmeister in einem kleinen Städtchen, mit dreißig wöchentlichen Stunden überladen. Da war es natürlich mit aller großen Poesie vorbei. Was war denn da geschehen? Gar nichts war geschehen. Das Buch war dem Publikum von der damaligen wortführenden Kritik verschwiegen, gerechter und genauer gesagt: unterschlagen worden. Ich blieb nach wie vor eine Null, fand sämtliche Zugänge zur Literatur verschlossen und mußte mir deshalb meinen Lebensunterhalt anderwärtig zu verdienen suchen, so gut es ging. Es ging aber nicht so gut, es ging mühsam, und zwar zehn Jahre lang immer mühsamer. Es half mir auch nicht das mindeste, daß die berühmtesten Männer jener Zeit meinem Buch außerordentlichen Wert beimaßen, denn da keiner seine Wertschätzung öffentlich aussprach, brauchte die Presse keine Notiz davon zu nehmen. Was aber die Schweizer Presse, mit andern, deutlicheren Worten: was Widmann im Berner «Bund» sagte, verhallte an der Grenze.

Was war nun unter diesen Umständen meine Aufgabe? Meine Aufgabe war, nicht etwa zu klagen—es hat mich nie ein Mensch klagen gehört—, auch nicht zu schnauben (ich habe aber doch geschnoben), sondern geduldig zu hoffen und zu warten, ob sich vielleicht in späteren Lebensjahren mein Schicksal zum Bessern wenden würde, und dafür zu sorgen, daß ich dazumal nicht unterdessen an meinen Fähigkeiten würde Schaden gelitten haben. Ich durfte daher nicht untätig hoffen und warten, denn Untätigkeit schädigt das Mark eines Talentés; ich mußte immer etwas arbeiten, auch über der Arbeit darauf bedacht sein, daß ich dabei, statt zu verlernen, vielleicht etwas hinzulerne, was mir später,

wenn ich wieder zum Epos gelangen sollte, auf Umwegen von Nutzen sein könnte. In der Kunst aber lernt man nicht etwa so, daß man zunächst etwas Halbgutes herstellt, dann etwas Dreiviertelgutes und allmählich immer Besseres. Halbgutes fördert ja nicht, sondern stößt einen rückwärts. Sondern man muß immer alles, was man angreift, gleich das erste Mal ganz recht machen. Diese Einsicht veranlaßte mich, selbst auf die kleinsten Stoffe jedesmal die allergrößte Sorgfalt zu verwenden. Fröhlich darauflos gefuscht habe ich bloß ein einziges Mal, ganz am Anfang, unmittelbar nach dem «Prometheus», in meinem «Extramundana». Da hatte ich eben noch nicht gelernt, auf einem stummen Klavier säuberlich zu spielen. Später habe ich dann gelernt. An Übung auf dem stummen Klavier fehlte mir nicht.

Zum Lernen gehört unter anderem auch die Ausweitung der natürlichen Begabung. Die Ausweitung geschieht dadurch, daß man^f just jene Gebiete der Kunst aufsucht, die der natürlichen Begabung am fernsten liegen, und diese siegreich bewältigt. Womöglich sämtliche Gebiete der Kunst, wie die Maler der italienischen Renaissance. Von da stammt mein Proteusgesicht, also die Verschiedenartigkeit derjenigen Bücher unter meinen Büchern, die^f zeitlich zwischen dem «Prometheus» und dem «Olympischen Frühling» liegen. Ich versuchte eben jedes Feld der Poesie und Schriftstellerei mit je einem Stein zu besetzen, um hiermit meine Kunst zu üben und zu betätigen. Jeweilen ein einziger Stein für jedes Feld genügte für meinen Zweck. Hernach wechselte ich sofort wieder das Feld. Wäre alles, was ich schrieb, auch gedruckt worden—es konnte aber bloß die kleinere Hälfte gedruckt werden—, so würden Sie sehen, daß ich so ziemlich sämtliche Gebiete der Poesie und Schriftstellerei mit je einem Stein besetzte.

Indem ich Ihnen hiermit meine Zwischenwerke zwischen «Prometheus» und «Olympischer Frühling», also reichlich drei Viertel meiner gedruckten Bücher, als Lernwerke bezeichne, bitte ich Sie, sich hierdurch ja nicht täuschen zu lassen. Es liegt mir natür-

lich ferne, meine eigenen Bücher entwerten und sie Ihnen verleiden zu wollen. Selbstverständlich sind auch die Zwischenwerke immer der dichterischen Notwendigkeit entsprungen; sie stammen, wie alle Poesie, aus dem Herzen. Auch schmeichle ich mir mit der Hoffnung, daß sie sowohl selbständigen Daseinswert enthalten, als auch den Vergleich mit ähnlichen Werken anderer nicht zu scheuen brauchen. Ich weiß sogar, daß manche Beurteiler diese meine kleinen Bücher höher schätzen als meine beiden großangelegten Werke, daß namhafte Leute mich einen fragwürdigen Epiker, dagegen einen guten Lyriker nennen. Allein gesetzt selbst den Fall, diese hätten recht, was ich nicht glaube, so bin ich doch so durch und durch Epiker, daß mir der Titel eines mittelmäßigen Epikers immer noch lieber wäre als der eines guten Lyrikers. Jedenfalls muß ich heute, da die Zeit mich zur Beschränkung nötigt, die Zwischenwerke mit ein paar orientierenden Worten abfertigen, wobei ich die ungedruckten völlig übergehe.

Das nächste, was ich nach dem «Prometheus» veröffentlichen konnte, war das Buch «Extramundana». «Extramundana» ist das Werk des kosmischen Dichters. Ich hatte mir eine Reihe von Möglichkeiten in der Phantasie ausgedacht, wie ein Dichter die Weltentstehung und den Weltuntergang mythisch darstellen könnte. Von dem Mythos über die Weltentstehung hatte ich eine ganze Menge bereit (ich glaube, dreiundsechzig waren es), aus dieser Menge gab ich sieben als Stichproben heraus. Dies ist der Inhalt von «Extramundana».

Beispiele dieses Inhalts: Die Welt ist die Folge eines Preisausschreibens eines metaphysischen Weltbaukomitees. Hunderte von Weltbauplänen laufen ein; das Komitee erteilt den Preis natürlich dem dümmsten und schlechtesten aller Pläne, und dieser Plan wird dann auch ausgeführt. Ein anderes Beispiel: Die Welt wird auf dem Wege der Mathematik von Astronomen ins Dasein gerechnet (ähnlich wie unsere Philosophen sie mit Begriffen aus-

spekulieren); die schwierigere Aufgabe wird sein, sie wieder wegzurechnen. Und so weiter. Später sollte dann das Gegebene dazu kommen: Mythen über den Weltuntergang, von welchen auch schon einige bereit waren.

Manche wollen die «Extramundana» zu meinen bedeutenden Werken zählen, neben dem «Prometheus» und dem «Olympischen Frühling». Ich bin der gegenteiligen Ansicht. Für mich bedeutet «Extramundana» ein Beispiel, wie mans nicht machen soll, eine ernste Warnung vor der Gefahr des Abstrakten und Abstrusen. Gottfried Keller nannte mir die mythischen Personen der «Extramundana» ‚Nürnberger Spielwarenfiguren‘. Und vollends Fritz Mauthner, den ich hochschätze und dem ich noch heute dafür danke, erwies mir den Dienst, die «Extramundana» öffentlich dermaßen zu zerzausen, daß kein gutes Haar daran blieb. Beiläufig gemeldet, die Zerreißung meiner «Extramundana» durch Fritz Mauthner blieb lange Jahre hindurch die einzige Aufmerksamkeit, deren ich mich von der deutschen Presse zu erfreuen hatte. Ich mußte beiden recht geben. Damals wurde ich inne, daß ich auch in der mythischen Poesie niemals aufhören dürfe, echte Menschen zu zeichnen, und begann zu ahnen, daß ich mein Talent mehr mit Realistik, mit Leben speisen müsse. Das ist dann auch in der Folge geschehen und kam später dem «Olympischen Frühling» zugute.

Ferner empfand ich, während ich die «Extramundana» schrieb, daß manche dieser mythischen Geschichten durch Verkürzung zur Ballade gewonnen hätten. Eine solche Verkürzung war mir jedoch damals unmöglich, weil ich den gereimten Vers nicht konnte und glaubte, Verse zu reimen wäre so unendlich schwierig, daß ich es nie können werde. Ich war damals schon siebenunddreißig Jahre alt. Kann ein Siebenunddreißigjähriger, der noch nie ein Klavier versucht hat, jemals ein meisterhafter Klavierspieler werden? Oder einer, der nie gezeichnet und gemalt hat, mit siebenunddreißig Jahren hoffen, noch ein namhafter

Maler zu werden? Gewiß nicht. So stellte ich mirs mit den Versen in der Poesie vor. Ich fühlte zwar in den «Extramundana», ich sollte eigentlich gelegentlich lernen, Verse zu reimen; allein ich war verzweifelt bange, ob ich das jemals werde lernen können. Einstweilen schwang sich mein Mut in den «Extramundana» zum ungereimten Vers auf, und ich war mächtig erfreut und überrascht, als mir dies kühne Wagnis nicht allzu übel gelang.

Daß die Ausführung der «Extramundana» ein bißchen hastig und oberflächlich geriet, habe ich Ihnen schon gestanden. Ich warf das nur so schnell hin, wie man einen Brief schreibt. Ich sagte mir eben: es wird ja doch nicht gedruckt, und wenn es auch gedruckt würde, so liest es niemand. Die Voraussetzung war richtig: niemand las es.

Allein gerade «Extramundana» bekehrte mich zu der Einsicht, daß mans sich selber schuldig ist, auch solche Bücher, die niemand liest und die wahrscheinlich nicht einmal gedruckt werden, sorgfältig auszuarbeiten.

In den «Schmetterlingen» habe ich mich dann endlich an den gefürchteten Reim gewagt. Allerdings mit Hilfe eines Reimlexikons. (Heute brauche ich das Reimlexikon nicht mehr.) Die Sibylle in den «Schmetterlingen» ist das erste sogenannte ‚Gedicht‘ meines Lebens. Und einmal daran, reimte ich dann gleich aus Leibeskräften. Einzelne der Schmetterlinge bekunden eine wahre Reimorgie.

«Friedli der Kolderi». Eine kleine Sammlung von Prosaerzählungen. Das Auswahlprinzip dieser Sammlung war folgendes: Ich wollte Proben des verschiedensten Prosastils bieten: französische Feuilletonerzählung, deutsche Märchen, russischen Naturalismus. Zweck der Veröffentlichung war, den Bann des Schicksals zu brechen, welches mir viele Jahre lang jede Veröffentlichung verunmöglicht hatte. Der Zweck wurde auch erreicht, der Bann wurde durch «Friedli der Kolderi» gebrochen.

«Gustav». Ein Idyll in Prosa. «Gustav» ist ein kleiner Ausschnitt aus der übermütigen, noch unveröffentlichten Prosaerzählung «Das Wettfasten».

«Die Mädchenfeinde». Eine Kindergeschichte, auf persönlichen Erinnerungen fußend. Das künstlerische Motiv war, zu versuchen, ob man die alleinseligmachende Novelle nicht vielleicht auch könnte. Nämlich Anno 1890, als diese Geschichte geschrieben wurde, galt nichts als die Novelle.

«Literarische Gleichnisse». Ein Ausbruch des Zorns und des Schmerzes aus dem Elend der Kleinarbeit heraus, nebst glücklicherweise unbegründeten Todesahnungen. Das tragische Kerngedicht, um welches sich alles andere gruppierte, heißt «Nur ein König». Bei dieser Gelegenheit schrieb ich mir denn zugleich ein für allemal die Galle von der Leber. Als Titelblatt dachte ich mir einen aufrechten Tiger, der den Beschauer anfletscht und mit erhobenen Pranken bedroht.

«Balladen». Poetisches Motiv: Poesie. Künstlerisches Motiv: Formale Vorbereitung auf ein etwaiges zukünftiges Epos. Also Formgymnastik. Mit dem bestimmten Nebenzweck, für das deutsche Epos das geeignete Versmaß zu erspüren. In dem Gedicht «Der Rundgang der Venus» habe ichs dann gefunden: den sechsfüßigen Jambus. Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir zu bemerken, daß ich den sechsfüßigen Jambus keineswegs von den Franzosen habe, sondern von Schiller. Daß man aber meine sechsfüßigen Jamben Alexandriner nennt, finde ich ein bißchen—wie soll ich sagen?—nun, nennen wirs beim Namen: unwissend.

«Der Gotthard». Ein Baedeker. Allzu peinliche sachliche Gewissenhaftigkeit hat das Buch literarisch geschädigt. Jetzt würde ich das Thema anders, leichter anfassen: ich würde, statt die Gegend direkt darzustellen, meine Wanderungen erzählen.

«Conrad der Leutnant». Ursprünglich eine weggelassene Episode aus dem «Wettfasten». Später eine Nummer aus einem geplanten Zyklus: «Drei Sonntage». Zuletzt: selbständige Erzäh-

lung naturalistischen Stils. Grund, warum ich das in naturalistischem Stil schrieb: Vor einem künftigen Epos wollte ich mir beweisen, daß ich auch im naturalistischen Stil schreiben könnte, wenn ich wollte. Nun sollten mir, bitte, die Naturalisten, die damals das Maul so weit aufrissen, ihrerseits beweisen, daß sie auch ein Epos schreiben könnten, wenn sie wollten. Die schwierige Form der ‚Darstellung‘ wählte ich, um mir die Prosa schwer zu machen. Ein Künstler muß sich nämlich immer zugleich Aufgaben stellen.

«Lachende Wahrheiten». Eine Sammlung von beiläufigen Auslassungen. Mir wäre es nie eingefallen, diese beiläufigen Auslassungen zu sammeln und herauszugeben. Auch bemerke ich ausdrücklich, daß die «Lachenden Wahrheiten» keineswegs meine innersten Gedanken über Kunst und Poesie enthalten. Diese innersten Gedanken verschweige ich, weil ich der Ansicht bin: wer der ästhetischen Weisheit bedarf, dem nützt sie nichts, und wer ihrer nicht bedarf, der braucht sie nicht. Ferner, weil ich urteile: es wird in Deutschland schon ohnehin viel zu viel über Kunst und Poesie geredet. Sondern die Aufsätze der «Lachenden Wahrheiten» sind so zu verstehen: Wenn ich arbeite und ein Marienkäferchen krabbelt mir übers Papier, so schaue ich mir das interessante artige Tierlein gerne an und teile vielleicht andern meine Beobachtungen über das niedliche Tierlein beiläufig mit. Oder es zappelt mir eine Spinne übers Gesicht, dann schlage ich sie beiläufig tot. Oder während ich arbeite, geschieht im Korridor von fremden Leuten Lärm und Unfug. Dann öffne ich etwa die Tür und rufe schnell einige gebührende Worte in den Korridor. Nachher schließe ich wieder die Tür zu und arbeite ruhig weiter.

So sind die Aufsätze der «Lachenden Wahrheiten» entstanden, und so sind sie zu verstehen.

Wer daher urteilt, diese Aufsätze entbehren der Tiefe, der hat leichtes Spiel. Es fällt mir gar nicht ein, auf logisch-prosaischem

Wege tief sein zu wollen; für den Tiefsinn habe ich die Poesie, und auch die Poesie für etwas Besseres als den Tiefsinn.

«Imago». Inhalt: Tasso unter den Demokraten.

«Glockenlieder». Ein Erlösungsflug in die blaue Luft aus dem verhaßten Schraubstock der Prosaarbeit, in welchen mich «Imago» zwang.

Das sind also die gedruckten Zwischenwerke und Nebenwerke.

Zehn Jahre nach dem «Prometheus» gestaltete sich dann meine äußere Lage besser, und im Jahre 1891 wurde ich frei und unabhängig. Nun hätte mich von Schicksals wegen nichts mehr gehindert, die vierundzwanzig Jahre lang zurückgestellte epische Poesie sofort vorzunehmen. Allein jetzt geschah das, was ich im zweiten Teile des «Prometheus» geahnt und vorausgesagt hatte: nun fand ich den Willen dazu nicht mehr lebendig. Den hatte ich eben tief chloroformieren müssen, um warten und Kleinarbeit liefern zu können. Und jetzt wirkte das Chloroform noch manches Jahr nach. Allmählich meldete sich dann doch das Heimweh und mit dem Heimweh die Sehnsucht, und schließlich zwang mir die pathetische Erinnerung an die großgemute epische Jugendzeit die Feder in die Hand. Das mahnende Gespenst des «Herakles» ließ mir keine Ruhe mehr. So entstand der «Olympische Frühling». Die Meinung war, vor dem eigenen Sterben noch schnell dem toten Felix Tandem ein ehrendes Denkmal auf sein Grab zu setzen, eine Andeutung dessen, was er unter günstigen Umständen etwa würde geleistet haben. Der «Olympische Frühling» ist mithin ein jüngerer, nachgeborener Bruder und Erbe meines Herakles. Die Arbeit selber wirkte dann wie ein Zauberstab, der den totgeglaubten Felix Tandem jung und gesund wieder aufweckte. Wenn Sie vielleicht in der epischen Führung des «Olympischen Frühlings» eine sichere Hand gewahren, so wissen Sie jetzt, woher das kommt: das kommt von den epischen Kompositionen des zweiundzwanzigjährigen Studenten. Ich befand mich hier im Epos nicht bloß in meinem Element, sondern ich war

auch schon geübt. Über Ausarbeitung, Sprache und Vers aber hatte ich diesmal zum Glück weniger unrichtige Vorstellungen als dazumal; ich hatte eben in der Zwischenzeit gelernt.

Was nun weiter?

Es wird hauptsächlich darauf ankommen, wieviel Lebenskraft und Gesundheit mir noch verbleibt. Das kann ich natürlich nicht vorauswissen, und darum kann ich auch nicht voraussagen, ob noch etwas nachkommt und was etwa. Das immerhin glaube ich versichern zu können, daß, so lange mir Gesundheit und Kraft treu bleiben, auch ich hinfort der wiedergewonnenen hohen Poesie, also dem Epos und der kosmischen Dichtung treu bleiben werde.

MEINE BEZIEHUNGEN ZU NIETZSCHE

Warum ich meine Beziehungen zu Nietzsche erzähle

Die Kunde, daß ich eine Flugschrift über meine Beziehungen zu Friedrich Nietzsche erscheinen lasse, muß Befremden erregen; das verhehle ich mir nicht und begreife es. Spitteler und eine Flugschrift: wie reimt das zusammen! Und warum gerade über Nietzsche eher als über einen andern? Und weshalb zuerst zwanzig Jahre lang schweigen und dann plötzlich, wenn kein Mensch es mehr erwartet noch begehrt, verspätet damit hervorbrechen? Hierüber schulde ich Aufklärung.

Ich schreibe über mein Verhältnis zu Nietzsche eher als über mein Verhältnis zu einem andern, weil sich gerade über dieses Verhältnis ein Knäuel von falschen Gerüchten gebildet hat, die ich zerstören muß. Ich habe zwanzig Jahre lang geschwiegen, weil ich immer schweigen wollte, und ich wollte immer schweigen aus den nämlichen Gründen, warum ich auch über mein Verhältnis zu Keller, Meyer, Jacob Burckhardt und Böcklin beharrlich schweige: weil ich der Ansicht bin, das geht die Öffentlichkeit nichts an, und weil ich nicht trabante. Jetzt breche ich mein Schweigen, weil ich dazu gezwungen werde, weil ich nicht mehr schweigen kann, weil es gilt, mein Gesicht zu schützen.

«Ja, was ist denn geschehen?» wird man erstaunt fragen. Folgendes ist geschehen:

Es hat der Schwester Nietzsches, der Schriftstellerin Frau Förster-Nietzsche, beliebt, ohne Not und Anlaß aus Briefen ihres Bruders und anderer eine Art Suite zusammenzurunden und unter dem Titel «Nietzsche und die Kritik» in der Zeitschrift «Morgen» zu veröffentlichen, welche sich zwar ganz sanft und harmlos anhört, deren Leitmotiv jedoch, in Worten ausgedrückt, lautet: «Kommet und schauet, ihr Völker alle, schauet und la-

chet, wie die zwei kleinen Schweizer Zeitungsschreiber Widmann und Spitteler sich anmaßten, den gewaltigen Nietzsche zu bekritteln, wie kläglich sie sich dabei benahmen und wie überlegen, wie gnadenvoll mein herrlicher Bruder.» Ich habe nicht die Ehre, Frau Förster-Nietzsche zu kennen, kann daher nicht ahnen, was für eine Muse sie zu ihrem Impromptu begeistert haben mag; ich vermute, es ist einfach das Ergänzungsbedürfnis gewesen. Widmann und ich waren so ziemlich die einzigen, mit welchen sie noch keinen Streit angebändelt hatte; die Lücke mußte ausgefüllt werden. Ihre Motive kommen übrigens für mich gar nicht in Betracht, sie sind ihr Geheimnis und mögen es bleiben; ich will gerne annehmen, Frau Förster sei sich nicht der mindesten böswilligen Absicht oder unfreundlichen Gesinnung gegen uns bewußt gewesen—warum sollte sie auch? wir haben weder ihr noch ihrem Bruder jemals etwas zuleide getan—, es handelt sich um die Wirkung ihrer Veröffentlichung. Nietzsches Name genießt Weltruhm; Frau Förster-Nietzsches Aufsatz kann heute ins Französische, morgen ins Englische, übermorgen ins Russische übersetzt werden, dann sind wir, Widmann und ich, dem Auslande, das sonst nichts von uns weiß, dank Frau Förster als ein paar windige, hämische Geistgecken vorgestellt. Meine Verbeugung, gnädige Frau, für die schmeichelhafte Empfehlung; allein Ihr Gruppenbild Nietzsche-Widmann-Spitteler hat einen Hauptfehler: die Gesichter gleichen nicht.

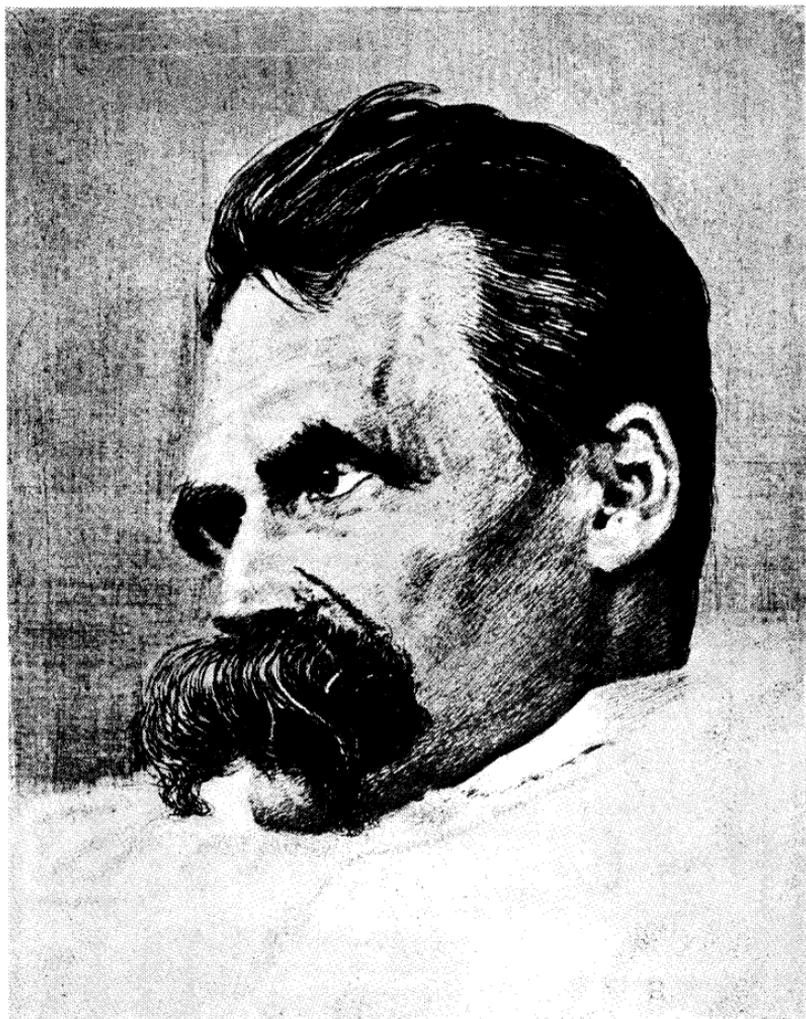
Und noch etwas ist geschehen. Ein Zufall wollte (er hätte es können bleiben lassen), daß ich gerade um dieselbe Zeit, da Frau Förster sich unser annahm, erfahren mußte, Nietzsche selber habe seinerseits in einem nachgelassenen Werke Widmann und mich mit wegwerfenden Bemerkungen bedient. Bruder und Schwester auf einmal, das kommt mir ein bißchen zu viel; und da ich genau sagen kann, von welchem Schmerz die nachgelassene Ungnade stammt, so sage ichs eben.

Darum und weil ich überdies von anderer Seite gemahnt

wurde, doch endlich einmal, um Klarheit zu schaffen, zu berichten, was sich alles zwischen Nietzsche und mir zugetragen oder nicht zugetragen, habe ich eine Einladung der Wiener Zeitung «Zeit», ihr einen Aufsatz über meine Beziehungen zu Nietzsche zu liefern, nicht, wie ich sonst wohl getan hätte, abgelehnt, sondern angenommen, da ich mir sagte: «Schließlich warum denn nicht?» Also schrieb ich den begehrten Aufsatz. Weil aber die Geschwister Nietzsche über die Posaune des Weltruhms verfügen, ich dagegen nur über eine leise Laute, so schien es mir rätlich, um die Stimmittel einigermaßen auszugleichen und um überhaupt vernommen zu werden, dem Aufsatz einen Resonanzboden zu geben; deshalb trug ich ihn zugleich mündlich (in München) vor. Hätte ich das nicht getan, so würde man meinen Bericht einfach totgeschwiegen haben; ich kenne das.

Hiermit, sollte man denken, wäre es nun reichlich genug. Ich bin nicht dieser Ansicht; ich meine, es war zu wenig und zu viel. Zu wenig, weil ich des Anlasses halber zur Kürze, folglich zu summarischer Darstellung gezwungen war. Gewisse Dinge aber, zum Beispiel Stimmungen und Gesinnungen, lassen sich nicht ohne Schaden summarisch berichten. Die Darstellung gerät in solchem Falle schroff und ungenau, wie ich denn im mündlichen Vortrag, weil ich hier zu noch knapperer Kürze genötigt war, schroffer aufzutreten schien als in der schriftlichen Auseinandersetzung. Zu viel, weil ich mich in gewappnete Verteidigungsstellung geworfen hatte. Diese Verteidigungsstellung halte ich heute gar nicht für nötig; denn da ich mir keines Versehens bewußt bin, darf ich darauf vertrauen, daß die schlichte ruhige Erzählung der Tatsachen mich genugsam rechtfertigen und schützen werde. Ich verschließe daher den Harnisch in die Rüstkammer, lege die Briefe Nietzsches, soviel ich ihrer noch vorrätig habe, zu meiner Linken, meine Erinnerungen zu meiner Rechten, ermahne die beiden, sich gefälligst friedlich zu vertragen, und beginne die Erzählung.

Ich habe Nietzsche in meinem ganzen Leben niemals gehört und niemals gesehen. Erst nach seinem Tode, durch die Bilder an den Schaufenstern, habe ich erfahren, wie er ungefähr aussah. Ich habe nicht einmal seine Werke gelesen, mit Ausnahme von zwei Wochen, wo ich gezwungen wurde, mich gern oder ungerne mit ihnen zu beschäftigen. Außerhalb jener zwei Wochen habe ich weder vorher noch nachher eine Zeile von Nietzsches Werken gelesen, den «Fall Wagner» abgerechnet, der mir zur Besprechung auf den Schreibtisch gelegt wurde. Unsere ganzen Beziehungen beschränkten sich auf einen spärlichen, seltenen Briefwechsel, sieben Briefe und zwei Postkarten von seiner Seite, kaum ein halbes Dutzend von meiner Seite, noch dazu Briefe ohne Gedankenaustausch, Briefe, die sich bloß auf äußere Anlässe bezogen. Es mag wunderlich erscheinen, daß ich Nietzsche nie gesehen habe, da wir doch beide in Basel wohnten. Die Erklärung lautet: wir wohnten allerdings beide in Basel, allein nicht zur selben Zeit. Anfänglich, als ich in Basel Rechtswissenschaft studierte, um 1863, war Nietzsche noch nicht da; als er kam, reiste ich bald darauf in die Fremde und blieb vierzehn Jahre lang ununterbrochen von Basel weg, flüchtige Besuche von wenigen Tagen abgerechnet. Wie ich mich endlich Mitte der achtziger Jahre in Basel dauernd niederließ, war Nietzsche zwar dem Namen nach immer noch Professor der Basler Universität, in Wirklichkeit jedoch krankheitshalber beständig oder meistens von Basel abwesend, ich wiederum lebte in Basel einsiedlerisch. Die Möglichkeit, ihn zu sehen, war mir daher nur während einer verhältnismäßig kurzen Zeit gegeben, vielleicht während eines Jahres, höchstens während zwei Jahren, 1868 auf 1869 oder 1869



Nolde

Friedrich Nietzsche

1844–1900

auf 1871 (lies: 1869 bis 1871). Damals bereitete ich mich aber auf das theologische Examen vor, was mir nicht erlaubte, mich in anderen Fakultäten umzuschauen; auch wohnte ich ja gar nicht in Basel, sondern in Liestal, von wo ich täglich mit der Eisenbahn nach der Stadt zum Kolleg fuhr, um nach dem Kolleg wieder mit der Eisenbahn heimzufahren. Wohl kam mir damals das Gerücht zu Ohren, Basel besitze gegenwärtig einen neuen, wunderbar genialen Professor der Philologie, namens Nietzsche; allein die Basler in ihrer Begeisterung für ihre liebe Universität machen ja aus jedem neuen Professor jeder Fakultät immer ein Wundertier; das hatte ich schon zu oft vernommen und nachher gesehen, wie das Wundertier sich in einen gewöhnlichen Bücherwurm entpuppte, als daß es den mindesten Eindruck auf mich gemacht hätte. Es ging mir eben wie mit dem Wolf in der Fabel: nachdem man mir unzählige Male grundlos verkündet: ‚das Genie ist da‘, glaubte ich es schließlich nicht mehr, als das Genie wirklich da war. Natürlich bedauere ich heute, die Gelegenheit, Nietzsche zu hören, versäumt zu haben; denn selbst in dem engen Rahmen eines Kollegs über griechische Philologie muß, wie sich von selbst versteht, sein origineller und freier Geist Aufschlüsse und Anregungen in Fülle gegeben haben, was mir denn auch bestätigt wird.

Hingegen führte mich mein Studium zu Nietzsches treuem Freunde Overbeck, bei welchem ich (ich glaube, als einziger Zuhörer) die sogenannte Patristik (Lehre von den Kirchenvätern) hörte. Dem hat es auch nicht geträumt, dem guten harmlosen Overbeck, als er in Basel mit Nietzsche Klavier spielte, was für häßliche und grausame Zänkereien er dereinst im Namen Nietzsches werde erdulden müssen.

Im Jahre 1870 zog Nietzsche, wie ich gelesen habe, in den Krieg, im Sommer 1871, unmittelbar nach meinem Staatsexamen, verreiste ich in die Fremde. Auf einem meiner kurzen Besuche in der Heimat, im Jahre 1874 oder 1876, erfuhr ich dann etwas von Nietzsche, was mein inneres Verhältnis zu ihm auf lange

Jahre bestimmte: ich traf die geistliche und die fromme Welt Basels, also die mächtige und vornehme Welt, in Jubel. Der neue Professor Nietzsche, wurde mir erklärt, obschon selber ungläubig, habe den alten David Strauß dermaßen zu Boden geschlagen, daß er sich nicht mehr rühren werde. Ein Basler Professor, der, obschon selber ungläubig, den Frommen Basels, also den Machthabern, den Dienst erweist, ihren gehäßtesten und längst von aller Welt verlassenen, einsamen Gegner vollends umzubringen, das schien mir das Gegenteil einer edlen Handlung. Ob dieser Nachricht ergriff mich ein tiefer und nachhaltiger Abscheu vor Nietzsche. Wohlbemerkt, ich rechtfertige keineswegs diesen Abscheu, ich berichte ihn bloß; heute bin ich nicht mehr so schnell mit meinem Urteil über einen Menschen fertig, ich will zuvor die Umstände und vor allem die Motive einer Handlung kennen; damals aber war ich eben jung, und die Jugend urteilt bekanntlich schnell und leidenschaftlich. Auch schuldet man ja über Abneigung oder Zuneigung, sowie über die Gründe dafür, niemand Rechenschaft, vorausgesetzt, man lasse sich nicht zu feindseligen Äußerungen hinreißen, was ich nie tat.

Wie tief und nachhaltig mein Abscheu, wie starr und spröde meine Gesinnung war, das sollte sich ein halbes Jahrzehnt später zeigen: Als ich im Jahre 1880, aus der Fremde in die Schweiz (zunächst nach Bern) zurückgekehrt, mein erstes Werk («Prometheus», I. Teil), das ich in Rußland gearbeitet hatte, herausgab und dieses Werk keine einzige Besprechung erhielt (ich hatte meinem Freunde Widmann ausdrücklich verwehrt, das Buch zu besprechen, weil ich Freundesbesprechungen nicht für statthaft, das heißt nicht für anständig hielt), da wollte es die Ironie, daß unmittelbar nach dem Erscheinen des Buches, also im Januar 1881, neben vereinzelt Schriftstellern im besonderen einige ehemalige Schüler Nietzsches sich für das Buch begeisterten. «Das muß man unbedingt Nietzsche zusenden», hieß es, «das ist etwas für ihn.» Heftig verbot ich das jedem, der mir davon sprach, denn

ich wollte lieber ganz verschollen bleiben, als Nietzsche die Fürsprache, vielleicht den Ruhm, verdanken. Ob sich jeder an mein Verbot gekehrt hat? Ob es ihm nicht trotzdem zugeschickt wurde? Davon weiß ich nichts, auch keiner meiner Bekannten weiß etwas davon. Wenn man mich aber fragt, was ich sonst von der Möglichkeit halte, daß Nietzsche schon damals oder bald darauf (also im Jahre 1881 oder 1882) meinen «Prometheus» «durch einen merkwürdigen Zufall» könnte kennengelernt haben, so antworte ich: ich halte das nicht bloß für möglich, sondern für wahrscheinlich; ja, wenn ich meine Meinung ganz aussprechen darf—und warum sollte ich sie nicht ganz aussprechen dürfen?—, so sage ich, es müßte ein merkwürdiger Zufall sein, wenn Nietzsche das Buch nicht schon damals (1881 oder 1882) kennengelernt hätte. Man muß eben wissen, daß trotz dem Stillschweigen der Presse der «Prometheus» in den höchsten Kreisen der literarischen und gelehrten Welt der Schweiz außerordentliches Aufsehen erregte.

Die Kunde davon, daß sich ein erstaunliches, geheimnisvolles Buch biblischen Stils ereignet habe, sprach sich seit Februar 1881 unter den bedeutenden Männern der deutschen Schweiz herum. Sämtliche namhaften Schriftsteller, auch die angesehensten Musikdirektoren in Bern, Zürich und Basel hatten das Buch in Händen. Keller besaß es, Meyer besaß es, Adolf Frey und Widmann machten (vergebliche) Versuche, die Nachricht von dem Phänomen nach Deutschland zu verbreiten. An den schweizerischen Universitäten war es bekannt, ich weiß zum Beispiel, daß die Professoren der deutschen Literatur an der Zürcher und Berner Universität das Buch kannten; Jacob Burckhardt, Professor in Basel, hat es von mir selber zugeschickt bekommen.

Und Nietzsche, Professor in Basel, mit allen berühmten Männern der Schweiz in Fühlung, sollte nichts davon vernommen haben? Ich habe schon mitgeteilt, daß zu den allerersten Lesern und Bewunderern des Buches einige ehemalige Schüler und be-

geisterte Jünger Nietzsches gehörten; darunter Basler, die ihrem geliebten Lehrer Dankes- und Ehrfurchtsbesuche abstatteten.

Was ist nun wahrscheinlicher? Daß diese Schüler Nietzsches ihrem Meister gegenüber sämtlich von dem merkwürdigen Buch geschwiegen haben sollten, oder daß einer von ihnen ihn im Gespräch darauf aufmerksam gemacht hat? Ferner bedeutete ja das Werk für den Buchhandel zu zweien Malen eine Neuigkeit; einmal im Jahr 1880, als der erste Teil erschien, das andere Mal im Jahre 1881, beim Erscheinen des zweiten Teils. Die Firma Sauerländer, welche das Werk verlegte, ist oder war wenigstens eine der angesehensten Verlagsfirmen der Schweiz. Was ist nun wieder wahrscheinlicher, daß keiner der Basler Buchhändler, weder im Jahre 1880 noch im Jahre 1881, das neue Buch Herrn Professor Dr. Friedrich Nietzsche zur Ansicht ins Haus gesandt hätte, oder daß einer von ihnen das tat? Ich vermute, es wird wohl der oder jener von ihnen sich ebenfalls gesagt haben: «Das muß man Nietzsche schicken, das ist etwas für ihn.» Oder ich höre Jacob Burckhardt, wie er beiläufig im Gespräch zu Nietzsche sagt: «Sehen Sie sich doch einmal gelegentlich das an, wenn Sie Zeit haben! Vielleicht gelingt es Ihnen, aus dem Zeug klug zu werden; ich kann weiß Gott nichts damit anfangen.» Endlich: Im Herbst 1881, unmittelbar nach dem Erscheinen des zweiten Teils, brachte der Berner «Bund» eine große Besprechung des Buches; Nietzsche las mit Vorliebe den «Bund». In der gelesensten Zeitung Basels, den «Basler Nachrichten», wies Professor Stephan Born, also ein Kollege Nietzsches an der Basler Universität, mit auszeichnenden Worten auf das Werk hin.

Darum noch einmal: ich kann zwar keine Spur davon auffinden, daß Nietzsche den «Prometheus» im Jahre 1881 oder 1882 zugeschickt erhalten hätte; allein es wäre verwunderlich, wenn ihm das Buch damals, da es als erstaunliche literarische Neuigkeit bei den auserlesensten und berühmtesten Persönlichkeiten der Schweiz Aufsehen erregte, entgangen wäre. Doch kehren wir zu

unserer Erzählung zurück. Da habe ich zunächst zu melden, daß die Begeisterung, die aus den Jüngern Nietzsches loderte, der Abglanz der Bedeutung, den ich in ihrem geistigen Wesen bemerkte, nicht ohne Eindruck auf mich blieb; Nietzsches Bild trat in ein neues, günstigeres Licht, und mein Vorurteil, ob es zwar noch nicht weichen wollte, geriet ins Schwanken.

Darüber vergingen dann weitere sechs bis zehn Jahre, während welcher ich so ziemlich alles durchzukosten bekam, was der Speisezettel eines Literatentisches (Katzentisch, wohlverstanden) an sauern und bitteren Gerichten enthält. Das meiste wurde mir leichter, als man denken sollte, habe ich doch gerade in dieser schlimmen Zeit mein seligstes Werk, die «Schmetterlinge», gedichtet und meine übermütigste Erzählung, «Das Wettfasten», geschrieben. Aber eines war mir unleidlich: lange Jahre hindurch täglich elf Stunden angestrengt zu arbeiten und hernach die Werke eins um das andere in der Schublade ersticken zu hören, weil sie keinen Verleger fanden, nicht einmal einen, welcher mir erlaubt hätte, ihm meine Manuskripte auch nur zur Prüfung einzusenden. So war ich einfach mundtot gemacht; weshalb denn alle meine Müh und Sorge darauf gespannt war, einen Verleger zu entdecken. Und abermals wollte es die Ironie, daß in dieser meiner schlimmsten Zeit, im Sommer 1887, gerade jener Mann, gegen welchen ich ein altes Vorurteil hegte, Nietzsche, sich lebhaft für mich zu interessieren begann. Was wußte Nietzsche von mir? Zweierlei. Er hatte meinen «Prometheus» gelesen, ob früher oder eben erst jetzt, kommt hier nicht in Betracht; er hatte ferner meine Aufsätze über musikalische, dramatische und theatralische Fragen im Berner «Bund» verfolgt und in ihnen seine eigenen Ansichten und Urteile ausgesprochen gefunden, sprach sich deswegen gegen Widmann, den Redaktor des «Bund», in warmen Worten über mich aus; Widmann schilderte ihm meine Lage und wußte ihn auch persönlich für mich zu interessieren, so daß Nietzsche sich herzlich gern bereit erklärte, mir auf der Suche

nach einem Verleger beizustehen; das meldete wiederum Widmann mir, bekämpfte unermüdlich mein Vorurteil gegen Nietzsche, kurz, tat alles, was ein guter Freund, der zugleich ein guter Mensch ist, in solchem Falle tut, bis er es endlich hatte, daß ich einwilligte, einen Brief mit Nietzsche zu wechseln. In seinem Briefe bestätigte mir Nietzsche, daß er «ein paar Versuche machen wollte», für meine ‚Ästhetica‘ einen Verleger zu schaffen. Das war am 17. September 1887; hierauf hörte ich nichts mehr, und ich glaubte mich von Nietzsche vergessen.

Einige Wochen darauf erhielt ich die Einladung, an einer neuen Zeitschrift, betitelt «Kunstwart», mitzuarbeiten. Was für ein Ereignis für mich! Ich traute meinen Augen kaum! Ein mir gänzlich unbekannter Herr, namens Avenarius, im fernen Dresden wohnend, der mir, dem einsam und verschollen in Basel Lebenden, unangefragt die Auszeichnung erwies, mich zur Mitarbeit einzuladen! Rätselhaft! Unglaublich! In jener Stunde tat ich einen Schwur, diesem unbekanntem Herrn Avenarius und seinem «Kunstwart» zeitlebens treu zu bleiben; ich habe diesen Schwur gehalten und werde ihn auch ferner halten. Nicht als ob mich der «Kunstwart» aus meiner äußern Bedrängnis gerettet hätte, bewahre, er war ja selber anfänglich in Notlage. Aber er verschaffte mir doch die Möglichkeit, in Deutschland ab und zu ein Wort, das mir am Herzen lag, öffentlich auszusprechen. Damit man nachfühle, was das für mich bedeutete, teile ich mit, daß ich vorher während sechs Jahren keinen Aufsatz in einer deutschen Zeitung oder Zeitschrift anzubringen vermochte. Doch halt, nein, zwei habe ich doch angebracht, einen in Leipzig über die Basler Tambourmajore und einen in Wien über einen baltischen Badeplatz. Von nun an war mir die Gelegenheit geboten, auch noch über andere Dinge zu reden als über Tambourmajore und Badeplätze; darum bedeutete für mich die Einladung zur Mitarbeit am «Kunstwart» einen Wendepunkt in meinem literarischen Schicksal, einen Wendepunkt zum Guten. Diese Einladung aber verdankte ich,

ohne es zu wissen, der dringenden und herzlichen Fürsprache Nietzsches. Ich erfuhr von seiner Empfehlung erst nach und nach, brocken- und gerüchtweise; ganz habe ich sie erst letztes Jahr erfahren, als mir das Vergnügen der persönlichen Bekanntschaft mit Herrn Avenarius zuteil wurde; es sagt sich eben im Gespräch manches, was man in der Hast eines brieflichen Geschäftsverkehrs mitzuteilen nicht die Zeit und den Anlaß findet. Freund Avenarius möge meine Erinnerungen verbessern, falls sie mich täuschen; aber mein Gedächtnis sagt mir, ich wußte nichts von der Empfehlung Nietzsches, wenigstens nichts Bestimmtes. Jedenfalls, daß Nietzsche auch dem Dichter Felix Tandem (Carl Spitteler) das Wort redete, habe ich erst letztes Jahr von Herrn Avenarius vernommen. Hätte ich alles, was ich jetzt weiß, schon im Oktober 1887 gewußt, so würde ich den Trieb empfunden haben, mich Nietzsche persönlich vorzustellen, um ihm mit warmen Worten meinen tiefgefühlten Dank abzustatten.

Und damit wäre wohl vieles anders geworden. Das kann ich nun nicht mehr nachholen, Nietzsche ist tot; aber so wie ich Avenarius und dem «Kunstwart» Treue geschworen habe, so habe ich auch dem toten Nietzsche ein inniges dankbares Andenken gelobt, einerlei, was geschehe und wie im übrigen sein Charakterbild sich etwa noch gestalten möge. Und so wie ich Avenarius gegenüber meinen Schwur gehalten habe, so werde ich ihn auch Nietzsche gegenüber halten. Wenn er mich nun postum anbeißt, so reizt mich das zwar zum Zorn, allein der Zorn verraucht und der Dank bleibt. Wenn er sonst noch irgend etwas Unliebsames gegen mich getan haben sollte, so rufe ich: «Was geht mich das an?» Ich kenne nur den einen Nietzsche, jenen, der mir schön und heimlich, ohne mir mit einem Mucks etwas davon zu verraten, zum «Kunstwart» verhalf. Indem ich nun weiter erzähle, darf nie außer acht gelassen werden, daß ich damals von der Empfehlung Nietzsches an den «Kunstwart» nichts wußte.

Ich vernahm also, nachdem ich mit Nietzsche einen einzigen

Brief gewechselt, mehrere Monate nichts mehr von ihm, schloß daraus, ich hätte mich ganz vergebens gegen meine Neigung mit ihm eingelassen, machte mir Vorwürfe, das getan zu haben, schwur: «einmal und nicht wieder», und Nietzsche verschwand aus dem Horizont meiner Hoffnungen und Gedanken.

Da meldete mir gegen Ende des Jahres 1887 Widmann, es seien ihm von Nietzsche plötzlich zehn dicke philosophische Bände auf einmal zur Besprechung aufgehalst worden, und zwar zur sofortigen Besprechung, womöglich noch vor Jahresschluß. Er, als Redaktor, sei gegenwärtig, knapp vor Weihnachten, ohnehin dermaßen mit Bücherzusendungen überladen, daß er nicht wisse, wie wehren und wie Atem finden, und nun plötzlich noch diese zehnbändige Riesenlast dazu! Einfach menschenunmöglich! Ob ich mich nicht vielleicht aus Gefälligkeit für ihn (Widmann) und um Nietzsche einen Dienst zu leisten, dazu verstehen könnte, ihm die Besprechung abzunehmen. Natürlich sperrte ich mich mit Händen und Füßen dagegen. Ich, der nicht nur von Philosophie gar nichts versteht, sondern die Philosophie nicht einmal ernst nimmt, ich, der ich die Philosophen die Clowns der Universitäten zu nennen pflege! Ich erklärte ihm, dazu nicht befugt zu sein, daß es eine Frechheit und Unverschämtheit von mir wäre, wenn ich mich erkühnte, philosophische Werke zu besprechen, noch dazu in so übereilter Hast. Worauf mir Widmann entgegenhielt, er verstehe um kein Haar mehr von Philosophie als ich, das wisse auch Nietzsche ganz genau; wenn ihm daher Nietzsche seine Werke zur Besprechung zugeschickt habe, so beweise er hiermit, daß er just gerade Wert darauf lege, einmal auch von jemand anders als von Fachgenossen und Sachverständigen besprochen zu werden, vom rein ästhetischen Standpunkt, kurz, es müsse unbedingt geschehen, Nietzsche tue es nicht anders, und zwar so bald als nur immer möglich, denn er warte mit der höchsten Ungeduld auf eine Besprechung im «Bund». Nun, wenn es sich einfach darum handelte, zweien Freunden eine Gefälligkeit

zu erweisen, wenn Nietzsche durchaus eine Besprechung von einem Nichtfachmann begehrte: mit einem Nichtfachmann konnte ich aufwarten. Ich übernahm also schließlich die mühevollen, mir keineswegs angenehme Aufgabe, aus Gefälligkeit für Widmann und Nietzsche; mich opfermutig bloßstellend, wohl wissend, daß ich mir Unannehmlichkeiten zuziehen würde, falls jemals ein übelwollender oder beschränkter Inspektor hinter meine Besprechung geraten sollte, aber voraussetzend, Nietzsche selber, da er einmal just von unsereinem, also von Nichtphilosophen, beurteilt werden wollte, werde auch mit dem Ergebnis, wie es immer ausfallen möge, vorlieb nehmen. Also ungefähr so, wie man an die Feuerspritze eilt, wenn es brennt (und es brannte bei Nietzsche) und ein Feuerwehrmann plötzlich ohnmächtig geworden ist, obschon man nichts vom Handwerk versteht; hoffend, man werde ob dem hilfreichen Werkeifer allfällige unrichtige Schwenkungen entschuldigen. Nachdem ich dann die Aufgabe angenommen, habe ich mich ihr mit allem Fleiß und aller Gewissenhaftigkeit gewidmet, vierzehn Tage lang vom frühen Morgen bis zum späten Abend, ununterbrochen daran arbeitend. Ich bin auch keineswegs gesonnen, meine damaligen Urteile, die ich nicht mehr kenne (denn ich habe den Text nicht vor mir), ohne weiteres unbesehen zurückzunehmen; denn ob ich schon willig zugebe, es waren die Urteile eines Unberufenen, so weiß ich doch, daß ich meine Urteile nicht leichthin, sondern nach sorgenvoller Prüfung mit meinem besten Wissen und Gewissen aussprach.

Nietzsche nahm denn auch, wie ich gehofft hatte, meine Besprechung mit heller Freude auf, da er die freundschaftliche und achtungsvolle Gesinnung darin wohl verspürte und zu vernünftig war, um zu erwarten, daß ich den Freimut, um dessen willen er mich schätzte, nun plötzlich ihm gegenüber abdanken sollte, auch zu gescheit und zu hochsinnig, um über die Wahrnehmung, daß ich seine Werke erst jetzt, bei diesem Anlaß kennengelernt hatte, empfindlich zu werden; wie denn überhaupt kein großer

Geist jemals voraussetzt, man habe seine Bücher gelesen. Schon freute ich mich darüber, daß meine Arbeit Nietzsches Billigung gefunden, da ereignete sich ein merkwürdiges Phänomen. Widmann berichtete mir, er erhalte jeden halben Tag eine Postkarte von Nietzsche, worin dieser sich immer ungünstiger über meine Besprechung auslasse, Staffel für Staffel abwärts, wie das Quecksilber im Thermometer, und schließlich eine förmliche Wut ausatme. Für dieses Phänomen fanden wir damals keine Erklärung. Heute haben wir sie: er wurde von seinem Anhang gegen meine Arbeit aufgehetzt, ließ sich auch auffallend widerstandslos aufhetzen, so widerstandslos, daß jeder neue Brief, den ihm jemand gegen meine Besprechung schrieb, ihn gegen mich umzustimmen vermochte. Die rätselhaften Postkarten waren mithin bloß die Reflexe der Briefe seiner Anhänger. War Nietzsche überhaupt so drehbar? ‚Aufhetzen‘ ist ein hartes Wort, seien wir gerecht: die Empörung seiner Anhänger über meine Besprechung war, wenn auch, wie ich glaube, nicht berechtigt, doch echt und rein sachlich, ohne jede persönliche Feindseligkeit gegen den Verfasser; wie denn auch später einer der nämlichen Herren sich über eine andere Arbeit aus meiner Feder rückhaltlos zustimmend ausgesprochen hat. Es ist eben nur die alte Geschichte, die sich wiederholen wird, solange die Welt steht: die Apostel sind unduldsamer als die Propheten, die Pfäfflein unduldsamer als die Apostel. Und je tiefer in die Gemeinde hinab, desto dumpfer und giftiger wird die Luft. Jene Herren aber rechne ich zu den Aposteln. Ein Glück, daß Widmann den Takt hatte, Nietzsches übereilten, im Zorn eifer erfolgten Auftrag, mir eine entrüstete Antikritik eines Dritten zuzusenden, einfach nicht auszuführen; so spielte sich die ganze Psychologie ferne von mir ab, ohne mich anzufechten oder auch nur zu berühren, mithin ohne mich zu reizen. Es gibt Menschen, welche Verstimmungen zwischen Freunden vergiften, und Menschen, welche sie versöhnen; Widmann gehört zu diesen letzteren. Ihm hauptsächlich ist es zu verdanken, daß Nietzsche

später von einem bloßen ‚Wölklein‘ zwischen ihm und mir sprechen konnte. Denn hätte ich das Anti erhalten, so würde ich ebenfalls Anti gesagt haben, und zwar scharf. Er kam dann übrigens von selber wieder zu sich; seine große freundschaftliche Gesinnung siegte von innen über seine kleinliche Verfassereitelkeit, ein Zug, der schon für sich allein bezeugt, daß er im Grunde ein guter Mensch war. Er konnte einen trotz allem gern haben, und darum kann man auch ihn trotz allem gern haben.

Es dauerte mehr als fünf Wochen, ehe sich Nietzsche dazu entschließen konnte, mir über meine Besprechung zu schreiben. Er tat das dann in einer Form, die er Ironie zu nennen pflegte (mit dem Worte Ironie glaubte er sich überhaupt immer über alle Verlegenheiten weghelfen zu können, auch über die Verlegenheit von Wahrheiten, die ihm nachträglich unbequem geworden waren), das heißt, auf deutsch gesagt, in einer durch und durch verdrehten Form. Ob ich vielleicht die Neujahrsbeilage des «Bund» (also jenen Aufsatz, den ich über ihn geschrieben) zu sehen bekommen habe, und dergleichen. Die gereizte Stimmung zitterte noch nach, der Brief wimmelte von Verwahrungen gegen meine Urteile, aber die Sprache ist freundschaftlich abgetönt. Das Ganze bedeutete eine Einlenkung. Der Schluß lautete: «Ihnen, werter Herr, zu Dank verpflichtet und, wie ich hoffe, nicht zum letzten Male.» Mit diesem Brief hatte er sich den letzten Rest von Groll vom Herzen geschrieben. Natürlich erwiderte ich seinen Brief; mit was für Worten, weiß ich nicht mehr, jedenfalls auch mit versöhnlichen. Hiermit war Friede und Eintracht wieder hergestellt.

Einige Wochen später, am 4. März 1888, überraschte mich Nietzsche plötzlich mit einer frohen Nachricht: er glaube einen Verleger für meine ästhetischen Aufsätze gefunden zu haben, die Sache sei soviel wie sicher. Er nannte mir die Adresse der Verlags-handlung, erteilte mir Ratschläge, wie mich mit dem Verleger in Verbindung zu setzen, ermahnte mich, mit dankenswerter,

etwas weitgehender Vorsicht, ich sollte mich «nicht zu schweizerisch» benehmen, ja redete sogar schon von Ausstattung und Bogenzahl. Ich jubelte. Also endlich! Voll Glück und Dank lebte ich, nachdem ich mich mit dem genannten Verleger in Verbindung gesetzt, vier bis fünf hoffnungsvolle Monate in der Stimmung eines Erlösten, täglich auf die endgültige Zusage wartend. Noch in einem Brief vom 16. Juli beglückwünschte mich Nietzsche zu meinem Verleger, oder vielmehr nicht mich, sondern, in feinerer und höflicherer Weise, den Verleger zu meinem Werke. Da, wenige Tage später, warf mich ein Absagebrief des Verlegers wieder aus allen Himmeln. Nietzsche, dem ich das enttäuschende Ergebnis mitteilte, nannte mir sofort einen anderen Verlag, erbot sich sogar, falls ich es wünschen sollte, selber an die Verlagsbuchhandlung zu schreiben. Leider wieder alles umsonst; jenes Buch, wie so manches andere meiner Bücher, hat niemals einen Verleger gefunden. ist mithin bis auf den heutigen Tag unveröffentlicht geblieben. Gegenwärtig ist es überhaupt nicht mehr vorhanden. Vereinzelte Aufsätze daraus habe ich später in die «Lachenden Wahrheiten» hinübergerettet. Darauf gab es wieder einige Monate lang eine Pause zwischen uns. Das bittere Gefühl der schmerzlichsten Enttäuschung lähmte mich eben. «Ach dieser Nietzsche, der mir nun schon seit zwölf Monaten beständig Verleger vorspiegelt, die er doch nicht hat! Gewiß, es ist nicht seine Schuld, er bemüht sich nach Kräften, ich weiß ihm auch Dank dafür, allein lieber als immer von neuem diese grausamen Enttäuschungen zu erleben, will ich gar nichts mehr hoffen, nichts mehr wissen, nichts mehr hören.»

Da flog im Spätherbst 1888 Nietzsches «Fall Wagner» auf meinen Schreibtisch. Ich erinnere mich nicht mehr, ob Nietzsche selber mir die Schrift zusandte, oder Widmann, oder ob die «Basler Nachrichten», an welchen ich damals ebenfalls arbeitete, mir das Heft zur Besprechung übergaben. Widerstrebend nahm ich es zur Hand. «Soll ich nun alle die Empfindlichkeiten und Zornesaus-

brüche Nietzsches von vorigem Jahre noch einmal durchkosten müssen?» Doch siehe da, diesmal konnte ich jubelnd zustimmen, denn ich fand meine eigenen Urteile in dieser Schrift. Glückliche, Nietzsche zum Dank für seine vielen, wenn auch vergeblichen Bemühungen einmal eine volle ungetrübte Freude bereiten zu dürfen, begnügte ich mich nicht damit, meinen frohlockenden Beifall ein einziges Mal auszusprechen, ich tat es gleich zweimal, im «Bund» und in den «Basler Nachrichten». Natürlich zeigte sich Nietzsche über meinen unverhofften Beifallsjubel hochofren. Er ersuchte mich, ihm beide Aufsätze nach Turin zu schicken, und sprach seine gespannte Erwartung aus, was wohl die übrige Welt dazu sagen werde. Es kam anders, als er gehofft hatte. Ich glaube nämlich, er trug sich wirklich mit der Hoffnung, Wagners Ansehen, das er ja mitbegründen half, wieder vernichten zu können. Die alte Täuschung, wie sie einst die deutschen Kaiser erlitten: die Täuschung, man könne den Papst, den man eingesetzt, einfach wieder absetzen. Nietzsche hatte dabei eines nicht vor Augen: die Unselbständigkeit des menschlichen Urteils, welches vor dem Weltruhm blindlings abdankt. Kurz gemeldet, Nietzsches «Fall Wagner» wurde überall kühl empfangen, mit weisen Reden und bedenklichen Gesichtern; ich blieb meines Wissens der einzige, der freudig und ohne jede Einschränkung Beifall zollte. In einer Karte aus Turin vom 19. November verriet er mir übrigens, was ich nicht wußte und nicht ahnen konnte, daß nicht einzig der sachliche Eifer ihn zu der Streitschrift bewogen hatte, sondern daß auch persönlicher Nach-Haß gegen den toten Wagner mitspielte. Oder wie soll ich folgenden Satz sonst verstehen? «Daß ich meine ‚Bekehrung‘ an «Carmen» anknüpfe, ist natürlich—Sie werden keinen Augenblick daran zweifeln—eine Bosheit mehr von mir. Ich kenne den Neid, die Wutausbrüche Wagners gegen den Erfolg von «Carmen», und so weiter.» Nach und nach geschah ihm dann Meldung von der kühlen, ablehnenden Aufnahme seines «Fall Wagner» in Deutschland, woraus er erfuhr, daß Wag-

ner fester auf seinem Ruhmespostament saß, als er geglaubt hatte. Der Schuß hatte nicht getroffen, und Nietzsche hatte nichts davon als den Rückstoß. Das versetzte ihn in lodernnden Zorn. Und in seinem Zorn plante er einen zweiten, noch viel heftigeren Angriff, einen rücksichtslosen ‚Krieg‘ gegen Wagner, die ganze neuere Musik mitinbegriffen. Wie viel Teile heiligen sachlichen Wahrheitseifers, wie viel Teile persönlicher Rachsucht und verletzter Eitelkeit dieser kriegerische Grimm enthielt, wer vermöchte das auseinanderzulesen? Kurz, ein Vernichtungskrieg sollte geschehen. Für diesen Krieg sah er sich nach einem Genossen um, und da ich der einzige gewesen war, der ihm frohlockend zugestimmt, erschien ich ihm als der gegebene Verbündete. Das wäre ja soweit auch ganz richtig und vernünftig gewesen, ich würde in der Tat mit Vergnügen, obschon ich seine Hoffnung auf Erfolg keineswegs teilte, mit ihm gegen die moderne Musik zu Felde gezogen sein; denn wir bekannten ja hier, wie in so manchen anderen Dingen, denselben Glauben und dieselbe Überzeugung, urteilten sogar in fast allen Einzelheiten übereinstimmend. Allein nun kamen ihm Bedenken. Welcher Art die Bedenken waren, und warum sie sich erst für den zweiten Feldzug meldeten und nicht für den ersten, habe ich nicht zu enträtseln. Seine einstige Freundschaft mit Wagner? Die rücksichtslose Heftigkeit, mit welcher der zweite Krieg geführt werden sollte? Mir scheint, nach dem «Fall Wagner» war nichts mehr zu verderben. Wie dem auch sein möge, die Tatsache ist da: es kam ihm der Gedanke, den zweiten Krieg nicht wie den ersten, ehrlich und offen mit erhobenem Banner, sondern lieber aus dem Hinterhalte zu führen, den Bundesgenossen ins Treffen zu schicken und diesem heimlich die Waffen zu liefern. Er bat mich daher, ich möchte an seiner Statt eine Schrift von demselben Umfang wie der «Fall Wagner» herstellen und (unter meinem Namen) herausgeben, welche den Titel haben sollte «Nietzsche contra Wagner» und den Untertitel «Aktenstücke aus Nietzsches Werken». In dieser Schrift sollte ich

nachweisen, daß er, Nietzsche, keineswegs, wie die deutsche Kritik irrtümlich behauptete, eine späte, plötzliche Sinnesänderung gegenüber Wagner vorgenommen habe, sondern daß er tatsächlich schon seit zehn Jahren gegen Wagner Krieg führe. Das könne und wolle er aus seinen Werken beweisen. Die Beweisstellen (auf die er mich vorläufig hinwies—es waren ihrer acht) wolle er selber zusammentragen, eigenhändig abschreiben und mir zusenden. Ich wiederum sollte eine fulminante Vorrede dazu schreiben, die einer Kriegserklärung gegen Wagner und die ganze moderne Musik gleichkäme. Darauf konnte ich nun selbstverständlich nicht eingehen; ich würde meine Leser zu beleidigen fürchten, wenn ich glaubte erklären zu müssen, warum nicht. Ich antwortete ihm also, daß ich sehr bedauere, seinen Vorschlag nicht annehmen zu können, da es mir richtiger schein, wenn jeder von uns das, was er zu sagen habe, unter seinem eigenen Namen selber sage. Das schrieb ich nicht ohne schwere Besorgnis, wie er wohl diesen Bescheid aufnehmen würde, da ich ja seine Reizbarkeit und seine Empfindlichkeit in Eitelkeitsangelegenheiten aus Erfahrung kannte; allein ich konnte keinen anderen Bescheid geben, selbst auf die Gefahr hin, mich deswegen mit Nietzsche zu überwerfen. Während ich mit Spannung eine Rückäußerung auf meinen Bescheid erwartete, erhielt ich eine hastig geschriebene Postkarte (gestempelt Turin, 12. Dezember), es wäre ihm verwichene Nacht eingefallen, man würde doch entdecken, daß er als Urheber dahinter stecke, es ständen zu private Dinge darin, er komme daher von seinem gestrigen Vorschlag zurück. Von meinem ablehnenden Bescheid kein Wort. Natürlich, er konnte den noch gar nicht empfangen haben, der war erst unterwegs, mein Brief und seine Karte hatten sich gekreuzt. Also, er nahm seinen Vorschlag zurück, oder richtiger ausgedrückt, der Vorschlag krebste zurück, einzig aus Furcht vor Entdeckung. «Ich bitte um Nachsicht», lautete die letzte Zeile; beiläufig bemerkt, die letzte Zeile, die ich überhaupt von Nietzsches Hand besitze

(einen bedauerlichen und bedauernswerten Wirrwarr abgerechnet, der mir einige Monate später seine Geistesumnachtung offenbarte). Es hätte der Bitte um Nachsicht nicht erst bedurft, damit ich tat, was zu tun war. Eines Freundes BlöÙe deckt man zu; es hat keine Menschenseele eine Silbe von all dem erfahren. Wäre der ganze Handel lauterer gewesen, hätte Nietzsche vor allem seinen Vorschlag statt eitel aus Klugheitsgründen, aus edleren Bedenken zurückgezogen, so würde ich noch ein übriges getan haben, das was ich immer zu tun pflege, wenn einem Freund in der Übereilung ein Fehler entschlüpft: ich hätte seinen Brief zerrissen und aus meinem Gedächtnis gelöscht.

Inzwischen mußte aber auch mein ablehnender Bescheid in Turin eingetroffen sein—leider! Denn der war ja jetzt überflüssig geworden, und ich hätte ihn gerne nach Afrika statt nach Turin verwünscht. Beklommenen Herzens harrete ich der Wirkung, hoffend, Nietzsche werde sich eingestehen, er habe sich die Ablehnung selber zugezogen. Wie dann Tag für Tag und Woche um Woche vorüberging, ohne daß ich das mindeste Lebenszeichen von ihm erhielt, atmete ich allmählich auf. «Diesmal hat er den guten Geschmack gehabt», schloß ich aus seinem Schweigen, «seine gekränkte Eitelkeit in Minne zu verwinden; es beißt ihn zwar ein wenig, er braucht ein wenig Zeit, um es zu vergessen, aber er sieht es ein, und die kleine Wunde heilt von selber.»

Ich habe ihn überschätzt. Wenn er schwieg, so war es, weil er mirs nicht verzieh; wenn er nicht brieflich gegen mich polterte, so geschah es, weil er vorzog, seinem Groll auf andere Weise Luft zu machen: durch feindselige Bemerkungen über mich in seinen Werken. Es herrscht für mich nicht der mindeste Zweifel: was immer Nietzsche nach dem 15. Dezember 1888 Abfälliges mag über mich ausgesagt oder niedergeschrieben haben, ist nichts anderes als die Rache dafür, daß ich eine unannehmbare Zumutung zurückgewiesen habe. Und da es ihm auf einen Anbiß mehr oder weniger nicht ankam, nahm er Widmann auch gleich mit, von

welchem ihm zwar nie etwas anderes als Freundlichkeiten und Gefälligkeiten zugekommen waren, der aber jetzt in seinen Augen den Fehler hatte, mein Freund zu sein. Sollten aber die wegwerfenden Auslassungen über Widmann und mich früher niedergeschrieben worden sein, dann erhielten wir folgende Gleichung: bittet mich, ich möchte mich vor ihn hinstellen, damit er hinterücks Wagner anfallen könne, und hat gleichzeitig eine Schrift in der Schublade, worin er mich anfällt. Man kann Nietzsche unmöglich vorwerfen, er habe sich hier «zu schweizerisch» benommen.

So endeten meine Beziehungen zu Nietzsche. Mitten in jubelnder Übereinstimmung, in mutiger Bundesgenossenschaft eine plötzliche Fermate über einen Mißklang, gefolgt von einer ewigen Generalpause. Ernst und andächtig prüfe ich mich: Trage ich die Schuld an diesem unerquicklichen Schluß? Der Leser möge entscheiden, indem ich ihn bitte, mir auf folgende Frage zu antworten:

Würden Sie jenen Vorschlag Nietzsches, den ich abgelehnt, angenommen haben?

*

Wie man sieht, war es ein magerer und geistig wenig ergiebiger Briefwechsel, welchen ich mit Nietzsche pflog; drehte er sich doch hauptsächlich um das leidige Thema, ob es gelingen werde, einem vergessenen und verlassenem Schriftsteller, der keinen Verleger mehr hatte finden können, einen Verleger zu verschaffen.

Und dennoch ist mir der Briefwechsel teuer, weil er mir einen anderen Nietzsche offenbarte, als den Nietzsche meiner Vorurteile, auch einen anderen Nietzsche, als den Nietzsche seiner Werke und Taten, einen privaten Nietzsche, den Nietzsche als Menschen, und zwar als wohlwollenden, gutartigen, gewinnenden Menschen. Ich habe ihn in diesen Briefen als feinfühlig, warmherzig, ja sogar weichherzig kennengelernt. Von seiner Feinfühligkeit ein Bei-

spiel: Nie, selbst nicht im Zustande der Gereiztheit, hat er mir mit einem Wörtlein verraten, daß ich die Mitarbeiterschaft am «Kunstwart» ihm verdanke. Von seiner Warmherzigkeit zeugen die unermüdlichen, nie erlahmenden Bemühungen, einem ihm wildfremden Menschen behilflich zu sein, Bemühungen, welche sich durch ihre mutige, frische Gebärde auszeichneten. Seine Weichherzigkeit lernte ich kennen, wenn er protestierte und spektakelte. Nie entschlüpfte ihm dabei ein verletzendes Wort, immer bekundete er das Bedürfnis, den Einspruch freundschaftlich abzutönen; sein Herz ertrug es nicht, einem wehe zu tun. Ich habe ihn nie lieber gehabt, als wenn er mich bekriegte oder tadelte. Einmal schrieb er mir: «Das nimmt mich ein wenig gegen Sie ein, verzeihen Sie.» Das ist ja inhaltlich nichts Liebenswürdigen, im Gegenteil, allein die Unliebenswürdigkeit ist so ausgedrückt, wie sich eben nur ein liebenswürdiger Mensch ausdrückt. Was nahm ihn übrigens ein wenig gegen mich ein? Wann hatte er Anlaß, mich zu tadeln? Gleich am Anfang unserer Verbindung, beim ersten Briefwechsel, auf Grund eines Mißverständnisses meiner Meinung. Ich hatte nämlich meinen Ingrim gegen die Verleger und die damaligen Machthaber der Presse ausgeschäumt. «Feil und feige» hatte ich sie genannt. Diesen Ausspruch verwies er mir, väterlich abmahnend, im Tone eines über allen Leidenschaften schwebenden Weisen. Wenn man so hoch über der Menge stände wie ich, belehrte er mich, so müsse man eben auch auf das Entgegenkommen und den Beifall der Menge verzichten. Dergleichen. Er hatte gut belehren, seine Bücher wurden gedruckt, und mehr als das hatte ich ja gar nicht begehrt. Zum Verzicht auf das Entgegenkommen und den Beifall der Menge brauchte ich wahrlich nicht erst ermahnt zu werden, ich glaube, ich habe das zeitlebens gut gekonnt, vielleicht besser als Nietzsche. Aber ein hübsches Bild, nicht wahr? Nietzsche, der einem andern ein Beruhigungspülverlein darreicht? Wenn schon seine Briefe mich gewannen, wie würde es erst seine Persönlichkeit getan

haben! Ich bedauere daher wohl, niemals sein Gesicht gesehen, niemals seine Stimme gehört zu haben. Ob sich bei persönlicher Bekanntschaft vielleicht ein Freundschaftsverhältnis zwischen uns entwickelt hätte? Wer vermöchte das zu erraten? Indessen, wie verhielt sich denn überhaupt Nietzsche als Freund? War er beständig? Ich hatte immer das Gefühl, das beste Mittel, immer gut Freund mit ihm zu bleiben, sei, niemals sein Freund zu werden. Der Umstand, daß ich seinen Werken ferne blieb, daß ich ihn überhaupt nicht so uneingeschränkt zu bewundern vermochte, wie er es gewohnt war, wäre kein Hindernis gewesen. Ich glaube im Gegenteil, gerade das, daß ich seine Orakelien und Halbgöttereien nicht ernst nahm, war ihm gar nicht so unwillkommen. An diesem Glauben machen mich auch seine spektakelnden Proteste nicht irre. Wer das Gleichgewicht verloren hat, mag den Widerstand.

*

Nun noch zu der Legende, also zu dem immer von neuem herumpukenden Gerüchten über ein rätselhaftes, noch unbekanntes näheres Verhältnis zwischen Nietzsche und mir. Die einen wollten mich als Schüler oder Jünger Nietzsches ausgeben, andere sprachen von intimer Freundschaft, wieder andere rieten auf Geistes- und Gesinnungsverwandtschaft, irgendeine nähere Zusammengehörigkeit schien sicher. Alle diese Sagen gehen von einem einzigen nämlichen Punkte aus: von dem Eindruck einer auffallenden Familienähnlichkeit zwischen Nietzsches «Zarathustra» und dem «Prometheus und Epimetheus» des Felix Tandem (so hieß mein Pseudonym). Ob nun die angebliche Ähnlichkeit zwischen beiden Büchern wirklich bestehe oder ob der Eindruck bloß auf einer Täuschung beruhe, welche bei näherem Hinsehen verschwindet, ist eine Frage für sich; ich melde hier nur die Tatsache: der Eindruck war und ist da, und zwar allgemein, da er sich bei neuen Lesern immer wieder von neuem wiederholt. Die

einfachste und nächstliegende Auskunft, sich dieses Phänomen zurechtzulegen, war, meinen «Prometheus» als eine Nachahmung des «Zarathustra» zu erklären; und das geschah denn auch, so daß ich kurzer Hand in das Gefolge Nietzsches verwiesen wurde. Diese Annahme, weil ihr von niemand widersprochen wurde, pflanzte sich dann immer weiter fort und wurde schließlich so allgemein, daß einer meiner Freunde, der es besser wußte (nicht Widmann, sondern ein anderer), mich um die Erlaubnis ersuchte, einschreiten zu dürfen, indem er nachweise, daß mein «Prometheus» zwei Jahre früher im Druck erschien als Nietzsches «Zarathustra», folglich unmöglich eine Nachahmung des «Zarathustra» sein könne. Die Erlaubnis erteilte ich ihm unter der Bedingung, daß er nicht etwa gegen Nietzsche Stellung nehme, kein unfreundliches Wort gegen ihn sage, sondern sich auf die einfache Mitteilung der Tatsache beschränke. Der Kürze halber tat ich es dann schließlich selber, im «Kunstwart», ich weiß nicht mehr, in welchem Jahre, es mag 1902 oder 1903 gewesen sein; hiermit war natürlich dem Gerede ein Riegel vorgeschoben, denn an der Tatsache ließ sich nichts mangeln und markten. Darauf blieb es ein Weilchen stille; hernach aber begann allmählich die Frage den Kopf nach der anderen Seite zu drehen: «Könnte vielleicht umgekehrt Nietzsches «Zarathustra» von Tandems «Prometheus» beeinflußt worden sein?» Meines Wissens war Weingartner der erste, der klar und bestimmt, zu meinem großen Erstaunen, seine feste Überzeugung öffentlich aussprach, daß in Nietzsches «Zarathustra» sich ganz unzweifelhaft deutliche Spuren großer Beeinflussung durch Tandems «Prometheus» erkennen ließen. Das sagte er im Jahre 1904. Ihm gesellten sich später andere bei, und seit dem vorigen Jahre, wo mein «Prometheus» aus der Gruft eines schweizerischen Verlages in einen großen deutschen Verlag überging und hiermit einer größeren Leserwelt zugänglich wurde, taucht die nämliche Überzeugung an allen Orten und Enden öffentlich auf; die Frage ist eben reif geworden und läßt sich

schlechterdings nicht mehr aufhalten, selbst nicht von mir, der immer den Wunsch hegte, sie möge nicht zu meinen Lebzeiten aufgeworfen werden. Wer mich kennt, der braucht nicht erst meine ausdrückliche Versicherung, daß ich, weit entfernt zu schüren, im Gegenteil abmahnte, wo ich nur konnte.

Unter solchen Umständen, ich meine, seit ich sehe, daß sich die Erörterung nicht mehr aufhalten läßt, erachte ich es für meine Wahrheits- und Offenheitspflicht, meine Stellung zu der Frage klar und deutlich mitzuteilen.

Ich für meinen Teil habe niemals eine Ähnlichkeit zwischen jenen beiden Büchern behauptet, also auch nie die Beeinflussung des einen Buches durch das andere. Ich habe das Recht und beanspruche es, mich nicht darum kümmern zu müssen, ob ein anderer aus einem meiner Bücher Anregung oder was sonst schöpfe; das geht ihn an, nicht mich. Darum darf und will ich der Frage, wie ich ihr zwanzig Jahre fern geblieben bin, auch in Zukunft fern bleiben. Und um ihr auch in Zukunft fern bleiben zu können, will ich keine eigene Überzeugung gewinnen; und um zu keiner eigenen Überzeugung genötigt zu werden, habe ich mir verboten, den «Zarathustra» (in welchen ich einst, anlässlich jener Besprechung, nur flüchtig hineingeblickt, um ihn nach der Probe von zwei Seiten wieder wegzulegen) nachträglich zu lesen.

Ich halte es zwar für richtig, daß, im Falle wirklich eine auffällige Ähnlichkeit zwischen beiden Büchern bestehen sollte, die Frage nach der Möglichkeit einer Beeinflussung aufgeworfen werde, denn es ist eine Frage nach der Wahrheit; ich halte es ebenfalls für richtig, daß, wer sich hierüber eine feste, unerschütterliche Überzeugung gebildet hat, die er vor seinem Wissen und Gewissen verantworten kann, diese Überzeugung ausspreche. Aber bitte, ohne mich, tun Sie ganz, als ob ich tot wäre. Kurz, ich verhalte mich in dieser Frage streng neutral, neutraler sogar, als ich es damals im «Kunstwart» tat, wo ich mich dahin aussprach, daß mir eine Beeinflussung aus psychologischen Gründen nicht wohl

denkbar scheine. Auch jetzt noch scheint sie mir beinahe undenkbar; wie könnte zum Beispiel ein Verfasser, nachdem er einem andern irgend etwas abgesehen hätte, diesem andern vor aller Welt vorwerfen, es mangle ihm der Sinn für Originalität?

Andrerseits wiederum sind aber mittlerweile Dinge zum Vorschein gekommen, welche mich doch ein wenig stutzig gemacht haben, so daß ich heute vorziehe, von meinem Rechte der strengsten Neutralität vollen Gebrauch zu machen. Im Grunde handelt es sich um eine verhältnismäßig untergeordnete Frage; Hauptsache wird immer der Wert oder Unwert jedes der beiden Bücher, für sich betrachtet, bleiben. Was ein einheitliches Ganzes darstellt, ist unter allen Umständen etwas Neues; was Wert hat, dem kann sein Wert durch keinen Nachbarwert geschmälert werden; und schließlich hat ja die Welt – meinen Sie nicht auch? – Platz genug für zwei Bücher und zwei Menschen.

INHALTSVERZEICHNIS

INHALT

MEINE FRÜHESTEN ERLEBNISSE

1845–1849

Hilflos und sprachlos		<i>Der geheimnisvolle Vater</i> . . .	68
<i>Die Träume des Kindes</i>	9	<i>In der Einsamkeit</i>	70
<i>Freilufttheater</i>	11	<i>Bilderbücher</i>	72
<i>Die Großmutter</i>	12	<i>Welk</i>	75
<i>Wach in den scharfen Tag</i>	14	<i>In der Kirche</i>	76
<i>Kinderstubenprosa</i>	16	<i>Nachbarschaft</i>	77
<i>Gutes hinter den Bergen</i>	17		
In Basel		Der Ausflug nach Bern	
<i>Das erste Reischen</i>	20	<i>Über den Berg</i>	80
<i>Ein wohnliches Gäßlein</i>	23	<i>Jenseits des Berges</i>	83
<i>Das verlorene Kind</i>	25	<i>Solothurn, die goldene Mär-</i> <i>chenstadt</i>	85
<i>Allerlei Basel</i>	27	<i>Ein Ausblick</i>	87
<i>Wonne</i>	29	<i>Im tiefen Wald</i>	88
Im Reiche der Großeltern		<i>Der Elefant, oder Sinn und Be-</i> <i>deutung der Stadt Bern</i>	91
<i>Hinter dem Hause</i>	31	<i>Die Heimfahrt</i>	93
<i>In der Wirtsstube</i>	34		
<i>Der Götti</i>	37	Der Vater daheim	
<i>Zuwachs und Nachkommen-</i> <i>schaft</i>	39	<i>Der lustige Papa</i>	97
<i>Auf dem Felde</i>	41	<i>Welträtsel</i>	99
<i>Die Betzeitglocke</i>	42	<i>Verwaist!</i>	100
<i>Der Vater tritt auf</i>	44	<i>Das erste Bad</i>	101
In Waldenburg		<i>Oberst Sulzberger</i>	102
<i>Salomelis erstaunliches Kunst-</i> <i>werk</i>	46	<i>Hausfleiß</i>	106
<i>Der Wasserfall</i>	49	<i>Was sich gehört, soll geschehen</i>	107
<i>Das glückspendende Höflein</i>	51	<i>Etwas Entsetzliches, das ich</i> <i>nicht mitansehen kann</i>	108
<i>Gesegneter Abendfriede</i>	53	Frühling innen und außen	
<i>Ein ergötzliches Städtchen</i>	54	<i>Gärtnern</i>	111
<i>Die geräuschfrohe Base</i>	56	<i>Die Kapuziner der Hoffnung</i>	113
<i>Bei Herrn Meyer im Himmel</i>	58	<i>Höhe und Ferne</i>	115
Im neuen Hause		<i>Fräulein Lebenslust</i>	117
<i>Papa baut ein Häuschen</i>	60	Übersiedelung nach Bern	
<i>Liedlein singen</i>	63	<i>Unternehmend</i>	120
<i>Auf dem Dachboden</i>	64	<i>Schönthal</i>	122
<i>Die vergnüglichen Sträflinge</i>	65	<i>Es kommt anders</i>	124
<i>Santiklaus</i>	67	<i>Die Auswanderung</i>	126
		<i>Heimweh</i>	128

* AUS DEN BERNER KNABENJAHREN

1849–1856

Die glückliche Jugendzeit	135	«Darf ich zum Christen?»	143
Gutartige Lehrer	138		

* AUS DEN BASLER SCHULJAHREN

1857–1863

Trommelfreuden	149	Wilhelm Wackernagel, der große Lehrer	158
* Über Zeichenunterricht	155	Böcklin, Burckhardt, Basel	163

* DAS ENTSCHIEDENDE JAHR

1862

Erster Teil: Frühling 1857 bis Herbst 1861. «Es keimt»

<i>Eine hohe Liebe</i>	169	<i>Eugenia</i>	197
<i>Ein Schluck Paradies</i>	171	<i>Geistiges Erwachen</i>	199
<i>Tanzkameradschaft</i>	173	<i>Das Steinenbrücklein</i>	202
<i>Konfirmationsidyll</i>	175	<i>Der Seher</i>	203
<i>Carlo dolce</i>	177	<i>Der ‚Philosoph‘</i>	206
«Darf ich ins Pfarrhaus?»	179	<i>Bruder Sokrates</i>	207
<i>Sonntagnachmittag im Pfarrhaus</i>	185	<i>Vandal</i>	208
<i>Der Freund</i>	190	<i>Reitende Ferien</i>	209
<i>Der schöne Dreibund</i>	193	<i>Ein Lied ohne Worte</i>	212
		<i>Der Segen Eugénias</i>	214
		<i>Die zwei ersten Tagebuchseiten</i>	218

Zweiter Teil: Herbst 1861 bis Mai 1862. «Es schmerzt»

<i>Übersicht</i>	223	<i>Aufbruch der Eingebornen gegen das Pfarrhaus</i>	248
<i>Als Maler entdeckt!</i>	225	<i>Das deutsche Mädchen</i>	250
<i>Malstudien</i>	226	<i>Hütchenbauer</i>	251
<i>Nero</i>	230	<i>Die märchenhafte Freund- schaftswanderung</i>	253
<i>Postume Lorbeeren</i>	232	<i>Das böse Konzert</i>	257
<i>Annas und Pepis Triumphe</i>	233	<i>Ein literarisches Fiasko</i>	259
<i>Die erste Auflehnung</i>	237	<i>Die beiden Cicerone</i>	262
<i>Schulkrieg</i>	239	<i>Ein Trugschluß</i>	264
«Verzweiflungen»	243		
<i>Fastnacht</i>	246		

Dritter Teil: Sommer 1862. «Es gärt»

<i>Lanzenwerfen</i>	266	<i>Ein philosophisches Schweizer- reisen</i>	274
<i>Exaltation des «Ich»</i>	268	<i>Die große Oase</i>	280
«Würde des Menschen»	270		
<i>Katastrophensamen</i>	272		

Vierter Teil: Herbst 1862. «Ich will»

<i>Verfinsterung</i>	283	<i>Vorher und nachher, hüben und drüben</i>	292
<i>Musiker?</i>	285	<i>Die ersten Tage meines jungen Dichters</i>	295
<i>Nein, Dichter!</i>	288	<i>Schluß</i>	299
<i>Nachprüfung</i>	290		

* DAS HAUS WIDMANN

Das Pfarrhaus Widmann in Liestal	505	<i>Widmanns Versuchskaninchen</i>	326
Joseph Viktor Widmanns Elternhaus	515	<i>Freundschaftsschwärmerei</i>	327
Wie ich mich mit Widmann zusammenfand		Was ich Widmann verdanke	
<i>Unsere erste Begegnung</i>	520	<i>Der Jugendfreund</i>	331
<i>Beim gemeinschaftlichen Mittagessen</i>	521	<i>Der Helfer</i>	338
<i>Der gute Kamerad</i>	523	Wenn Widmann ins Zimmer trat	342
<i>Der ‚Bleistiftmensch‘</i>	524	Zeder und Pflanzschule	347
		Frau Joseph Viktor Widmann †	363

* AUF HOHEN SCHULEN

1863–1871

Feuerversicherungsagent	569	<i>Über Poesie und Literatur</i>	394
Ein Menschenrecht	571	<i>Über Musik</i>	399
Allerseelen	572	<i>Philosophie, Philologie und ‚Schulsack‘</i>	403
Jacob Burckhardt in seinen geschichtlichen Vorträgen	574	* Student in Heidelberg	409
Jacob Burckhardt und der Student	578	<i>Meine Milchkur</i>	413
<i>Burckhardts Weltanschauung</i>	579	Lebensbeschreibung, * (der Basler theologischen Prüfungsbehörde eingereicht, 1871)	421
<i>Über Geschichte</i>	585		
<i>Über die Gegenwart</i>	588		

* POETISCHE LEHRJAHRE

Die Musik mein Zuchtmeister	441	Mein Schaffen und meine Werke	472
Meine poetischen Lehrjahre	448		

MEINE BEZIEHUNGEN ZU NIETZSCHE 491

*Die ergänzten Überschriften sind mit einem Stern * bezeichnet.*



CARD SHEETS



1110
BIOGRAPHIC
SERIES

